

Zeitschrift für die Fächer Latein und  
Griechisch an Schulen und Universitäten

# FORUM CLASSICUM



INHALT

ISSN 1432-7511

1/2014

	Editorial	3
Christoph Helm	Aspekte europäischer Bildungstradition	4
Lothar Zieske	Humanismus und Nationalgefühl/Nationalismus im Ersten Weltkrieg	14
Wolfgang Schibel	Sieben Fallen des Lateinunterrichts – und sieben Auswege zu e i n e m Ziel	32
Hermann Schulze-Berndt	Humanismus heute - 16 Thesen	45
Heinz-J. Schulz-Koppe	Latein und Türkisch	46
Christoph Wurm	Rom und Latein in der Literatur des spanischen Goldenen Zeitalters	51
	Personalia	57
	Zeitschriftenschau	58
	Besprechungen	65
	Varia	93
	Adressen der Landesverbände	98

Deutscher Altphilologenverband

# Neuausgaben in der Universal-Bibliothek

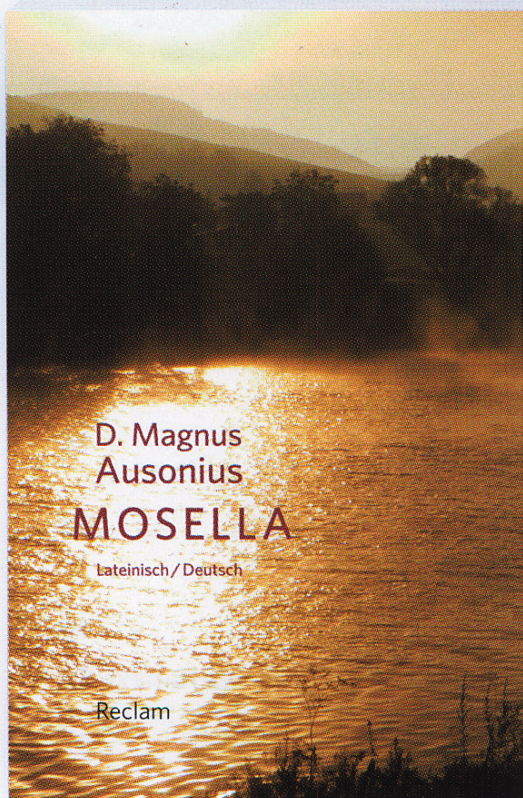
## Reclams Lateinisches Zitate-Lexikon

Von Muriel Kasper

Lat./Dt. · Klappenbroschur

432 S. · UB 19196 · € 9,80

Rund 3000 lateinische Zitate, alphabetisch sortiert, mit deutscher Übersetzung und Quellenangabe. Ein Quellenregister und ein Schlagwortregister ermöglichen einen schnellen Zugriff.



## D. Magnus Ausonius: Mosella / Die Mosel

Mit Texten von Symmachus und Venantius Fortunatus

Bibl. erg. Neuausg. · Lat./Dt.

Hrsg., Übers. und Komm.: Otto Schönberger

112 S. 5 Abb. · UB 19183 · € 5,00

Der Lobpreis der Mosel in den 483 Versen des gallischen Dichters Ausonius gehört zu den berühmten Zeugnissen über das römische Germanien der Spätantike. Die zweisprachige Ausgabe enthält zahlreiche Anmerkungen und ein Nachwort mit Informationen nicht nur zu Autor und Werk, sondern auch über Trier und das Moselgebiet in der Spätantike.

— RECLAMS —

## LATEINISCHES ZITATEN LEXIKON

Muriel Kasper

” ERIPE TE MORAE ! /  
ENTREISSE DICH DEM ZAUDERN ! //  
IN DUBIO PRO REO / IM ZWEIFEL FÜR DEN  
ANGEKLAGTEN // TACERE MULTIS DISCITUR  
VITAE MALIS / SCHWEIGEN LERNT MAN  
AUS DES LEBENS ZAHLREICHEN ÜBELN //  
EXPERTO CREDITE ! / GLAUBET DEM, DER ES  
AUS ERFAHRUNG WEISS ! // IN EADEM  
ES NAVI / DU BIST IM SELBEN BOOT //  
A LASSO RIXA QUAERITUR / WER MÜDE IST,  
SUCHT STREIT // AETAS VOLAT /  
DIE ZEIT FLIEGT DAHIN

Wir informieren Sie gerne über unsere speziellen  
Bezugsbedingungen für Lehrer.  
Tel.: 07156 -163155 | E-mail: lehrerservice@reclam.de

# Reclam

## Editorial

Dieses Heft erscheint kurz vor dem 32. DAV-Kongress, der auf Einladung unserer österreichischen Kollegen erstmals seit Wiederbegründung des DAV im Jahr 1950 im Ausland stattfindet, in Innsbruck vom 22. bis 25. April 2014. Wir freuen uns und hoffen auf ein Wiedersehen mit recht vielen engagierten Kolleginnen und Kollegen aus Schule und Universität. Das Motto lautet „Alte Sprachen bauen Brücken“, und das gilt in gewisser Weise auch für das vorliegende Heft:

Der altsprachliche Unterricht baut Brücken zwischen Vergangenheit und Gegenwart, zwischen den Völkern und zwischen den Sprachen. Wegen des größeren Umfangs der Hauptbeiträge mussten die Rubriken „Zur Diskussion gestellt“, „Leserforum“ und „Berichte und Mitteilungen“ diesmal entfallen bzw. auf das nächste Heft verschoben werden, wofür wir um Verständnis bitten.

ANDREAS FRITSCH

---

## Impressum

ISSN 1432-7511

57. Jahrgang

Die Zeitschrift **FORUM CLASSICUM** setzt das von 1958 bis 1996 in 39 Jahrgängen erschienene „Mitteilungsblatt des Deutschen Altphilologenverbandes“ fort. – Erscheinungsweise vierteljährlich. Die im FORUM CLASSICUM veröffentlichten Beiträge sind im Internet unter folgender Adresse abrufbar: <http://www.altphilologenverband.de>

**Herausgeber:** Der Vorsitzende des Deutschen Altphilologenverbandes: <http://www.altphilologenverband.de>  
Univ.-Prof. Dr. Bernhard Zimmermann, Albert-Ludwigs-Universität Freiburg, Seminar für Klassische Philologie, Platz der Universität 3, 79085 Freiburg, Tel.: (0 761) 2 03 - 31 22, E-Mail: [Bernhard.Zimmermann@altphil.uni-freiburg.de](mailto:Bernhard.Zimmermann@altphil.uni-freiburg.de)

**Schriftleitung:** Prof. Andreas Fritsch, Univ.-Prof. a. D., Freie Universität Berlin, Institut für Griechische und Lateinische Philologie, Habelschwerdter Allee 45, 14195 Berlin (Privatanschrift: Wundtstr. 46, 14057 Berlin); E-Mail: [classics@zedat.fu-berlin.de](mailto:classics@zedat.fu-berlin.de)

Die **Redaktion** gliedert sich in folgende Arbeitsbereiche:

1. Schriftleitung, Berichte und Mitteilungen, Allgemeines (s. o.);
2. Didaktik, Schulpolitik:  
StRin Bärbel Flaig, Anton-Sommer-Straße 41, 07407 Rudolstadt, [litterae26@aol.com](mailto:litterae26@aol.com)
3. Fachliteratur, Schulbücher, Medien:  
StD Dr. Dietmar Schmitz, Am Veenteich 26, 46147 Oberhausen, [monikaunddietmar@gmx.de](mailto:monikaunddietmar@gmx.de)
4. Zeitschriftenschau:  
Prof. Dr. Felix Mundt, Humboldt-Universität zu Berlin, Institut für Klassische Philologie, [felix.mundt@staff.hu-berlin.de](mailto:felix.mundt@staff.hu-berlin.de)  
Dr. Roland Granobs, Nordhauser Str. 20, 10589 Berlin, [granobs@aol.com](mailto:granobs@aol.com);  
StD Dr. Josef Rabl, Kühler Weg 6a, 14055 Berlin, [Josef.Rabl@t-online.de](mailto:Josef.Rabl@t-online.de)

Die mit Namen gekennzeichneten Artikel geben die Meinung des Verfassers, nicht unbedingt die des DAV-Vorstandes wieder. – Bei unverlangt zugesandten Rezensionsexemplaren ist der Herausgeber nicht verpflichtet, Besprechungen zu veröffentlichen, Rücksendungen finden nicht statt. – **Bezugsgebühr:** Von den Mitgliedern des Deutschen Altphilologenverbandes wird eine Bezugsgebühr nicht erhoben, da diese durch den Mitgliedsbeitrag abgegolten ist (**Wichtiger Hinweis** zur Mitgliedschaft, Adressenänderung usw. am Schluss des Heftes). Für sonstige Bezieher beträgt das Jahresabonnement EUR 16,50; Einzelhefte werden zum Preis von EUR 5,20 geliefert. Die angegebenen Preise verstehen sich zuzüglich Porto. Abonnements verlängern sich jeweils um ein Jahr, wenn sie nicht spätestens zum 31.12. gekündigt werden.

**C. C. Buchners Verlag**, Postfach 1269, 96003 Bamberg.

Layout und Satz: StD Rüdiger Hobohm, Mühlweg 9, 91807 Solnhofen, E-Mail: [mail@ruediger-hobohm.de](mailto:mail@ruediger-hobohm.de)

**Anzeigenverwaltung:** Zur Zeit kommissarisch bei der Schriftleitung, siehe oben.

**Herstellung:** BÖGL DRUCK GmbH, Spörerauer Straße 2, 84174 Eching/Weixerau, E-Mail: [info@boegl-druck.de](mailto:info@boegl-druck.de).

## Aspekte europäischer Bildungstradition

„Also der Held, und hin nach dem Knäblein streckt' er die Arme; | Aber zurück an den Busen der schön-gegürteten Amme | Schmiegte sich schreiend das Kind, erschreckt von dem liebenden Vater, | Scheuend des Erzes Glanz und die flatternde Mähne des Busches, | Welchen es fürchterlich sah von des Helmes Spitze herabwehn. | Lächelnd schaute der Vater das Kind und die zärtliche Mutter. | Schleunig nahm vom Haupte den Helm der strahlende Hektor, | Legete dann auf die Erde den schimmernenden; aber er selber | Küsste sein liebes Kind und wiegt' es sanft in den Armen. |

Dann erhob er die Stimme zu Zeus und den anderen Göttern: | Zeus und ihr anderen Götter, o lasst doch dieses mein Knäblein | Werden dereinst, wie ich selbst, vorstrebend im Volk der Troer, | Auch so stark an Gewalt, und Ilios mächtig beherrschen! | Und man sage hinfort: Der ragt noch weit vor dem Vater! | Wann er vom Streit heimkehrt, mit der blutigen Beute beladen | Eines erschlagenen Feinds! Dann freue sich herzlich die Mutter! |

Jener sprach' s, und reicht' in die Arme der liebenden Gattin | Seinen Sohn, und sie drückt' ihn an ihren duftenden Busen, | Lächelnd mit Tränen im Blick, und ihr Mann voll inniger Wehmut | Streichelte sie mit der Hand und redete, also beginnend: | Armes Weib, nicht musst du zu sehr mir trauern im Herzen! | Keiner wird gegen Geschick hinab mich senden zum Äis. | Doch dem Verhängnis entrann wohl nie der Sterblichen einer, | Edel oder geringe, nachdem er einmal gezeugt ward. | Doch zum Gemach hingehend, besorge du deine Geschäfte, | Spindel und Webstuhl, und gebeut den dienenden Weibern, | Fleißig am Werke zu sein. Der Krieg gebühret den Männern | Allen, und mir am meisten, die Ilios' Feste bewohnen. |

Als er dieses gesagt, da erhob der strahlende Hektor | Seinen umflatterten Helm, und es ging die liebende Gattin | Heim, oft rückwärts gewandt, und häufige Tränen vergießend. | Bald erreichte sie nun die wohlgebaute Wohnung | Hektors, des Männervertilgers, und fand die Mägd' in der Kammer, | Viel an der Zahl, und allen erregte sie Kummer und Tränen. | Lebend noch, ward Hektor beweint

in seinem Palaste; | Denn sie glaubten gewiss, er kehrte nie aus der Feldschlacht | Wieder heim, der Achaier gewaltigen Händen entrinnend.“

(HOMER, Ilias, 6. Gesang, Verse 466-502;  
Übersetzung von JOHANN HEINRICH VOSS)

In einer der wohl anrührendsten Szenen der Literatur der Antike hat uns der griechische Dichter Homer, mit dessen einzigartigen Werken die europäische Literaturgeschichte in der griechischen Archaik vermutlich im 8. Jahrhundert v. Chr. fulminant beginnt,<sup>1</sup> ein Familienbild in der Rollenteilung zwischen Mann und Frau geschildert, das für seine Zeit in Hellas und örtlich und zeitlich weit darüber hinaus Geltung beanspruchen kann.

Hektor, der noch einmal aus der Schlacht nach Hause in die Stadt Ilios zurückgekehrt ist und seine Mutter Hekabe gebeten hat, der Stadtgöttin Athene ein kostbares Kleid darzubringen, um sie für die Troer gewogen zu machen, trifft auf seine sorgenerfüllte Gattin Andromache und seinen kleinen Sohn Astyanax, der von einer Amme in den Armen getragen wird. Andromache, sonst ganz auf ihre Rolle im Haus fixiert, wo Hektor sie auch erwartet hatte, war auf die Nachricht von schweren Gefechten vor Troia angsterfüllt auf den Turm der Burg zusammen mit Amme und Kind geeilt, um Hektors Schicksal zu erfahren. Nun begegnet sie ahnungsschwer und Tränen vergießend ihrem Gatten nahe des Skaaischen Tores. Es ist eine klare Rollenverteilung in dieser Szene erkennbar. Der strahlende Hektor, kraftvoll und zuversichtlich, voller Vertrauen auf seine eigene Stärke und die Hilfe der Götter, strebt zurück in die Schlacht, obwohl er ahnt, dass das Verhängnis nahe ist. Andromache, schwach und weinend, hat jede Zuversicht und jedes Vertrauen in eine glückliche Zukunft verloren. Ihre Klage gilt dem Verlust ihrer Eltern und ihrer sieben Brüder, die von Achill getötet wurden, in der bangen Erwartung, dass auch Hektor durch Achill fallen werde. Ihrem geliebten Gatten kann sie nur noch dadurch eine Hilfe sein, dass sie sich den eigentli-

chen Aufgaben der Frau widmet, nämlich sich um Haus, Hof und Gesinde zu kümmern und eifrig mit Spindel und Webstuhl zu arbeiten.

Vergleichbar eindeutig ist die Rollenverteilung auch in einer markanten Szene der Odyssee, hier nicht zwischen zwei Ehegatten, sondern zwischen dem Sohn Telemachos und der Mutter Penelope, die durch den Vortrag des Sängers Phemios trauervoll und klagend an ihren abwesenden Gatten Odysseus erinnert wird:

*„Und der verständige Jüngling Telemachos sagte dagegen: | Meine Mutter, warum verargst du dem lieblichen Sänger, | Dass er mit Liedern uns reizt, wie sie dem Herzen entströmen? | Nicht die Sänger sind des zu beschuldigen, sondern allein Zeus, | Welcher die Meister der Kunst nach seinem Gefallen begeistert. | Zürne denn nicht, weil dieser die Leiden der Danaer singet; | Denn der neuste Gesang erhält vor allen Gesängen | Immer das lauteste Lob der aufmerksamen Versammlung; | Sondern stärke vielmehr auch deine Seele, zu hören. | Nicht Odysseus allein verlor den Tag der Zurückkunft | Unter den Troern; es sanken mit ihm viel andere Männer. | Aber gehe nun heim, besorge deine Geschäfte, | Spindel und Webstuhl, und treib an beschiedener Arbeit | Deine Mägde zum Fleiß! Die Rede gebühret den Männern, | Und vor allem mir; denn mein ist die Herrschaft im Hause! | Stau- nend kehrte die Mutter zurück in ihre Gemächer, | Und erwog im Herzen die kluge Rede des Sohnes. | Als sie nach oben kam mit den Jungfrauen, weinte sie wieder | Um ihren trauten Gemahl Odysseus, bis ihr Athene | Sanft mit süßem Schlummer die Augenlider betaute.“*

(HOMER, Odyssee, 1. Gesang, Verse 345-364;  
Übersetzung von JOHANN HEINRICH VOSS)

Telemachos, gerade dem Jugendalter entwachsend, wird als verständig und klug charakterisiert, und es wird seine Rolle als Hausherr anstelle des abwesenden Vaters betont, der dadurch gleichsam autorisiert ist, seine Mutter zu maßregeln und an die Bestimmung der Frau, die ihr Auftreten in der Öffentlichkeit beschränkt, zu erinnern. Penelope muss sich ihrem Sohn fügen und zieht sich zu Spindel und Webstuhl in ihre Gemächer zurück. Sie erkennt die Klugheit ihres

Sohnes und die Berechtigung seiner tadelnden Worte an, verfällt dann aber wieder in Trauer um ihren Gemahl, ehe sie sorgenvoll einschläft.

Mit diesen beiden als signifikant zu bezeichnenden Szenen entwirft Homer, der erste uns bekannte Dichter des Abendlandes, ein Bild von der Rolle der Frau, das als typisch für die Zeit des frühen Griechentums gelten kann. Die Frau wird als eher gefühlsbetont und emotional weich charakterisiert, sie ist anlehnungsbedürftig und dem Ehemann im Regelfall liebend ergeben. Ihre Aufgaben sind auf den häuslichen Bereich und ihre Rolle als Mutter beschränkt, in der Öffentlichkeit – der Welt der Männer – hat sie im Regelfall zu schweigen, wenn sie dort überhaupt anwesend ist. Gewisse Aufgaben in der Gemeinde hat sie bei Opfern für die Götter und anderen kultischen Handlungen, beispielsweise im Tempel der Stadtgöttin Athene. Politische Tätigkeiten oder berufliche Aktivitäten, die sich nicht auf die Hauswirtschaft beziehen, befinden sich außerhalb ihrer Möglichkeiten, da sie faktisch als dem Mann nachgeordnet an das Haus gebunden ist.

Dies hier beschriebene Rollenverständnis der Frau in der mykenischen und archaischen Epoche von Hellas unterscheidet sich deutlich von der zu beobachtenden hervorgehobenen Stellung der Frau in den kretischen Residenzen der Minoer. Hier war die Frau keineswegs an Haus und Hof gebunden, sondern erfreute sich einer sichtbaren Wertschätzung, die durch besondere Rechte im öffentlichen Bereich und bei gesellschaftlichen Veranstaltungen betont wurde.<sup>2</sup> Auffällig ist, dass auch bei den Etruskern der Frau eine Wertschätzung entgegengebracht wurde, die der im minoischen Kreta in etwa vergleichbar ist.<sup>3</sup> Beschränkungen für eine Teilhabe von Etruskerinnen am öffentlichen Leben in den Städten hat es offensichtlich nicht gegeben. Diese bemerkenswerte Übereinstimmung bei beiden Völkern wird damit zusammenhängen, dass sie den vorindogermanischen Ethnien angehören, die durch Ackerbau und Sesshaftigkeit charakterisiert sind, wodurch Göttinnen, die die Vegetation und Fruchtbarkeit verkörperten, eine bevorzugte Verehrung erfuhren, die analog auf Frauen und Mütter übertragen wurde.

Wenn in dem hier vorgelegten Beitrag Linien europäischer Bildungstraditionen bezüglich der Definition der Rolle der Frau nachgegangen werden soll, um möglicherweise ein fundierteres Verstehen der Ursachen zu generieren, die im 19. und 20. Jahrhundert zu qualitativen Verbesserungen der Ausbildungsmöglichkeiten geführt haben, die mit dem Wirken von HENRIETTE BREYMANN (1827 - 1899) untrennbar verbunden sind, so kann dies nicht erschöpfend und schon gar nicht mit dem Anspruch auf Vollständigkeit erfolgen. Es können hier nur einige, wenn ich richtig sehe, wichtige Aspekte angerissen werden, die die Wege, Umwege, aber auch Irrwege andeuten, bis dann im 19. Jahrhundert substantielle Veränderungen im Sinne der Chancenverbesserung für Frauen zu verzeichnen sind. Unter dieser Fragestellung soll auf die Rolle der christlichen Kirchen, die Bedeutung des europäischen Städtewesens und die Auswirkungen der großen Bildungsreformen, die im Wesentlichen auf die Antike zurückgriffen, eingegangen werden.

### **1. Die Rolle der Frau in den christlichen Kirchen**

Im frühen Christentum erfuhren die Wertschätzung der Frau im Gegensatz zu den patriarchalischen Strukturen der Umwelt eine enorme Steigerung. An vielen Stellen des Neuen Testaments wird von der Gleichberechtigung und Gleichbehandlung der Frauen durch den Religionsstifter selbst ausgegangen, was die Anziehungskraft des Christentums für Frauen erhöhte und zu einer aktiven Rolle vieler Frauen in den frühen Gemeinden führte.<sup>4</sup>

„Als weibliche Autoritäten der frühchristlichen Gemeinden sind die Namen einer MARIA VON MAGDALA, JUNIA, PRISCILLA und der PAULUS-Schülerin THEKLA überliefert. Hiermit war im frühen Christentum eine Tradition begründet, die auf die Ausformung des christlichen Frauenbildes eine positive Wirkung haben bzw. auf die man später zurückgreifen konnte.“ (UITZ 1992, S. 169.)

Das Ende der Unterdrückung und Verfolgung durch den römischen Staat führte durch die Begründung des Staatskirchentums und die damit einhergehende Hierarchisierung und

Dogmatisierung der Kirche und der kirchlichen Lehre zu einer ambivalenten Weiterentwicklung in der Bewertung der Rolle der Frau, die in der Tendenz eher ein Zurückdrängen des Grundsatzes der Gleichberechtigung mit sich brachte. Die von Ephesus ausgehende starke Ausbreitung der Verehrung der jungfräulichen Mutter Gottes Maria und die damit verbundene Wertschätzung der Jungfräulichkeit bedeutete einerseits die idealisierende Überhöhung eines bestimmten Frauenbildes,<sup>5</sup> konnte aber gleichzeitig mit einer Abwertung der Ehe und der Aufgaben der Frau als Partnerin des Mannes verbunden sein. Hinzu kam, dass im Zuge der Dogmatisierung der kirchlichen Lehre zentrale Aussagen des Neuen Testaments wie bestimmte Passagen der Briefe des PAULUS an die Korinther eine frauenfeindliche Auslegung erfuhren, zum Beispiel 1. Kor. 14, 33b-36:

„Wie in allen Gemeinden der Heiligen sollen die Frauen in den Gemeindeversammlungen schweigen; denn es kann ihnen nicht gestattet werden zu reden, sondern sie sollen sich unterordnen, wie auch das Gesetz sagt. Wenn sie aber etwas lernen wollen, sollen sie zu Hause ihre eigenen Männer fragen; denn es ist für eine Frau unschicklich, in einer Gemeindeversammlung zu reden. Oder ist etwa von euch das Wort Gottes ausgegangen oder zu euch allein gekommen?“

In Kombination mit 1. Kor. 11, 2-6: „Ich lobe euch, dass ihr euch bei allem an mich erinnert und die Überlieferungen bewahrt, wie ich sie euch übergeben habe. Ich will euch aber wissen lassen, dass jedes Mannes Haupt Christus ist, das Haupt des Weibes aber der Mann, das Haupt Christi aber Gott. Jeder Mann, der beim Beten oder Prophezeien etwas auf dem Haupte hat, schändet sein Haupt. Jede Frau dagegen, die mit unverhülltem Haupte betet oder prophezeit, schändet ihr Haupt. Denn sie ist (damit) ein und dasselbe wie die Geschorene. Denn wenn die Frau sich nicht verhüllt, so mag sie sich auch scheren lassen. Wenn es aber schimpflich ist für eine Frau, sich scheren oder rasieren zu lassen, so soll sie sich verhüllen.“

Ursprünglich von Paulus offensichtlich vortragen, um bestimmte Missstände der frühen Gemeinden abzustellen und auf Unterschiede

von Mann und Frau hinzuzeigen, die aber beide durch Christus in die Gemeinschaft der Kirche aufgenommen sind, wurden sie nun dahingehend interpretiert, kirchliche Führungstätigkeiten von Frauen tendenziell zu verhindern. ERIKA UITZ hat zutreffend auf weitere Aspekte hingewiesen:

„Für die große Zahl der Frauen hatten die Theologen des 4. und 5. Jahrhunderts übereinstimmend die Forderung, dem Mann als dem Haupt des Weibes in allem untertan und gehorsam zu sein. Als Begründung wird, ebenfalls im Unterschied zum ersten Schöpfungsbericht und den entsprechenden Bezügen bei MATTHÄUS und MARKUS, die Herkunft der Frau aus dem Mann angeführt. Weitere Gründe sind, dass das Weib nicht wie der Mann Ebenbild Gottes sei und Eva mit der Verführung Adams die Sünde in die Welt gebracht habe. Die christlichen Frauen werden ermahnt, ein Leben in Erkenntnis der Erbsünde des Weibes zu führen, die Männer, sich nicht in die Sündhaftigkeit des Weibes verstricken zu lassen.“ (Uitz 1992, S. 169 und 171.)

So war die spätmittelalterliche Kirche durch eine Hinwendung zum traditionellen Rollenverständnis von Mann und Frau charakterisiert, das überdies frauenfeindliche Züge kultivierte und einer weiteren Emanzipation der Frauen entgegenstand. Dass die kirchliche Entwicklung im Vorfeld der Reformation rückwärtsgewandt, krisenanfällig und geistig ausgebrannt war, zeigte sich an weiteren Phänomenen wie der Verweltlichung, dem Ablassunwesen, den Schismen und dem Bildungsrückgang des Klerus, was in Reaktion auf die Missstände der Kirche das Aufkommen der Katharer, der Bettelorden sowie der Beginen und weiterer christlicher Frauengemeinschaften beförderte. Dem Papsttum war mit den Siegen über das Kaisertum im 11., 12. und 13. Jahrhundert ein verhängnisvoller Erfolg gelungen, der sukzessive zu einem Verlust an Glaubwürdigkeit geführt hatte. Im Gipfelpunkt dieser Entwicklung erhob sich nun die allgemeine Forderung nach einer Reform der Kirche an Haupt und Gliedern.

Die von LUTHER ausgelöste Reformation, die in Teilbereichen mit dem Humanismus und der Renaissance Berührungspunkte aufweist, befreite die kirchliche Lehre zunächst von so manchem

dogmatischem Ballast und legte auf die Exegese der Bibel selbst neuen Wert. In einer Nation, die sich nach Veränderungen, Reformen und Freiheit ungeduldig sehnte, wurde Luther durch seine Glaubensstärke, seine Redegewalt und sein Sendungsbewusstsein der unbedingte Hoffnungsträger in weiten Teilen des Volkes, das ihn als Garant der Verbesserung der geistigen und materiellen Lage der Nation in Abgrenzung zu Rom ansah. Die unsere Fragestellung betreffenden von Luther ausgehenden neuen Akzentuierungen beziehen sich vorrangig auf die nachhaltige Stärkung des Ehegedankens, die Wertung des weltlichen Berufes als Dienst am Nächsten und die Aufwertung der einzelnen Gemeinden durch das allgemeine Priestertum aller Gläubigen.<sup>6</sup> Dies führte in der Summe zu einer Steigerung des Ansehens der Frau als Ehefrau und Mutter, vermittelte in Bezug auf Gemeindeaktivitäten neue Optionen auch für Frauen und bedeutete für schon berufstätige Frauen, deren berufliche Möglichkeiten im Handwerk und Handel sich in den mittel- und spätmittelalterlichen Städten, wie wir noch sehen werden, herausgebildet und zunehmend gestärkt hatten, eine deutliche Aufwertung ihrer Position.

Es kann nicht die Aufgabe dieses Beitrages sein, den Gründen im Detail nachzugehen, warum die mutig und entschlossenen angegangenen Reformansätze des frühen 16. Jahrhunderts dann letztlich doch keinen durchschlagenden Erfolg und auch keine nachhaltige Verbesserung der Situation und der Chancen der Frauen bewirkt haben. Im Grunde war durch die politische Anbindung der Reformation an die jeweiligen Landesherren durch Luther ein Weg der Beschränkung, Einbindung und Bevormundung vorgezeichnet, der dann unter dem Vorzeichen des Absolutismus durch die Obrigkeit konsequent beschritten wurde. Enge und Kleingeistigkeit in den Duodezfürstentümern vor und nach dem Dreißigjährigen Krieg, der die Entwicklungsmöglichkeiten des Volkes um Jahrzehnte zurückwarf, kamen hinzu, gepaart mit religiösen Erstarrungsformen wie der Orthodoxie und dem Pietismus auf Seiten der evangelischen Christen. Da auch auf katholischer Seite nach dem von der Gegenreformation ausgehendem Aufschwung und Elan, der nicht unwesentlich vom Jesuitenorden

getragen wurde, eine Zeit der Windstille einsetzte, waren bei beiden christlichen Kirchen im Vorfeld der Französischen Revolution keine Impulse erkennbar, durch die nachhaltige Verbesserungen der gesellschaftlichen Situation der spätabolutistischen Staaten hätten bewirkt werden können.

## 2. Freiheit als Kernelement des europäischen Städtewesens

„Da, wie wir sehen, jede Polis eine Gemeinschaft ist und jede Gemeinschaft um irgendeines Gutes Willen besteht – denn um dessentwillen, was ihnen ein Gut zu sein scheint, tun ja alle alles –, ist es klar, dass jede Gemeinschaft auf irgendein Gut hinzielt, am meisten aber und auf das Bedeutendste von allen diejenige, die die bedeutendste unter ihnen allen ist und die die anderen umfasst. Dies aber ist die sogenannte Polis und die politische Gemeinschaft.“ (ARISTOTELES, Politik, I 1252a 1-7).

„Daraus wird deutlich, dass die Polis zu den von Natur existierenden Dingen gehört und dass der Mensch von Natur ein politisches Lebewesen ist.“ (Aristoteles, Politik, I 1253a 1-3).

„Der zuerst die Städte gründete und ihnen eine Verfassung gab, der ist Urheber einer der größten Wohltaten gewesen.“<sup>7</sup>

Es ist der bewundernswerten Entwicklung der griechischen Staatenwelt in der archaischen und klassischen Periode zu verdanken, dass sich die Begriffe „Polis“ und „Freiheit“ zu einer Einheit verbanden und dass an diese Einheit trotz zahlreicher Zäsuren und Brüche der europäischen Geschichte immer wieder mit neuer Kraft und innerer Überzeugung angeknüpft werden konnte. Das Bewundernswerte besteht in der Tatsache, dass in Hellas, und zwar am eindrucksvollsten in dem von den Ioniern geprägten Attika, seit dem sechsten Jahrhundert v. Chr. die Herausbildung eines Staatentypus erfolgte, der durch Selbstverwaltung durch die Bürger, die Politen, persönliche Freiheit sowie Gleichberechtigung und Chancengleichheit charakterisiert war. Organisationsprinzipien bildeten hierbei die basisdemokratische Einbindung der Politen, das Lossystem als nahezu einziges Element der Ämterbestimmung und die relativ kurze Amtszeit der politischen Amtsträger und der Richter. Im Höhepunkt dieser Entwick-

lung stand im Athen des ausgehenden fünften Jahrhunderts ein Staat, der strukturbildend durch eine nahezu erreichte Identität der Herrschenden mit den Beherrschten charakterisiert war und der ein überlegenes kulturelles europäisches Profil herausbildete, das durch einzigartige Leistungen in der Architektur, der bildenden Kunst und der Literatur bestach, die bis heute beispielgebend sind.

Man geht nicht fehl in der Annahme, dass nur unter den politischen Bedingungen des Staates der Athener, der durch weitgehende Redefreiheit gekennzeichnet war, sich der Ursprung einer europäischen Theatertradition entfalten konnte, der im fünften Jahrhundert beispielsweise die Werke des EURIPIDES und ARISTOPHANES in den Genera Tragödie und Komödie entstehen ließ. Zugespitzt formuliert: Ohne Athen und Hellas keine europäische Theatertradition, jedenfalls keine, die sich bis heute konstitutiv auf die Elemente Rede- und Schreibfreiheit und die sich daraus ergebende Aufführungs- und Interpretationsfreiheit beruft.

Weitere Höhepunkte der europäischen Geistesentwicklung, die unter den gleichen Rahmenbedingungen entstanden, schlossen sich in Geschichtsschreibung und Philosophie mit den Werken des THUKYDIDES und PLATON und ARISTOTELES an. In einer Zeit also, in der die Staatenstruktur in der gesamten übrigen bekannten Welt Europas und Asiens ausschließlich durch monarchische und oligarchische Systeme gekennzeichnet war, hatte sich in Hellas der Typus einer selbstorganisierten und die Staatsverantwortung teilenden Bürgerschaftsidee herauskristallisiert, die zwar ausschließlich die männlichen Volksbürger bei der politischen Teilhabe berücksichtigte, sich aber in den Entwicklungspotentialen naturgemäß als erweiterungsfähig für darüber hinausgehende Teilhabemodelle erweisen konnte.

Ein dem attischen Modell vergleichbarer Ansatz bürgerschaftlicher Freiheit und Selbstverwaltung bildete sich dann im 10. und 11. Jahrhundert beginnend in Teilbereichen des mittelalterlichen Städtewesens des später so genannten „Heiligen Römischen Reichs Deutscher Nation“ heraus, und zwar anfänglich in den *civitates* und *castra*, die auf römischen Gründungen basierten



und in denen sich antike Traditionen in besonderer Weise erhalten hatten.<sup>8</sup> Es ist nun bemerkenswert, dass im Zuge der Herausbildung städtischer Freiheitsrechte auch die soziale Stellung und Anerkennung der Frau, wenn ich recht sehr erstmals in der Geschichte Mitteleuropas, eine eminente Aufwertung erfuhr, die sich auf persönliche Freiheitsrechte, die rechtliche Situation als Ehefrau und Mutter, erbrechtliche Grundfragen und Möglichkeiten eigenständiger Berufstätigkeit erstreckte. Wichtig ist festzuhalten, dass der sich herausbildende Grundsatz „Stadtluft macht frei“ sich auch auf die Frau bezog, die mit der persönlichen Freiheit eine Rechtsstellung erlangte, die weit über das in der Antike erreichte und erreichbare Maß hinaus ging.<sup>9</sup> Analog dazu entwickelte sich eine Rechtspraxis, die von der Gleichberechtigung der Frau bei Erbangelegenheiten ausging, sei es dass es sich auf das Erbe als Tochter oder das Erbe als Witwe in Abgrenzung zu den Ansprüchen des Stadtherrn bezog.<sup>10</sup> In diesem Zusammenhang ist ebenfalls auf die von den Stadtbürgern erkämpfte Heiratsfreiheit hinzuweisen, die ein wichtiges Element der Selbstbestimmung des freien Bürgertums gegenüber den traditionellen Rechten des Stadtherrn darstellte.<sup>11</sup> In einer Zeit also, in der es den Landesherren, den *domini terrae* gelang, immer weitere Regalien vom Kaisertum, dem zentralstaatlichen Element abzuziehen und auf sich zu vereinigen, um im eigenen Territorium eine königgleiche Stellung zu erreichen, konnten die reichsunmittelbaren Städte und viele der Territorialstädte entscheidende Freiheitsrechte erkämpfen, die sich vom Grundsatz her auf Mann und Frau in gleicher Weise bezogen.

Dies macht sich in eindrucksvoller Weise auch im Umfang der beruflichen Möglichkeiten bemerkbar, die in den Städten für Frauen erreichbar sind und sich auf Tätigkeiten im Handel und im Handwerk beziehen. Hier sind naturgemäß in den Städten sehr unterschiedliche Schwerpunkte zu verzeichnen, die mit den wirtschaftlichen Schwerpunkten der einzelnen Städte korrelieren, die ihrerseits wieder von der Lage, bestehenden Handelswegen und -beziehungen, verfügbaren Rohstoffen und Bodenschätzen etc. abhängig sind. Egal aber nun, ob als Kauffrau und Krä-

merin, Gastwirtin oder Handwerksmeisterin in unterschiedlichen Sparten, im Grundsatz ist auch hier von der Gleichberechtigung von Mann und Frau auszugehen, was auch die gleichberechtigte Mitgliedschaft in vielen Gilden und Zünften beinhaltete. Beispielhaft sei auf die von Erika Uitz<sup>12</sup> angeführte Situation in Straßburg verwiesen:

„Nach Verzeichnissen der zur Straßburger Tucherzunft gehörenden Personen und Verträgen konnten für die Zeit von 1400 bis 1434 schließlich 37 Personen festgestellt werden, die mit großer Wahrscheinlichkeit als selbstständige Meisterinnen an der Tuchherstellung beteiligt waren. Darunter befinden sich einige Färberinnen und Handschuhmacherinnen.“

Allerdings muss man bei der Beschreibung des erreichten bzw. erreichbaren Standes der sozialen Gleichberechtigung der Frau auf zwei wesentliche Einschränkungen hinweisen, die sich auf fehlende Teilhabe an Bildung und politischer Mitwirkung beziehen. Vom Besuch der Lateinschulen, sei es in Form der Klosterschulen oder der gelehrten Stadtschulen, blieben Frauen genauso ausgeschlossen wie vom Besuch der Universitäten, die sich vom 13. Jahrhundert an im Heiligen Reich etablierten. Das hatte Auswirkungen auf die beruflichen Aufstiegsmöglichkeiten von Frauen in den Sparten, in denen Lateinkenntnisse Voraussetzung waren oder sich eine berufliche Tätigkeit erst aus dem Besuch einer Universität ergab, da qualifizierte juristische oder medizinische Tätigkeiten nun vom Erreichen akademischer Grade wie sie der Baccalaureus oder der Magister darstellten, abhingen, die von der Artistenfakultät oder der juristischen und medizinischen Fakultät vergeben wurden. So sahen sich Frauen in medizinischen Berufen oder im Bereich der städtischen Verwaltung auf untergeordnete Tätigkeiten begrenzt. Höhere Bildung für Frauen war unter diesen Rahmenbedingungen vorrangig über Hauslehrer im privaten Umfeld erreichbar, was nur begüterteren Familien offen stand. Ansonsten blieb man auf die unteren Stadtschulen oder die sogenannten Winkelschulen angewiesen, die in gleicher Weise Jungen und Mädchen besuchen konnten.

Auch bei dem Kampf um politische Rechte und Mitwirkungsmöglichkeiten in den Städten,

der sich im 11. und 12. Jahrhundert zwischen dem jeweiligen Stadtherrn und den Bürgern verstärkte und sukzessive zur Bildung von Stadträten und Ratsversammlungen führte, die die autonome Leitung ihrer Kommune übernahmen, blieben Frauen unberücksichtigt und ohne Möglichkeit, ihre Interessen durch ein Ratsmandat direkt wahrzunehmen. Ohnehin ergaben sich in der Frage der Ratsrepräsentation auch innerhalb der ratsberechtigten Gruppen zum Teil restriktive Entwicklungen, die zur Herausbildung von Ratsprivilegien führten und den Zugang ausschließlich für patrizische Familien und Angehörige bestimmter Zünfte und Gilden vorsahen.

Die Entfaltungsmöglichkeiten städtebürgerlicher Freiheiten, die für Frauen trotz der beschriebenen Einschränkungen deutlich mehr Chancen als Risiken mit sich brachten, wurden vom 13. Jahrhundert an begrenzt durch den weiteren politischen Aufstieg der Territorialfürsten, denen es schon während der Herrschaft FRIEDRICH DES ZWEITEN und insbesondere während und nach dem Interregnum gelang, das Kaisertum zu schwächen und ihre Territorien zu arrondieren. Die Absicht der Fürsten, einen möglichst geschlossenen Herrschaftsbereich zu errichten, zielte auf die politische Schwächung der Städte ab, deren Autonomie aufgehoben und die unmittelbar in die Landesherrschaft einbezogen werden sollten. Dies gelang am ehesten bei den Städten, die keine Reichsstädte waren oder keinem Städtebund wie der Hanse oder dem Rheinischen Städtebund angehörten. Aber auch große, reichsunmittelbare Städte wie Magdeburg, waren nicht davor geschützt, unterworfen zu werden und als brandenburgische Provinzstadt zu enden. Das stellt dann allerdings den Schlusspunkt einer Entwicklung dar, die mehrere Jahrhunderte in Anspruch nahm und der das Scheitern großer Reichsreformen, die eingetretene Glaubensspaltung und der Niedergang der Städte im Dreißigjährigen Krieg vorausgegangen waren. Heraus kam der absolutistische deutsche Fürstenstaat, der sich an dem Vorbild LUDWIG DES VIERZEHNTEN von Frankreich orientierte und der für bürgerliche Freiheiten und die Gleichberechtigung der Frau kein Verständnis hatte. Es brauchte erst neue politische Ansätze, die sich aus der Abfolge

von Aufklärung, Französischer Revolution und Neuhumanismus ergaben, bis dem Freiheitsgedanken, der auch die Voraussetzung für die Gleichberechtigung der Frau darstellt, eine neue und erfolgsversprechende Chance eingeräumt wurde.

### **3. Freiheit als Ergebnis wieder entdeckter Humanität**

Ein vielfach nicht zur Kenntnis genommener Aspekt der europäischen Bildungsgeschichte besteht in der Tatsache, dass in regelmäßiger Abfolge von zwei bis drei Jahrhunderten abendländischer Tradition eine Rückbesinnung auf die griechisch-römische Antike erfolgt, gleichsam als müsse man sich der eigenen Fundamente und der darauf beruhenden Statik wieder bewusst werden, um die richtigen Linien beim Weiterbau des europäischen Hauses setzen zu können. Diese Rückbesinnung ist jeweils befruchtend für die eigene Gegenwart gewesen und hat wesentliche historische Neuorientierungen eingeleitet, die nachhaltige Wirkungen entfalteten. So sprechen wir von der Karolingischen Renaissance des 8. und 9. Jahrhunderts, der Ottonischen Renaissance im 10. und 11. Jahrhundert, der geistesgeschichtlichen Epoche der Renaissance und des Humanismus im 14. bis 16. Jahrhundert und vom Neuhumanismus in der Wende vom 18. zum 19. Jahrhundert. Hierbei ging es bei der Karolingischen und der Ottonischen Renaissance im Kern darum, dem durch Franken bzw. Ostfranken oder Deutschen neu begründeten Römischen Kaisertum eine geistesgeschichtlich – ideologisch feste Grundlage und Klammer zu geben, wobei durch die herausragende Persönlichkeit OTTOS DES DRITTEN, angeregt von seiner Mutter, der Kaiserin THEOPHANU, erstmals auch wieder griechische Traditionen und damit die *universitas* des Wissens der Antike stärker in den Blick genommen wurden. Während in beiden Fällen, wie eben ausgeführt, die Überlegungen im Vordergrund standen, dem das *Imperium Romanorum* tragendem jeweiligem neuem Staatsvolk die bildungsmäßige Basis zu verschaffen und die Wertvorstellungen der Antike verstärkt zu vermitteln, stand im Spätmittelalter und der frühen Neuzeit der Gesichtspunkt der Befreiung

von kirchlicher Bevormundung im Zentrum der Wiederentdeckung und Neubestimmung auf die Antike, die wir Humanismus nennen.

Der Schwerpunkt dieser von Italien ausgehenden Geistesrichtung<sup>13</sup> lag dabei in der Intention, die auf eine diesseitige Lebenserfüllung hinwirkenden Kräfte des Menschen zu stärken, die in ihm verborgenen Qualitäten zur Entfaltung zu bringen und so eine höhere Gesittung der menschlichen Gesellschaft zu erreichen, wie man sie bei den alten Völkern nachzuempfinden glaubte. Die Wiederentdeckung antiker Kunstwerke, wie der Laokoon-Gruppe 1506 in Rom, sowie verschollener Schriften griechischer und römischer Koryphäen in Verbindung mit dem Eintreffen griechischer Philologen nach der Einnahme von Byzanz beflügelten die Versuche der Menschen, sich von einengenden Restriktionen, die von Kirche und Staat ausgehen konnten, frei zu machen und sich orientierend am Vorbild antiken Menschentums, das durch Schönheit, Vollkommenheit und Lebensfreude charakterisiert zu sein schien, einer selbstbestimmten Lebensführung hinzuwenden, die ihre Erfüllung im Diesseits sah. Ausgehend von den Städten Mittel- und Norditaliens, die im späten Mittelalter ihre Freiheit gegenüber dem Reich erkämpft hatten, drang diese Geistesströmung auch über die Alpen ins eigentliche Reichsgebiet vor, wo sich vielfältige Kräfte gegen die Papstkirche aufgestaut hatten. Von den oberrheinischen Kommunen und den aus römischen Wurzeln stammenden Städten am Mittelrhein kommend – beide von jeher als Kreuzungspunkte der Kulturen geistvolle Propagatoren zukunftsfähiger Ideen – hatte die neue Geistesrichtung bald von den geistigen und weltlichen Zentren des Reiches Besitz ergriffen und entfaltete hier insbesondere an den neu gegründeten Universitäten ihre Wirkung. Schwerpunkt im sächsisch geprägten Raum wurde die 1502 von FRIEDRICH DEM WEISEN gegründete Universität Leucorea, durch die Wittenberg verstärkt nach 1517 vor allem durch das Wirken von LUTHER, MELANCHTHON und BUGENHAGEN ein Zentrum von bildungspolitischen Innovationen wurde.

Die Bestrebungen, das Bildungssystem auf humanistischer Grundlage zu erneuern und

hierbei der Originallektüre griechischer und lateinischer Klassiker Vorrang einzuräumen, nahmen nun – wenn auch in verwirrender politischer Konstellation – auch vom Herzogtum Wolfenbüttel Besitz, wo nach Vertreibung des am katholischen Glauben festhaltenden Herzogs Heinrich des Jüngeren durch die Truppen des Schmalkaldischen Bundes 1543 die protestantisch geprägte Große Schule auf humanistischer Basis gegründet wurde, die die Tradition einer offensichtlich seit 1491 bestehenden Lateinschule auf reformierter Grundlage fortsetzte.<sup>14</sup> Neben der Gründung dieser Knabenschule wurde parallel die Gründung einer „Jungfrauenschule“ vorgenommen, die aber nicht der höheren Bildung diente, sondern Grundschul- und Volksschulcharakter hatte.<sup>15</sup> Es lässt sich aber immerhin konstatieren, dass hier erstmalig in Wolfenbüttel gleichsam durch staatliches Handeln Vorsorge für die Mädchenbildung getroffen wurde und dass dies im Zusammenhang mit humanistischen Bildungsvorstellungen erfolgte. Eine Fortsetzung dieser Linie früher staatlicher Fürsorge für den Bildungsbereich wurde in den Jahren 1647 und 1651 vorgenommen, in denen Herzog AUGUST DER JÜNGERE durch eine Allgemeine Landesordnung und eine Schulordnung Regelungen zur Einführung einer allgemeinen Schulpflicht traf, die sich auf Jungen und Mädchen bezog.<sup>16</sup> Demgegenüber wurde im östlichen Nachbarland Brandenburg/Preußen eine vergleichbare Regelung erst 1717 durch FRIEDRICH WILHELM I. getroffen, was deutliche Rückschlüsse auf politische Prioritäten erlaubt. In der Summe lässt sich konstatieren, dass durch den vom Humanismus und dem von den unterschiedlichen kirchlichen Reformbewegungen ausgehendem Elan zunächst ein deutlicher innovatorischer Schub im Bildungswesen erreicht wurde, der sich auf die Gründung von Universitäten und höhere Schulen bezog, die humanistischen Charakter hatten. Von dieser Entwicklung profitierte aber ausschließlich die männliche Jugend, der die höhere Bildung an den von Kirche und Staat getragenen Einrichtungen offen stand. Die Bildungssituation der weiblichen Jugend verbesserte sich nur insofern, als auch sie Anteil an der allgemeinen Schulpflicht hatte, die nun sukzessive in den Territorien einge-

führt wurde. Bezüglich der Teilhabe an höherer Bildung blieben Mädchen und junge Frauen nach wie vor auf private Initiativen angewiesen, durch die es vorrangig wohlhabenderen Familien möglich war, Privatlehrer anzustellen oder den Besuch sogenannter Winkelschulen zu finanzieren.

Seit der Mitte des 17. Jahrhunderts zeichnete sich ein allmählicher Rückgang des Bildungsniveaus ab, der mit den oben (S. 7f.) genannten Erstarrungen im kirchlichen Bereich und den sich verstärkenden absolutistischen Tendenzen in den deutschen Territorien zusammenhing. Dieser Niedergang war spürbar durch das Nachlassen der sprachlichen Kenntnisse, vorrangig des Griechischen, Einschränkungen des Literaturkanons, bei dem jetzt die Bibelexegese im Vordergrund stand, sowie generelle Bevormundungstendenzen, die von der landeskirchlich geprägten Hierarchie und dem absolutistischen Staat ausgingen, die beide die Erziehung zu gehorsamen Landeskindern beabsichtigten.

Der sich 1789 mit dem Ausbruch der Französischen Revolution andeutende Zusammenbruch der alten staatlichen Ordnung bereitete auch das Durchdringen bildungspolitischer Reformen in Schule und Hochschule vor, deren Vorläufer im Heiligen Reich tastend und erste Orientierungen gebend in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts zu verzeichnen sind.<sup>17</sup> Beschleunigt wurde diese Entwicklung durch die von der Aufklärung beeinflusste Diskussion pädagogischer Grundsatzprobleme, die sich nach 1806 in Preußen mit der als zwingend erkannten Notwendigkeit grundsätzlicher staatlicher Reformen verband. Heraus kam ein politischer Gesamtansatz, der das Ideal staatlicher und persönlicher Freiheit mit dem Gedanken bürgerschaftlicher Selbstverantwortung und Leistungsbereitschaft verknüpfte und direkt auf die griechische Antike Bezug nahm. Dieser neuhumanistische Ansatz spiegelte das Selbstverständnis des sich herausbildenden Bürgertums wieder, das sich gegen Ständestaat und Adel abgrenzte und gesellschaftliche Anerkennung und Stellung vorrangig an das Maß persönlich und individuell erbrachter Leistungen gekoppelt sehen wollte. Vorbild war hierbei das Athen des Perikleischen Zeitalters, wie es uns THUKYDIDES aus der Retrospektive noch einmal

in der Leichenrede des Perikles enkomiastisch in Erinnerung ruft:

„Die Verfassung, die wir haben, richtet sich nach keinen fremden Gesetzen; viel eher sind wir für sonst jemand ein Vorbild als von anderen abhängig. Mit Namen heißt sie, weil der Staat nicht auf wenige Bürger, sondern auf eine größere Zahl gestellt ist, Volksherrschaft. Es haben aber nach dem Gesetz in dem, was den Einzelnen angeht, alle gleichen Teil, und der Geltung nach hat im öffentlichen Lebenden Vorzug, wer sich irgendwie Ansehen erworben hat, nicht nach irgendeiner Zugehörigkeit, sondern nach seinem Verdienst; und ebenso wird keiner aus Armut, wenn er für die Stadt etwas leisten könnte, durch die Unscheinbarkeit seines Namens verhindert. Sondern frei leben wir miteinander im Staat ...“  
THUKYDIDES, II. 37 (aus der Totenrede des PERIKLES. Übersetzt von GEORG PETER LANDMANN, München 1973).

Wie im Humanismus der frühen Neuzeit stand im Neuhumanismus der Gesichtspunkt der bestmöglichen Charakterentwicklung und der Freiheit der Persönlichkeitsentfaltung des Einzelnen als Voraussetzung besten staatlichen Zusammenlebens im Zentrum der Bildungsbestrebungen. Dazu wurde der Heranwachsende durch Originallektüre an die Gedankengänge der Klassiker griechischer und lateinischer Sprache herangeführt, die vorbildlich wirken sollten. Der hierbei von den Reformern eingeschlagene Weg, im Verlauf der industriellen Revolution ergänzt um den Fächerkanon der sogenannten Realien, begründete den einzigartigen Aufstieg deutscher Wissenschaft und Forschung im 19. und beginnenden 20. Jahrhundert.

Wenngleich die HUMBOLDT-SÜVERNSchen Reformen wieder nur ausschließlich auf die männliche Jugend abzielten, der zunächst noch die kirchlich und dann staatlich getragenen höheren Bildungssysteme vorbehalten blieben, so drängte der vom aufsteigendem Bürgertum getragene Gedanke freiheitlicher Selbstentfaltung auf mittlere Sicht auch zur Verwirklichung derselben Rechte für Mädchen und Frauen.

Ansätze, diese Gedanken zu verwirklichen, blieben aber zunächst auf die Realisierung von Töchterschulen begrenzt, die anknüpfend an frü-

here Reformen, verschiedene Arten der Grundausbildung boten.<sup>18</sup> So kam es in Wolfenbüttel 1821 zum Aufbau einer Töchterschule, die auch HENRIETTE BREYMANN und ANNA VORWERK besuchten. Die weitere Differenzierung der Gesellschaft infolge der industriellen Revolution und damit zusammenhängende wirtschaftliche und politische Veränderungen bewirkten sukzessive eine weitere Annäherung an die Grundsätze der Gleichstellung, die mit Einrichtung höherer Töchterschulen zunächst noch auf privater Basis angestrebt wurde. Aber es blieb noch ein weiter Schritt, bis dann endlich 1908 die höheren Mädchenschulen vom Staat als Bildungseinrichtungen anerkannt wurden, deren erfolgreiche Absolventinnen zum Universitätsstudium berechtigt waren.<sup>19</sup>

#### Anmerkungen:

- 1) Vgl. Josef Fischer, Griechische Frühgeschichte bis 500 v. Chr., Darmstadt 2010, S. 54-62.
- 2) Vgl. Fritz Schachermeyer, Ursprung und Hintergrund der griechischen Geschichte, in: Propyläen Weltgeschichte, hrsg. von Golo Mann und Alfred Heuss, Band 3,1, Frankfurt a.M./ Berlin 1976, S. 43.
- 3) Vgl. Jochen Bleicken, Rom und Italien, in: Propyläen Weltgeschichte, hrsg. von Golo Mann und Alfred Heuss, Band 4,1, Frankfurt a.M./ Berlin 1976, S. 41.
- 4) Vgl. Kurt Dietrich Schmidt, Grundriss der Kirchengeschichte, Göttingen 19675, S. 62; Joseph Lortz, Geschichte der Kirche, Münster 1964, S. 26; Erika Uitz, die Frau in der mittelalterlichen Stadt, Freiburg 1992, S. 168-175; Carl Schneider, Geistesgeschichte der christlichen Antike, München 1970, S. 381-392.
- 5) Vgl. Erika Uitz, Barbara Pätzhold, Gerald Beyreuther, Herrscherinnen und Nonnen, Berlin 1990, S. 28.
- 6) Vgl. Schmidt, Grundriss, S. 317-325; Lortz, Geschichte, S. 611; Horst Hermann, Martin Luther, München 1999, S. 384-389.
- 7) Rechtsbuch der Stadt Herford. Vollständige Faksimile-Ausgabe im Original-Format der illuminierten Handschrift aus dem 14. Jahrhundert, hrsg. Von T. Helmert – Corvey, Bielefeld 1989, S. 7.
- 8) Vgl. Evamaria Engel, Die deutsche Stadt des Mittelalters, München 1993, S. 22ff.
- 9) Vgl. dazu grundlegend Erika Uitz, Die Frau in der mittelalterlichen Stadt, Freiburg 1992, S. 25.
- 10) Vgl. Uitz 1992, S. 27.
- 11) Vgl. Uitz 1992, S. 28.
- 12) Uitz 1992, S. 73.
- 13) Vgl. hierzu grundlegend Eugenio Garin, Die Kultur der Renaissance, Propyläen Weltgeschichte, hrsg. von Golo Mann und Alfred Heuss, Bd. 6,2, Frankfurt/Berlin 1976, S. 431-534.
- 14) Vgl. Johannes Tütken, Glaubenslehre – Bildung – Qualifikation. 450 Jahre Große Schule in Wolfenbüttel. Ein Beitrag zur Geschichte des evangelischen Gymnasiums in Norddeutschland, Wolfenbüttel 1993, S. 24-27.
- 15) Vgl. Tütken, Glaubenslehre, S. 26.
- 16) Vgl. Tütken, Glaubenslehre, S. 114-120.
- 17) Vgl. Christoph Helm, Die Humboldt-Süvernsche Schulreform und das Stendaler Gymnasium, in: Forum Classicum 3/2010, S. 232-237.
- 18) Vgl. Rosemarie Henning, Die Schlossschule zu Wolfenbüttel, Wolfenbüttel 2004, S.15f; Sandra Donner, Von höheren Töchtern und gelehrten Frauenzimmern, Frankfurt/Main 2005, S. 200.
- 19) Vgl. Henning, Schlossschule, S. 20.

#### Quellen/Literatur:

- Bleicken, Jochen: Rom und Italien, in: Propyläen Weltgeschichte, hrsg. von Golo Mann und Alfred Heuss, Band 4,1, Frankfurt a.M./ Berlin 1976.
- Donner, Sandra: Von höheren Töchtern und gelehrten Frauenzimmern, Frankfurt/Main 2005.
- Engel, Evamaria: Die deutsche Stadt des Mittelalters, München 1993.
- Fischer, Josef: Griechische Frühgeschichte bis 500 v. Chr., Darmstadt 2010.
- Garin, Eugenio: Die Kultur der Renaissance, Propyläen Weltgeschichte, hrsg. von Golo Mann und Alfred Heuss, Bd. 6,2, Frankfurt/Berlin 1976.
- Helm, Christoph: Die Humboldt-Süvernsche Schulreform und das Stendaler Gymnasium in: Forum Classicum 3/2010.
- Helmert, T. (Hrsg.): Rechtsbuch der Stadt Herford. Vollständige Faksimile-Ausgabe im Original-Format der illuminierten Handschrift aus dem 14. Jahrhundert, Corvey, Bielefeld 1989.
- Henning, Rosemarie: Die Schlossschule zu Wolfenbüttel, Wolfenbüttel 2004.
- Hermann, Horst: Martin Luther, München 1999.
- Lortz, Joseph: Geschichte der Kirche, Münster 1964.
- Schachermeyer, Fritz: Ursprung und Hintergrund der griechischen Geschichte, in: Propyläen Weltgeschichte, hrsg. von Golo Mann und Alfred Heuss, Band 3,1, Frankfurt a.M./ Berlin 1976.

Schneider, Carl: Geistesgeschichte der christlichen Antike, München 1970.  
Schmidt, Kurt Dietrich: Grundriss der Kirchengeschichte, Göttingen 19675 .  
Tütken, Johannes: Glaubenslehre – Bildung – Qualifikation. 450 Jahre Große Schule in Wolfenbüttel. Ein Beitrag zur Geschichte des evangelischen Gymnasiums in Norddeutschland, Wolfenbüttel 1993.

Uitz, Erika: Die Frau in der mittelalterlichen Stadt, Freiburg 1992.  
Uitz, Erika/ Pätzhold, Barbara/ Beyreuther, Gerald: Herrscherinnen und Nonnen, Berlin 1990.  
CHRISTOPH HELM, Wolfenbüttel

## Humanismus und Nationalgefühl/Nationalismus im Ersten Weltkrieg

### Ein Diskurs, exemplarisch dargestellt an Hand von Beiträgen aus der Zeitschrift „Das humanistische Gymnasium“ 1914-1917

#### I. Zum Anlass der Untersuchung

Bald wird sich der Ausbruch des Ersten Weltkrieges zum hundertsten Male jähren. Nicht nur deshalb, sondern auch, weil die Begriffe „Verbrechen gegen die Menschheit“ (*crimes against humanity*)<sup>1</sup> einerseits und „humanitäre Interventionen“ heutzutage in aller Munde sind und – aus unterschiedlichen Gründen – Anlass zu politischen Kontroversen bieten, sollte das bevorstehende Datum des 1. August 2014 Anlass sein, sich die Zeugnisse über den Diskurs über „Humanismus und Nationalismus im Ersten Weltkrieg“ aus dem Abstand von einem Jahrhundert vor Augen zu führen. Für Klassische Philologen bietet es sich an, diese Debatte anhand von Berichten über Versammlungen ihrer Profession und von Vorträgen nachzuvollziehen, die in der Vorgängerin der Zeitschrift „Gymnasium“, im „Humanistischen Gymnasium“, in unterschiedlicher Weise geführt worden sind.<sup>2</sup> Eine – zugegebenermaßen vorläufige – Untersuchung sollte diese Zeitschrift als Ausgangspunkt nehmen, da diese eine genügende Anzahl von Beiträgen sowohl aus der universitären wie auch der gymnasialen Klassischen Philologie bietet, so dass sich über punktuelle Eindrücke hinaus ein exemplarisches Bild der Einstellung zu Humanismus und Nationalismus im Ersten Weltkrieg zeichnen lässt.<sup>3</sup>

Der heutige Schwerpunkt des Diskurses lässt sich dort zwar noch nicht nachweisen, doch

scheint mir für klassische Philologen genügend Anlass zu bestehen, sich der Frage zu stellen, wie sich die Ideale des aus der Antike abgeleiteten Humanismus angesichts eines Krieges von weltgeschichtlich bis dahin einmaligem Ausmaß aufrechterhalten ließen.

#### II. Einige Bemerkungen zur Begrifflichkeit

Dass der Humanismus-Begriff durchaus unterschiedlich gefasst<sup>4</sup> wurde, braucht nicht besonders betont zu werden. Das gilt aber auch für den Begriff des „Nationalismus“ oder – wie es auch oft heißt – des „Nationalgefühls“. Gerade hier, wo es um einen Bereich geht, der dem klassischen Philologen der damaligen Zeit weniger vertraut war als der des Humanismus, entsteht bisweilen der Eindruck, als hätte er eine eigene, uns Heutigen nicht nachvollziehbare Bedeutung.

Als Beispiel möge ein Aufsatz des Hamburger Gymnasiallehrers ADOLF FRITSCH<sup>5</sup> dienen. Fritsch legt ein flammendes nationalistisches Bekenntnis ab und ist bemüht – an Hand von Beispielen des Johanneums, des Gymnasiums, an dem er unterrichtet – nachzuweisen, dass sich die Absolventen seiner Schule genauso zu den Fahnen drängen wie die Nicht-Humanisten.<sup>6</sup> Seine Darlegungen enden folgerichtig mit dem Satz: „Das humanistische Gymnasium wird nun hoffentlich auch wieder in stärkerem Maße für seine Ziele und Bestrebungen Verständnis und Anerkennung finden.“<sup>7</sup>

Umso erstaunlicher ist es, in welcher Weise Fritsch wenige Zeilen später den Begriff des Nationalismus verwendet: „Dass ihr [der humanistisch gebildeten Jugend – L.Z.] höchstes Ideal dabei die Ehre, die Verteidigung des Vaterlandes bleibt, haben unsere Zöglinge auch dem einge-fleischtesten Nationalisten bewiesen.“<sup>8</sup>

Die Gegenüberstellung von Humanismus und Nationalismus gibt zunächst Rätsel auf, da der Verfasser sich doch gerade mit Stolz in nationalisiertem Sinne geäußert hat. Das Rätsel löst sich, wenn man ihren Bezugsrahmen von der allgemein-politischen auf die schulpolitische Ebene verlagert: Es geht offensichtlich um ein schulpolitisches Nachhutgefecht im Gefolge der Juni-Konferenz<sup>9</sup> von 1900, die im Ergebnis das Monopol des humanistischen Gymnasiums im Hinblick auf den Zugang zur Universität stark einschränkte. Fritsch gehörte offensichtlich zu den Personen, die zu verhindern versuchten, dass das humanistische Gymnasium weiter an Einfluss verlöre, und die in der Kriegszeit den nicht-humanistisch orientierten Nationalisten gegenüber beweisen wollten, dass die vom humanistischen Gymnasium vermittelte Bildung dem Deutschen Reich im Kriege ebenso sehr – wenn nicht sogar in stärkerem Maße – diene, wie es diejenigen von sich behaupteten, die das „Deutschtum“ in das Zentrum ihres Bildungsziels stellten.

Einen Beleg für diese These bietet der programmatische Artikel „Burgfrieden!“ aus der Feder EUGEN GRÜNVALDS. Grünwald war seinerzeit Herausgeber der Zeitschrift „Das humanistische Gymnasium“, als er seinen Beitrag an den Anfang des 1. Heftes des Jahrgangs 1915 stellte.<sup>10</sup> Er gebrauchte den von Kaiser WILHELM II. aktualisierten Begriff des Burgfriedens nicht im allgemein-politischen, sondern im schulpolitischen<sup>12</sup> Sinne, indem er – aus Anlass des Nachdrucks eines Artikels KONRAD BURDACHS<sup>13</sup> – den Gegnern des humanistischen Gymnasiums den Bruch eben dieses Burgfriedens vorwirft:

„Ich kann nur in aller Eile<sup>14</sup> auf die schier dreißig Jahre alten<sup>15</sup> scharfen Ausfälle des Berliner Germanisten gegen das humanistische Gymnasium antworten, würde es aber auch unter für mich günstigeren Umständen nicht ausführlicher

tun, und das aus eben dem Grunde, aus dem ich den Angriff als unzeitgemäß verurteile. Denn er scheint mir in seiner Maßlosigkeit ein Bruch des Burgfriedens.“ (S. 1)

Im Folgenden wird uns, wie bei Fritsch, die Gegenüberstellung der Begriffe von „humanistisch“ und „national“<sup>16</sup> wieder begegnen, wenn er aus Burdachs Aufsatz kurz nacheinander zwei Stellen zitiert:

„Die Romantik des Hellenismus ist nicht mehr lebensfähig. [ ... ] [D]a wir eine Nation geworden sind, muss das Ziel sein: das nationale Gymnasium.“ [Dieser Ausdruck ist von Grünwald gesperrt gesetzt. Er gibt nicht an, ob die Sperrung von ihm oder von Burdach stammt. – L. Z.] (S. 2)

Mit großer Schärfe wird hier also eine Parallele zwischen den militärischen und den schulpolitischen Auseinandersetzungen<sup>17</sup> der Zeit gezogen. Dieser Zusammenhang ist als Subtext im Auge zu behalten, auch wo er in den folgenden zu besprechenden Darlegungen nicht explizit erwähnt wird.

Durchgängig wird also im Folgenden zu berücksichtigen sein: Die zu besprechenden Äußerungen sind auch da, wo die schulpolitischen Auseinandersetzungen nicht erwähnt werden, auf diesem Hintergrund zu beurteilen – auf dem des Schulkampfes zwischen dem humanistischen Gymnasium mit dem sogenannten „nationalen“. Dabei kann es geschehen, dass der Humanismus im genuinen Sinn in den Hintergrund gerät, weil der jeweilige Verfasser die im Humanismus angeblich enthaltene nationale Gesinnung beweisen möchte.

### **III. Beiträge aus der Zeitschrift „Das humanistische Gymnasium“ der Jahre 1915 - 1917**

#### **1. Berichte über Versammlungen von Klassischen Philologen**

Vorausgeschickt werden muss, dass die „Ideen von 1914“ „die große Mehrheit der deutschen Akademikerschaft“ beherrschten. Der Historiker WOLFGANG J. MOMMSEN urteilt: „Hier war ein unkritischer, wenig reflektierter Nationalismus am Werke.“<sup>18</sup>

So ist es nicht verwunderlich, dass an einem „Vaterländischen Kriegsabend der Freunde des humanistischen Gymnasiums in Berlin und der Provinz Brandenburg“<sup>19</sup> das Verhältnis von Humanismus und Nationalismus nicht problematisiert wird. Die Versammlung steht im Zeichen des „Burgfriedens“, den Kaiser Wilhelm II. zu Kriegsbeginn ausgerufen hatte:<sup>20</sup> In diesem Sinne sollten Schulstreit und politische Kämpfe ruhen. Statt theoretischer Erörterungen werden „aus den Heldengesängen und Kriegsreden des Altertums einige kraftvolle und erhellende Proben“ (S. 17)<sup>21</sup> geboten. Charakteristischer Weise taucht unter diesen auch SCHILLERS Gedicht „Schlacht“ auf. Die Aktualisierung der Thematik geht sogar so weit, dass ein vom Vortragenden selbst verfasstes Gedicht erklingt: Das „Lied von den schwarzen Gesellen“ nimmt Bezug auf die U-Boot-Mannschaften. Die Antike wird als Folie genutzt, um zu zeigen, „wie die heutige deutsche Jugend [ ... ] den bewunderten Vorbildern des Altertums nicht nachsteht.“ (S. 18)

Der Hauptteil des Berichts über die „Festversammlung der Freunde des humanistischen Gymnasiums in Wien“<sup>22</sup> besteht aus der teils wörtlichen, teils zusammenfassenden Wiedergabe eines Vortrags mit dem Titel „Humanismus und Weltkrieg“, den der Hofrat ALBERT VON BERZEVICZY<sup>23</sup> hielt.

Zunächst also zu den einleitenden Bemerkungen, die weniger aus inhaltlichen Gründen als wegen ihres symbolischen Gehalts bemerkenswert sind. Die Liste prominenter Namen ist lang; sie umfasst u. a. den des Ministerpräsidenten, des Unterrichts-, des Außen- und des Finanzministers, den des Rektors der Wiener Universität; außerdem wird das Präsidium der Akademie der Wissenschaften genannt. Die Bedeutung dieser Aufzählung erschließt sich aus dem kleinen Bericht über ein zu Ehren von Berzeviczys gegebenes Frühstück: „Geh. Rat v. Berzeviczy beglückwünschte [ ... ] den Verein, der so sehr das Interesse der leitenden Männer der Politik und der Wissenschaft auf sich vereint habe.“ (S. 129) Zuvor hatte der Unterrichtsminister VON HUSAREK, der das Frühstück ausgerichtet hatte, „die hohen und ewigen Werte der humanisti-

schen Bildung gewürdigt“ und zwar „gerade heute, wo im Kriege die Bedeutung der Technik so sehr in den Vordergrund trete.“ (S. 129) Der Minister hob hervor, „dass uns die Beziehungen zwischen Humanismus und Weltkrieg *von einem Vertreter Ungarns* [Kursivierung durch L. Z.] dargelegt worden seien.“ (S. 129). In dem vor seinem Untergang stehenden habsburgischen Vielvölkerstaat hatte die Frage des Nationalismus eine völlig andere Bedeutung als im deutschen Kaiserreich, das seit einigen Jahrzehnten unter Preußens Führung entstanden war, weil in Österreich die jeweiligen Minderheiten danach strebten, eigene Staaten zu bilden, in denen sie wiederum die ethnische Mehrheit bildeten.

In seinen Ausführungen hatte der Hofrat TOLDT den Regierungen der Feindstaaten in üblicher propagandistischer Manier vorgeworfen, in ihren Ländern „friedliche österreichisch-ungarische und deutsche Staatsangehörige in unerhörter Unmenschlichkeit gequält und gleich Verbrechern behandelt“ (S. 123) und solche „Formen epidemischer Volkspsychosen“ (S. 124) „planmäßig eingeleitet“ (S. 123) zu haben. So kann es nicht verwundern, wenn darauf ein Vortrag folgt, der den Nationalismus in einer für eine Kriegssituation bemerkenswert kritischen Weise behandelt. Von diesem aber wird, wie bereits erwähnt, an anderer Stelle zu handeln sein.

## **2. Gedruckte Vorträge und andere Aufsätze**

Höhere intellektuelle Ansprüche lassen sich nun aber gegenüber Beiträgen geltend machen, die in ihrem Titel eine geistige Auseinandersetzung mit dem Verhältnis von Humanismus und Nationalgefühl bzw. Nationalismus versprechen.<sup>26</sup>

### *a. Hans von Arnim*

Bemerkenswert ist an der Argumentation HANS VON ARNIMS,<sup>28</sup> dass sie sich gegen zwei Richtungen wendet: Zuerst gegen die „Männer [ ... ], die in der Reinheit unserer völkischen Eigenart ihr Ideal erblicken und daher von der Jugendbildung jeglichen Einfluss fremden Volkstums fernhalten möchten.“ (S. 8f.)<sup>29</sup> Deren „Widerspruch“ (S. 8) erscheint ihm so Furcht erregend, dass er den Vortrag mit folgenden Worten beginnt:



„Gewagt ist es vielleicht, jetzt, wo für unser Vaterland so viel Größeres auf dem Spiele steht, eine Schulfrage, wie die nach dem Werte des Humanismus, zu erörtern; gewagter noch, für den Humanismus eine Lanze zu brechen in einer Zeit, die als Kriegszeit ganz im Zeichen des Nationalgefühls steht. Denn nach einer weit verbreiteten Ansicht besteht ein unversöhnlicher Widerspruch zwischen Humanismus und Nationalgefühl.“ (S. 8)

Schon hier wird deutlich, dass die allgemeinpolitischen Darlegungen von Arnims (Stichwort: „Nationalgefühl“ im Weltkrieg) ohne ihren schulpolitischen Hintergrund („eine Schulfrage, wie die nach dem Werte des Humanismus“) überhaupt nicht angemessen rezipiert werden können.

Im Folgenden charakterisiert von Arnim die oben genannten Männer in offenkundig spöttischer Absicht dadurch, dass er ihnen unterstellt, „dass sie den Humanismus schon deswegen hassen, weil sein Name aus dem Lateinischen stammt“ (S. 9). In offenkundig gespielter Furchtsamkeit fragt er dann: „Wie sollen wir nun die Bestrebungen unseres Bundes jetzt gegen die Völkischen verteidigen?“ (S. 9)

Den Widerspruch zwischen „Humanismus und Nationalgefühl“, den diese Völkischen annehmen, als nicht existent zu erweisen, ist demnach das Ziel seines Vortrages.

Er stellt dann auch auf der vorletzten von neun sehr eng bedruckten Seiten fest: „Es besteht kein Widerspruch zwischen dem Humanismus und dem deutschen Nationalgefühl.“ (S. 15) Die Sperrung des Wortes „deutsch“ im Zusammenhang mit dem Begriff „Nationalgefühl“ deutet aber schon darauf hin, dass der Widerspruch nicht wirklich aufgelöst ist, sondern, dass seine scheinbare Auflösung vielmehr nur um den Preis der unterschiedlichen Bewertung verschiedener Ausprägungen von Nationalgefühl erkaufte ist.

Dabei scheint er von HERDERS toleranter Auffassung vom Verhältnis der Nationen zueinander auszugehen, wenn er dem Nationalgefühl die Eigenschaft zuspricht, „dass es das Gute und Schöne bei anderen Nationen immer willig anerkannt hat und nie mit hochmütiger Verachtung der andern Nationen verbunden war.“ (S. 9)<sup>30</sup>

Nur, dass er schon an dieser Stelle vom „deutschen Nationalgefühl[ ] vor dem der anderen großen Nationen“ (S. 9) spricht. Diesem stellt er das Nationalgefühl in England und Frankreich gegenüber, dessen Erscheinungsform er im Übrigen auch bei den völkischen Deutschen vorzufinden behauptet: Diese zeige sich bei ihnen in „hochmütiger Verachtung der andern Nationen“ (S. 9), bei den Briten, „selbst wenn [der Brite] in einem fremden Lande Gastfreundschaft genießt“, in „seine[r] Geringschätzung dieses Landes“ (S. 10). Den „Nationalstolz der Franzosen“ charakterisiert er und kritisiert ihn zugleich mit dem Zitat: „*Nous marchons à la tête de la civilisation.*“ Als Gemeinsamkeit beider Völker konstatiert er: „Wie die Engländer als Seebeherrscher, so möchten die Franzosen als erste Kriegsmacht zu Lande gelten.“ (S. 10) „[Sie] finden es unerträglich, dass sich ihnen Deutschland [im Kriegsruhm][ ... ] gleichstellen will.“ (S. 10) Dabei beanspruche Deutschland doch nur „den Platz an der Sonne.“

Während es zwar in der deutschen Nationalhymne<sup>31</sup> heiße „Deutschland, Deutschland über alles“, sich dabei aber „eine andere Stimme [melde], welche spricht: über alles, aber nicht über Wahrheit und Gerechtigkeit und Menschlichkeit“ (S. 12), verhalte sich „der patriotische Engländer“ anders. Dessen „Nationalgefühl [sei charakterisiert durch den Satz] *right or wrong, my country.*“ (S. 12) Dies stelle „allerdings de[n] stärkste[n] Gegensatz zu jener Menschlichkeit [dar], die sich der Humanismus zum Ziele setzt.“ Diesen aber beansprucht von Arnim für das deutsche Nationalgefühl: So sind für ihn beide – Humanismus und Nationalgefühl – vereint, und er hat sein oben genanntes Ziel erreicht. Sein Bild vom Deutschen fasst er in den Worten zusammen: „Sein Nationalgefühl ist von Humanismus ganz durchtränkt.“ (S. 12)<sup>32</sup> Dabei instrumentalisiert er die Geschichtstheorie des Thukydides (S. 11) für die Apologie der Verletzung der belgischen Neutralität. Und am Ende stehen dann „die ehrwürdigen Griechensprüche“ (S. 16).

Erschreckend bleibt dabei die Blindheit, mit der er Humanismus und Nationalgefühl in Kriegszeiten zu einer harmonischen Einheit

zusammenzuzwingen versucht, so dass sein Bekenntnis zum Humanismus, auch in Kriegszeiten, hohl wirkt:

„Nie ist es ja so dringend nötig, am Menschheitsstandpunkt festzuhalten, wie im Kriege, wo er ganz verloren zu gehen scheint. Da zeigt sich erst recht deutlich, wie viel Humanität in einem Volke steckt und wie viel Barbarei.“ (S. 13f.)

Geradezu vermessen erscheint seine Zuversicht, mit der er den Blick in die Zukunft lenkt:

„[S]päter, wenn die unbefangene, kritische Geschichtsschreibung ein unverfälschtes Bild des Krieges entwerfen wird, erst dann wird sich nachweisen lassen, was für uns schon jetzt feststeht: dass die Menschlichkeit der Deutschen die schwere Probe dieses Krieges besser bestanden hat als die unserer Feinde.“ (S. 14)

Bemerkenswert ist, wie sehr von Arnim sich bemüht, Humanität und (deutsches) Nationalgefühl in Übereinstimmung zu bringen. Dieses Bemühen äußert sich unter anderem darin, dass er die völkischen Gegner des Humanismus hinsichtlich des Nationalgefühls, das ihrer Haltung zu Grunde liege, auf eine Stufe mit den Kriegsgegnern stellt, was offensichtlich ihre Position kompromittieren soll. Hinsichtlich des eigenen und des Nationalgefühls der Kriegsgegner nimmt er hingegen eine geradezu chauvinistische Haltung ein, die im Hinblick auf die Haltung zum Humanismus auf die berüchtigte Devise „Es mag am deutschen Wesen / einmal noch die Welt genesen“ (EMANUEL GEIBEL) zuzulaufen scheint.

Positiv kann an seinen Darlegungen allenfalls sein Problembewusstsein bewertet werden, das ihm vor Augen führt, dass aus der offensichtlichen Konstellation – Krieg und Barbarei gefährden den Humanismus – die Notwendigkeit erwächst, den Humanismus zu verteidigen. Wie er dabei vorgeht, ist unakzeptabel, aber dass er es überhaupt versucht, ist positiv zu konstatieren. Es zeigt sich, dass seine Darlegungen sich nicht im schulpolitischen Abwehrkehr und in einem Wettlauf erschöpfen, sondern dass von Arnim nachweisen möchte, dass die „Humanisten“<sup>33</sup> gerade im Weltkrieg einer Verpflichtung nachzukommen haben. Gegen Ende empfiehlt er: „[W]o das ewig Gute, Wahre und Schöne uns aus den

Werken der Klassiker entgegen leuchtet, da sollen wir Sorge tragen, dass seine Strahlen tief in die jungen Seelen eindringen.“ (S. 15) Er stellt dann in fast weltbürgerlichem Ton fest: „Denn die Sonne, welche diese Strahlen aussendet, leuchtet über alle Völker.“ (S. 15) (Dass von Arnim das stoische Konzept des „λόγος σπερματικός“ vorschwebt, darf hier vorausgesetzt werden.)<sup>34</sup> Und mag seine Siegeshoffnung aus heutiger Sicht auch verblendet erscheinen, so ist doch eine Spur von humanistischem Geist zu spüren, wenn er es als Probe für das deutsche Nationalgefühl sieht, „ob es auch nach dem Siege frei von Überhebung und brutalem Machthunger, voll von Hochachtung für die Vorzüge und Rechte anderer Nationen, echt menschlich zugleich im Sinne des Humanismus und echt deutsch zu bleiben vermag.“ (S. 16)

#### *b. Leo Weber*

Ein deutlich schärferer Ton herrscht in LEO WEBERS ebenfalls 1915 erschienenem, als „Brief an den Herausgeber“ deklariertem Aufsatz mit dem Titel „Der Völkerkrieg und die Zukunft des deutschen Humanismus“<sup>36</sup> vor. Das Bestreben von Arnims um Ausgleich zwischen „Humanismus und Nationalgefühl“ scheint hier gleich zu Beginn der Ausführungen einem affirmativen Verhältnis zum Kriegsgeschehen gewichen zu sein:

„Mars regiert die Stunde: sein Regiment ist auch noch lange nicht zu Ende. Und es ist gut so. [ ... ] Schrecklich sind die Opfer, aber der Krieg ist eine Wohltat. Kommen musste er ja einmal: je eher, umso besser also. Hätte er in dem Atem raubenden Siegeslaufe, mit dem er im Westen begann, ein ebenso rasches wie erfolgreiches Ende gefunden, er hätte der Nation auf die Dauer kein Glück gebracht: Hochmut und geringschätzige Verachtung der Gegner wären die unerträglichen Folgen gewesen. Ein Großes erkämpft sich ein starkes Volk, wie wir es sind, nur dann zu dauerndem und beglückendem Besitz, wenn es nach heißem Kampfe und mit schweren Opfern errungen ist. Wir müssen es der Welt von hass- und neiderfüllten Feinden, die wider uns stehen, danken, dass sie den Sieg uns bitter schwer machen.“ (S. 65)

Es mag nahe liegen, eine solche Äußerung aus dem Jahre 1915 mit der Bemerkung abzutun, chauvinistische und vulgär-nietzscheanische Äußerungen wie diese ließen sich massenhaft finden; das ist sicher nicht zu bestreiten, doch ist daran zu erinnern, dass der Verfasser sich nicht allein über den „Völkerkrieg“, sondern auch zur Frage der „Zukunft des deutschen Humanismus“ äußern will.<sup>37</sup>

Leo Webers „Brief an den Herausgeber“ ähnelt in einigen Grundlinien den Ausführungen von Arnims, unterscheidet sich jedoch in anderer Hinsicht stark von diesen.

Zu den erwähnten Grundlinien gehört die Frontstellung gegen diejenigen Landsleute, die am Sinn des Humanismus im Weltkrieg zweifeln. Auch Weber bezeichnet sie als „völkisch“,<sup>38</sup> jedoch greift er sie nicht wegen dieser Orientierung an, sondern er wettet gegen ein „mathematisch-physikalisches Zeitalter“ (S. 72) und gegen die Verehrung der Technik, gerade in der Zeit des Krieges. Dieser Haltung stellt er die Überzeugung gegenüber: „[D]as Höchste ist und bleibt in allem der Mensch selbst.“ (S. 73) Diese Plattitüde ist offenkundig der Absicht des Verfassers entsprungen, die schulpolitischen Interessen des humanistischen Gymnasiums gegenüber den konkurrierenden Schulformen zu verteidigen. Er will es offenbar in besonderer Weise gegen die Bedrohung durch die Oberrealschule verteidigen, die besonderes Schwergewicht auf die technischen und naturwissenschaftlichen Fächer legte. Seine Ausführungen wirken hilflos gegenüber dem von ihm aufgegriffenen Argument der Gegenseite,<sup>39</sup> „die Technik [feiere] ... gerade in dem jetzigen Kriege ... ihre höchsten Triumphe [a]uf der Erde und unter ihr, in den Lüften, auf dem Wasser und in der Tiefe.“<sup>40</sup> (S. 73) Die Hilflosigkeit des Verfassers zeigt sich auch darin, dass er sich in seinem verdeckten schulpolitischen Kampf um die Aktualisierung antiker Werte *à tout prix* bemüht. Seine Bemühung schlägt sich bei ihm sogar in einer Absenkung der Stilebene nieder, wenn er formuliert: „Im übrigen waren die ‚ollen‘ Griechen ganz respektable Techniker.“ (S. 73)<sup>41</sup> Webers apologetisches, nicht an der Sache orientiertes Vorgehen führt zu Peinlichkeiten, so, wenn er versucht, die Technik und

das „Humanum“ mit folgendem Gedankengang gegenüberzustellen:

„Technik! Viel [sic !] Dank fürs Stichwort! Denn da fällt mir eben ein: wie sichern sich denn unsre Tapfern draußen im Felde jetzt am besten gegen den Tod, den [ ... ] die Mittel der Kriegstechnik senden? Keine noch so stark gebaute Festung kann auf die Dauer den gewaltigen Mörsern standhalten: aber die Flucht in den schirmenden Schoß der dauernden, wohlgegründeten Erde<sup>42</sup> gilt KUTSCHKE<sup>43</sup> wie TOMMY ATKINS<sup>44</sup> als der beste Schutz. Es müsste das beinahe als ein Hohn auf die Technik gelten, wenn diesem Widerspruch nicht ein tiefer, das gesamte menschliche Leben treffender Sinn zugrunde läge. Trotz allem Raffinement moderner Ingenieurkunst (oder muss es heißen: wegen?) kehren geradezu gewisse Urformen menschlichen Lebens in diesen Tagen wieder: in den Parallelen und Zickzackgräben haust der Troglodyte [ ... ]. Und der allgemeine Schluss, der daraus zu ziehen wäre? Wie heute man zu einem guten Teil mit natürlichen, aber wohlausgestatteten Mitteln in dem modernsten (freilich auch blutigsten) aller Kriege kämpft, so kann wahres Menschentum, das sich von einer verwirrenden Fülle wechselnder Erscheinungsformen der äußeren Welt bedrängt sieht, ruhige Sammlung und wirkliche Selbstbesinnung nur im dauernden, immer fester werdenden Zusammenhang mit den einfachsten, aber ewigen Grundlagen der Menschheit finden.“ (S. 73) [Daran schließen sich Betrachtungen über griechische Mysterienkulte an.]

Die Peinlichkeit dieser Argumentation liegt nicht allein in der Gezwungenheit des Gedankenganges.<sup>45</sup> Auffälliger ist vielmehr, dass der Verfasser sich bei seinem Versuch, die beanspruchte Suprematie der Technik anzugreifen, zu einer seinerzeit fast als landesverräterisch anzusehenden Argumentation hinreißen lässt:

- Die Technik gefährde im Kriege auch die eigenen Soldaten, was an sich natürlich eine Banalität ausdrückt, die aber in Kriegszeiten gern verschwiegen wird. Bekannt ist z. B., dass im Ersten Weltkrieg Kanonen der Firma Krupp auf beiden Seiten eingesetzt wurden.
- Die Technik ist im modernen Krieg nicht in der Lage, die Soldaten zu schützen.

Dass Weber – anders als von Arnim – seinen „völkischen“ Gegnern nicht auf der ideologischen Ebene Paroli bieten kann, liegt daran, dass er ihnen selbst zu nahe steht. Das war bereits zu Beginn seines Artikels (vgl. das oben angeführte Zitat aus S. 65) deutlich geworden.

Aus heutiger Sicht wirkt das von ihm dargebotene Gemisch von Gedankenbestandteilen befremdlich: Warnung vor Hybris nach dem Vorbild der griechischen Tragödie, Anklänge an NIETZSCHES Übermenschens-Ideologie, Schicksalsgläubigkeit und Endzeitstimmung, die auch Gedichte aus den Jahren unmittelbar vor dem Ersten Weltkrieg durchziehen.<sup>46</sup> Mit Humanismus hat das Ganze offensichtlich nichts zu tun.

Die Verherrlichung des Krieges war (wie mehrfach betont) zur damaligen Zeit keine Ausnahme, wenn auch Webers martialischer Stil im Jahre 1915 vielleicht schon ungewöhnlich geklungen haben mag. Hinzu kommt aber im Folgenden noch, dass der Verfasser nicht nur sein Deutsch-, sondern darüber hinaus auch sein Germanentum hervorhebt: Das rückt ihn den „Völkischen“ sehr nahe. („Das Germanentum steht an einem entscheidenden Wendepunkte.“ [S. 67])<sup>47</sup> Es kann nicht verwundern, dass Webers völkische Argumentation Konsequenzen im Hinblick auf seinen Humanismus-Begriff hat. So stellt er den Humanismus in Gegensatz zum „Weltbürgertum“ (S. 66), indem er ihn auf „die Fähigkeit, die inneren Güter höher zu schätzen als die äußeren“ und auf „immer etwas Individuelles“ (S. 66) reduziert.

Im Gegensatz zu von Arnim gibt Weber damit den Kern des Humanismus auf, den zu verteidigen er doch in Anspruch nimmt. Er bekämpft dessen völkische Gegner aus großer ideologischer Nähe und ist daher zu überzeugender Gegenwehr nicht in der Lage.

### c. Franz Boll<sup>48</sup> I

Zwei Jahre später erscheint ein zweiteiliger Artikel FRANZ BOLLS in derselben Zeitschrift,<sup>49</sup> der sich bereits im Titel deutlich unterscheidet: Statt von „Nationalgefühl“ spricht Franz Boll von „Nationalismus“. Diese Wortwahl darf jedoch – wie der Artikel bald erkennen lässt – nicht auf einen schärferen Nationalismus des Verfassers schließen

lassen; im Gegenteil: Im Vergleich zu den Verfassern der zuvor behandelten beiden Aufsätze klingen bei ihm versöhnlichere Töne an.

Zunächst behandelt Boll den Humanismus von einer ausgesprochen nüchternen Position aus: „im Hinblick auf die historische“ und „auf die grammatisch-logische Schulung“ (S. 171), die auch von Fachfremden (in diesem Fall von „jüngern Mediziner“ [S. 171]) geschätzt würden.<sup>50</sup> Er selbst räumt ein: „Das Erlernen der alten Sprachen ist vor allem Mittel zum Zweck.“ (S. 172) Er nennt dann einige Möglichkeiten, antike Autoren zu aktualisieren,<sup>51</sup> und behauptet anschließend: „Es gibt wenig Erscheinungen im Leben der Gegenwart, die sich in ihrem Werden verstehen ließen, ohne dass man [ ... ] den Weg zu den Griechen und Römern zurückginge.“ (S. 173) Dieses Vorgehen werde „als gefährlich lähmender Historismus in Nietzsches Gefolgschaft heute vielfach abgelehnt“ (S. 173), sei aber „immer eines der Kennzeichen deutscher Art gewesen.“ (S. 173)

Nachdem Boll den Humanismus mit Merkmalen nationalistischer Apologetik versehen hat, setzt er dann aber zu einer Wende an, die mit einer gewaltigen Satzperiode beginnt, die aus Platzgründen nicht in extenso zitiert werden kann, deren Quintessenz aber lautet: Für die Zeit nach einem erwarteten Sieg des Deutschen Reiches müsse genügend geistige Substanz bereit stehen, damit dessen politische Vormachtstellung gerechtfertigt werden könne.<sup>52</sup>

Daran schließt Boll – offenbar, um nationalistische Bedenken ausräumen zu können – die Frage an: „Muss wirklich durch solche Bereicherung aus dem Fremden unser nationales Schaffen leiden?“ Hiermit lässt sich Boll auf das Wagnis ein, den Humanismus weiterhin als Teil einer europäischen Geistesentwicklung gelten zu lassen<sup>53</sup> und ihn nicht, wie Leo Weber, zu einer nationalen deutschen Erscheinung umzufälschen. Er benennt das sich für seine Argumentation ergebende Problem folgendermaßen: „Gewiss, dieses Erbe ist uns gemeinsam mit den Völkern, mit denen wir heute im Kampfe stehen.“ (S. 174) „Aber wenn wir die Welt nicht bloß mit unserer Macht und unserem Blut überwinden wollen, so müssen wir die Absicht haben, ihr nach wie

vor etwas zu geben, was über unser Volkstum hinaus sich Anteil erzwingt.“ (S. 175) Das klingt zwar wieder so, als solle ein machtpolitischer Anspruch kulturell übertüncht werden; dem widerspricht aber Bolls zustimmende Zitation einer Rede des bereits erwähnten Präsidenten der ungarischen Akademie der Wissenschaften, ALBERT VON BERZEVICZI, der „in einer gedankenvollen Rede in Wien (1915) die Mahnung und Hoffnung ausgesprochen [hat], der gemeinsame Kulturbesitz des Humanismus möge gegenüber der politischen Zerrüttung und Zerfleischung das Einverständnis der jetzt einander feindlich gegenüberstehenden Völker wieder anbahnen helfen.“ (S. 175)

Eine solche Äußerung könnte im zweiten Kriegsjahr einigen Mut verlangt haben;<sup>54</sup> eine solche Haltung kann in ähnlichem Maße Franz Boll zugesprochen werden, wenn er diese folgendermaßen kommentiert: „Das mag heute vielen als eine weltfremde Utopie, ja wohl als Schlimmeres, als Ärgernis oder Torheit erscheinen.“ (S. 175) Er fügt anschließend die nicht weniger mutigen eigenen Worte hinzu, die als Bekenntnis zum Völker verbindenden Charakter des Humanismus gedeutet werden können: „Und doch, so schwer die Verbitterung noch Jahre auf uns lasten mag: wenn nicht beim Handel, so wird im geistigen Leben der friedliche Austausch der Völker nach dem furchtbaren<sup>55</sup> Kampfe am ehesten wieder beginnen müssen.“ (S. 175) So gelangt Boll von seinem Ausgangspunkt – den Leistungen des humanistischen Gymnasiums – zu einer Darstellung des Humanismus, die sich an der Auffassung als Verbindung von Bildung und humaner Haltung orientiert, wie sie in der Antike entwickelt worden ist.

#### *d. Albert von Berzeviczy*

An dieser Stelle soll, wie bereits angekündigt, der soeben zitierte bereits erwähnte Geh. Rat ALBERT VON BERZEVICZY ausführlicher zu Wort kommen.

Bereits zu Beginn seiner Rede äußert er, dass er „unentwegt an der Überzeugung festhalte, [ ... ] dass die Wissenschaft den erhabenen Beruf haben wird, nach der Beendigung des Weltkrieges eine neuerliche, friedliche und werktätige

Annäherung der Kulturvölker anzubahnen.“ (S. 124) Dies scheint die Stelle zu sein, auf die sich Boll bezieht und deren Zusammenfassung er mit den Begriffen „Utopie, ja wohl als Schlimmeres, als Ärgernis oder Torheit“ (S. 175) inhaltlich offenbar zu entschärfen versucht.

Von derartigen Versuchen ist bei von Berzeviczy nichts zu bemerken; im Gegenteil: Kurz darauf zitiert er – zustimmend! – den Mathematiker HENRI POINCARÉ. Bemerkenswert daran scheint mir, dass der Redner überhaupt den Namen Poincaré in den Mund nimmt, da Henri ein Cousin RAYMOND POINCARÉS war, der, wie auch deutsche Politiker, eine Politik des „Siegfriedens“ verfolgte.

An dieser Stelle erhebt sich die Frage, wie sich Berzeviczys Unbefangenheit erklären mag. Die eine Antwort lautet: aus seiner Vorliebe für die „humanistischen Studien“ (S. 124). Er gebraucht den Begriff „Humanismus“ zunächst also in einem technischen Sinne und führt seinen Gedanken in diesem Sinne weiter aus. So verweist er auf „die erstaunlichen Resultate der Forschung [im Bereich dieser humanistischen Studien – L. Z.], welche unter Mitwirkung der hervorragenden Geister beinahe sämtlicher Kulturvölker die Kenntnisse des Altertums in dem letzten halben Jahrhundert sowohl in Betreff ihrer Ausdehnung als ihres Inhaltes völlig umgestaltet haben.“ (S. 125)

Er leitet also die Auffassung von der Aufgabe dieser Wissenschaft aus der Geschichte ihrer Erfolge rational ab, statt sie nur zu postulieren. Den völkerverbindenden Charakter, der sie zu ihrer Aufgabe befähigt, beschreibt er folgendermaßen:

„Es ist nicht zu bezweifeln, dass durch das Hellenentum und sein Studium das Gefühl einer Gemeinsamkeit, eines gemeinsamen Glaubens über die weite Erde hin erzeugt wird, und dass über alle Kulturen eine Gemeinsamkeit bestehen muss, für welche uns das Griechentum die Grundlage liefert.“ (S. 125)

Deutlicher noch als an der zuvor zitierten Stelle wird hier der weltumspannende Charakter der humanistischen Studien hervorgehoben, speziell derjenigen, die sich der Welt des antiken Griechenlands widmen. Die Ausführungen von

Berzeviczys über die Römer rufen dann allerdings dem Leser wieder in Erinnerung, dass sie inmitten des Weltkriegs geäußert werden: So werden zunächst die Römer als „das männlichste Volk der Welt“ (S. 125) bezeichnet; diese Charakteristik liefert dann aber die Folie für eine Sottise gegen die Kriegsgegner („aus dessen ernstem Selbstgefühl man angesichts der hohlen Prahlerei einiger moderner Völker Belehrung schöpfen könne“ [S. 125]).

Wie auch von Arnim setzt sich von Berzeviczy mit denjenigen Gegnern der humanistischen Bildung auseinander, die „die Forderung des Rechtes der nationalen Sprache und der nationalen Kultur“ (S. 126) erheben. Statt sich inhaltlich zu dieser Richtung in Gegensatz zu stellen, versucht er eine Synthese:

„Wir können den literarischen Schatz einer humanistischen Bildung nicht mit den Griechen und Römern abschließen; nein, ein humanistisches Bildungsideal erfasst jede geistige Schöpfung, deren Sinn und Wert der ganzen gebildeten Menschheit verständlich wurde und dadurch Gemeingut der Menschheit geworden ist.“ (S. 126)

Im Anschluss an diese Synthese wechselt von Berzeviczy die Bedeutungsebene. Vorbereitet worden war dieser Wechsel bereits durch die mehrmals behauptete völkerverbindende Wirkung der humanistischen Bildung und Forschung. Nun ist (wie bei Boll, der ihm hier folgt) mit Humanismus die Haltung gemeint, die sich mit dieser humanistischen Bildung verbinden sollte:

„Der Humanismus ist eigentlich Menschenliebe, Bewunderung und Liebe für den Menschen, für seine grenzenlosen Fähigkeiten, staunenswerten Schöpfungen, verbunden mit der Liebe für alles, was das Erdenleben der Menschen wahrhaft und im edelsten Sinne des Wortes glücklich zu machen vermag.“ (S. 126)

Eine solche Definition auch in Zeiten des Weltkrieges zu vertreten, bedeutete, ein Tabu zu brechen, – das Tabu nämlich, auch die Angehörigen des gegnerischen Volkes nicht von vornherein auszuschließen. Humanismus und Nationalismus wären danach nicht miteinander zu vereinbaren.

Bevor er den möglichen Widerspruch löst, bringt von Berzeviczy eine dritte<sup>57</sup> Definition des Humanismus in seine Darlegungen hinein: Humanismus als eine geschichtliche Strömung im Spätmittelalter und im 16. Jh. Er stellt sowohl deren Leistungen (Ersetzung der kirchlichen Autorität durch die der Vernunft, die wiederum aus der Antike abgeleitet wird) als auch ihre Fragwürdigkeiten dar („viel Übertreibung und Affektation in jenem fieberhaften Bestreben, das Altertum [ ... ] in all seinen Erscheinungen auch nachzuahmen“ [S. 127]), um anschließend die Verbindung zum Humanismus im Sinne eines Bildungssystems (das war die erste Definition, der er gefolgt war) herzustellen.

Wie nun hat er den beschriebenen Widerspruch lösen können? Dies konnte ihm gelingen, weil, anders als im damaligen Deutschen Reich, der Nationalismus in der Habsburger-Monarchie von den Verteidigern dieser Staatsform als eine gegnerische politische Strömung angesehen werden musste, durch die sie sich bedroht fühlten.

Zunächst zitiert von Berzeviczy einen Landsmann, den Baron JOSEF EÖTVÖS (1813-1871), einen Schriftsteller und Staatsmann, mit dessen Auffassung, „dass der nationale Separatismus eine [ ... ] vorübergehende Erscheinung sei, deren Kraft im Schwinden sei.“<sup>58</sup> Er geht dann noch einen Schritt weiter und äußert die Meinung, dass, wenn „kleinere nationale Einheiten“ einen eigenen Staat fordern würden, dies „die Zertrümmerung beinahe sämtlicher europäischen Staatenbildungen nach sich ziehen müsste.“ (S. 128) Nachdem er zunächst vorsichtig die Absicht äußert, nicht etwa „von der Warte des humanistischen Menschheitsideals den nationalen Bestrebungen im allgemeinen die Berechtigung abzusprechen“ (S. 128), und versichert, „niemals dem Kosmopolitismus das Wort [zu] reden“ (S. 128), setzt er im nächsten Schritt zu einem weiteren Tabubruch an, der zunächst vielleicht noch nicht als solcher zu erkennen sein mag:

„Dieser Krieg ist das endlich unvermeidlich gewordene allgemeine Aufflammen des Feuers, den der maßlose Eigendünkel und der daraus entspringende nationale Hass in vielen europä-

ischen Ländern seit vielen Jahrzehnten ununterbrochen geschürt hat.“ (S. 128)

Diese Bemerkung erhielt seinerzeit ihre Durchschlagskraft, da man sie ins Verhältnis setzen musste zum nationalen Jubel bei Kriegsausbruch – auch in der Habsburgermonarchie.

Außerdem erweist sich seine vermeintliche Abkehr vom Kosmopolitismus als nochmaliges Bekenntnis zum Humanismus als einer menschenfreundlichen Haltung: Zunächst zitiert er „das grimmige Wort GRILLPARZERS“ (S. 128): „von der Humanität durch die Nationalität zur Bestialität.“<sup>59</sup> Dann grenzt er den Kosmopolitismus folgendermaßen ab: „Das ist noch kein Kosmopolitismus, wenn man seinen einer andern Nationalität angehörigen Mitmenschen als ebenbürtig und nicht als Barbaren behandelt.“ (S. 129)

Die angekündigte zweite Antwort auf die Frage, wie sich die Unbefangenheit erklärt, mit der von Berzeviczy das Thema des Nationalismus behandelt, lautet: Der Nationalismus gefährdete in der Vielvölkermonarchie Österreich-Ungarn den staatlichen Zusammenhang,<sup>60</sup> während er ihn im geeinten Deutschen Kaiserreich sicherte.

Daher ist es nicht verwunderlich, dass Äußerungen, die Franz Boll sich genötigt sieht, zu verharmlosen, in Wien vom Unterrichtsminister höchstselbst gelobt werden. R. VON HUSAREK hebt noch gesondert als Wert hervor, dass sie „von einem Vertreter Ungarns dargelegt worden seien“ (S. 129).

Indem Boll – sehr vorsichtig – Äußerungen eines Vertreters des Hauptbündnispartners ins Deutsche Reich überträgt, verschafft er sich zunächst eine Legitimation, um ihren Inhalt ins eigene Land wie Kontrebande einzuführen.

#### *e. Franz Boll II*

Zu Beginn des zweiten Teils, der getrennt veröffentlicht wurde,<sup>61</sup> scheint Boll auf eine völkische Linie einzuschwenken, wenn er schreibt:

„Wir wollen keine fremde Menschlichkeit und Kulturleistung einfach übernehmen oder nachbilden, statt sie in eine Kraft umzuwandeln, die unser eigenes Volkstum bereichert und steigert und seinen Einfluss auf die geistige Gesamtbewegung der Menschheit stärkt.“ (S. 175)

Doch es wäre verfehlt, den von Boll verwandten Begriff des Volkstums in den Mittelpunkt der Interpretation dieses Satzes zu stellen. Aus dem folgenden Gedankengang wird klar werden, dass ihm vielmehr um die Anverwandlung der antiken europäischen Tradition geht. Kurz darauf heißt es bereits:

„Lateinisch und Griechisch sind nur darum als Unterrichtsgegenstände dauernd möglich und notwendig, weil sich das Verhältnis zu der großen Kulturerscheinung des klassischen Altertums selbst als ein integrierender Teil [ ... ] unseres nationalen Erlebens und Schaffens [ ... ] bewiesen hat.“ (S. 175)

Geradezu beschwörend klingt dann der Satz: „die Zeiten sind vorbei, wo man für die Gegenwart eine historische Maskerade suchte beim Vergangenen.“ (S. 176) Hinter diesem Satz verbirgt sich wohl das Unbehagen an der Notwendigkeit, den Stellenwert der klassischen Sprachen im Kanon des Gymnasiums zu verteidigen.<sup>63</sup>

Dieses Unbehagen drückt sich in der sich anschließenden Frage aus: „Oder sind sie es doch nicht?“ Und nun taucht das eigentliche Angriffsziel auf, gegen das sich Bolls Argumentation richtet: „der gotische Mensch“. Bolls Position wird erschwert dadurch, dass ERNST TROELTSCH dieses Konzept unterstützt hatte.<sup>64</sup> Für Boll ist es Ausdruck einer „neue[n] Romantik“ (S. 176), die sich auf das Mittelalter beruft. Boll greift die Tendenz der Germanisierung lateinischer Literatur des Mittelalters am Beispiel der Behandlung der „*Legenda aurea*“ des JACOBUS DE VORAGINE an, indem er von „umgekehrte[n] geistigen Réunionskammern“<sup>65</sup> spricht, die „unbefangen“ „mit der geschichtlichen Wahrheit umzuspringen“ (S. 177) begännen.

Boll drückt zwar seine Hochachtung vor den Leistungen der Mittellateinischen Philologie aus und nennt in diesem Kontext die Namen LUDWIG TRAUBES, WILHELM MEYERS und PAUL VON WINTERFELDS. Er bezweifelt aber, dass deren Forschungsergebnisse bei gleichbleibender Stundenzahl in den Schulunterricht eingebracht werden könnten.

Es braucht nicht betont zu werden, dass dieses pragmatische Argument nicht den Kern dessen berührt, worum es Boll geht: Sein Misstrauen gilt

– exemplarisch – „der heute beliebten einseitigen Betonung der Mystik“ (S. 177), der er – ebenfalls exemplarisch auf das Mittelalter bezogen – den „durchaus rationale[n] Grundzug der Scholastik“ (S. 177) gegenüberstellt. Er betont die historische Distanz der von ihm angegriffenen Richtung und fasst seine Argumentation in folgendem Satz zusammen: „[Wir] stehen [ ... ] dem Mittelalter so gut wie dem Altertum in historischer Distanz gegenüber; und in vielem ist es uns fremder.“ (S. 177) Im Folgenden referiert er die Züge des von ihren Anhängern als „gotischen Menschen“ (s. o.) bezeichneten Menschentyps, sieht in ihnen „sicherlich viel vom deutschen Wesen erfasst, von den Grundzügen der Größe und – seiner Gefahr.“ (S. 178) Um diese Gefahr zu konkretisieren, stellt er den Sinn der sich ergebenden Forderung nach „Pflege der Phantasie“ (S. 178) in Frage und weist darauf hin, dass „kein gotischer Engel, sondern Mephisto“ im „Faust“ die Worte spricht: „Verachte nur Vernunft und Wissenschaft“.

Konkret sieht er die Gefahr, die den Deutschen droht, „[i]n dem deutschen Zug zum Individualismus.“ (S. 178) Diese Gefahr würde sich auswirken „in einer unheilbaren Isolierung des einzelnen und zuletzt unseres ganzen Volkes.“ (S. 178) Damit ist die Frage des Nationalismus wieder aufgenommen: Boll vertieft den bereits im ersten Teil seines Aufsatzes angesprochenen Gedanken, dass das deutsche Volk nach dem Krieg einen Weg werde finden müssen, mit den ehemaligen Kriegsgegnern zu einem „Einverständnis“ (S. 175) zu gelangen. Anders als Weber, sieht er den Weg der Germanisierung der deutschen Kultur bzw. des Humanismus aus den geschilderten Gründen als Irrweg an. Nicht das Mittelalter solle wiederbelebt werden, sondern das Humanismus-Verständnis der Goethezeit:

„Es wäre das Gefährlichste, was wir tun könnten, wenn wir aus unverständiger Abneigung gegen die fremden Elemente, die der deutsche Idealismus in sich aufgenommen und damit für uns gewonnen hat, heute die klassische Periode unserer Literatur zugunsten des uns so viel ferner liegenden Mittelalters zurücksetzen und uns ihres Segens berauben wollten.“ (S. 179)

Schließlich fasst Boll sein Plädoyer in dem Gegensatz „goethisch“ statt „gotisch“ zusammen.

Die Unterschiedlichkeit der Wertungen ist deutlich: Das Fremde wird nicht abgewertet; das zeitlich näher liegende Mittelalter wird als „uns so viel ferner liegend[.]“ charakterisiert. Man mag dagegenhalten, es gehe Boll nur darum, die klassische humanistische Bildung gegen Angriffe zu verteidigen: Dass dieses Bestreben eine Wendung zum Völkischen und zum Nationalismus zur Folge haben kann, zeigte Webers Aufsatz.<sup>66</sup> Boll vermeidet diese Wendung, und das ist in der Zeit, in der sein Artikel veröffentlicht wurde, schon bemerkenswert.

### III. Ein Vergleich

Stünde nicht der Ausgangspunkt des Vergleichs fest, nämlich, dass die deutsche Akademikerschaft mehrheitlich über die ersten Kriegsjahre hin die „Ideen von 1914“ vertrat, müsste zunächst mit ALFRED ANDERSCH gefragt werden: „Schützt Humanismus denn vor gar nichts?“<sup>67</sup> Nun aber bleibt zunächst bedauernd festzuhalten, dass der Humanismus im Ersten Weltkrieg als Haltung der Menschlichkeit von allen Seiten – nicht nur in den Reihen der Altertumswissenschaftler – gefährdet war.

Jedoch lässt sich der Grad, in dem die einzelnen genannten Autoren dieser Gefährdung erliegen, differenzieren. Es ist bereits festgestellt worden, dass sich Franz Bolls und Albert von Berzeviczys Beitrag von allen anderen durch ihren Anspruch herausheben, auch in der Zeit des Weltkrieges den potenziell völkerverbindenden Charakter des Humanismus zu betonen.<sup>68</sup>

Was die Haltung der Intellektuellen zum Zeitpunkt der Veröffentlichung von Bolls Beitrag angeht, äußert sich der bereits eingangs zitierte Historiker WOLFGANG MOMMSEN:

„Seit dem Frühjahr 1917 wandte sich dann eine wachsende Zahl von Intellektuellen, Künstlern und Schriftstellern von ihrer bisherigen Identifikation mit dem Kriege bzw. ihrer passiv-fatalistischen Hinnahme desselben als eines unabwendbaren Geschehens ab.“<sup>69</sup>

Im Folgenden bemerkt Mommsen dann, dass die Kriegsgegner immer noch in der Minderheit



waren. Dieser Umstand ist geeignet, Verständnis dafür zu entwickeln, dass Boll seine Zukunftsvision der Nachkriegszeit sehr vorsichtig formuliert<sup>70</sup> und sich andererseits bemüht, an Hand klassischer Autoren seine negative Beurteilung der Kriegsgegner des Deutschen Reiches zu begründen. Auch muss vermerkt werden, dass Boll sich nicht auf die Beiträge von Arnims, vor allem aber Webers bezieht, von dem ihn mehr trennt als von jenem. Es musste dem Publikum überlassen werden, die Ablehnung der völkischen Einstellung Webers herauszuinterpretieren. Seine Haltung könnte aus dem verinnerlichten Fortdauern des „Burgfriedens“ noch im Jahre 1917 abgeleitet werden.

Bolls Sonderrolle hängt sicher auch damit zusammen, dass in seinen Ausführungen der Schulkampf nur am Rande eine Rolle spielt. Den Kern der Auseinandersetzung bildet der Dissens zu TROELTSCH, der sich allerdings nicht als Gegner des humanistischen Gymnasiums darstellt. Es geht in Bolls Argumentation also im Wesentlichen darum, zu verhindern, dass sich der Schwerpunkt der humanistischen Bildung zum Mittelalter (genauer gesagt: zum deutsch geprägten Mittelalter) verschiebt.

Um eine breitere Vergleichsbasis zu gewinnen, wäre es wünschenswert, die Rolle des Schulkampfes in weiteren Äußerungen von Altertumswissenschaftlern zum Thema „Humanismus und Nationalismus“ aus jener Zeit zu untersuchen, ferner: wie häufig in ihren Kreisen Abweichungen von den „Ideen von 1914“ festzustellen sind. Aus meiner vorläufigen Untersuchung ergab sich, dass der Zusammenhang mit dem Schulkampf die Äußerungen prägt und dass Abweichungen von den „Ideen von 1914“ selten und eher marginal und dann auch nur in der zweiten Kriegshälfte festzustellen waren.

Dass das Fortschreiten des Krieges und die damit einhergehende Desillusionierung nicht automatisch zu einer Distanzierung von anfänglicher Kriegsbegeisterung führen musste, hoffe ich in absehbarer Zeit am Beispiel eines bekannten klassischen Philologen, OTTO CRUSIUS, zeigen zu können. Bezeichnend für seine politische Haltung ist, dass er im September 1917 zu den Unterzeichnern des Aufrufs zur Gründung der Deutschen Vaterlandspartei gehörte, die an

den Kriegszielen des September-Programms von BETHMANN HOLLWEGS aus dem Jahre 1914 festhielt und der „Züge einer protofaschistischen Massenbewegung“<sup>71</sup> zugeschrieben worden sind.

#### **Anmerkungen:**

- 1) Allerdings meist in fehlerhafter Übersetzung und mit verharmlosender Wirkung (als „Verbrechen gegen die Menschlichkeit“).
- 2) Dass es auch außerhalb der klassischen Philologie einen solchen Diskurs gegeben hat, zeigt das Beispiel des Theologen und Kulturphilosophen Ernst Troeltsch, wie aus dem Veröffentlichungsplan für den Band 12 der Kritischen Gesamtausgabe seiner Werke ersichtlich ist; er enthält u.a. folgende Veröffentlichungen: „Der Krieg und die Internationalität der geistigen Kultur“, „Der Völkerhaß“, „Humanismus und Nationalismus in unserem Bildungswesen“.
- 3) Rein wissenschaftliche Zeitschriften wie „Philologus“, „Hermes“, „Rheinisches Museum“ oder „Wiener Studien“ sind für den hier verfolgten Zweck nicht geeignet. – Gleiches gilt aus anderen Gründen für die auch für die gymnasiale Klassische Philologie zuständigen „Neuen Jahrbücher für das klassische Altertum, Geschichte und deutsche Literatur und für Pädagogik“; dort fehlen vergleichbare Beiträge.
- 4) Es scheint wenig sinnvoll, Definitionen der Begriffe „Humanismus“ und „humanistisch“ voranzustellen, da die Beiträge in deren Gebrauch weder jeweils noch insgesamt in sich konsistent sind. Es kann nur allgemein festgestellt werden, dass sie in drei gängigen Bedeutungen verwendet werden: 1. zur Bezeichnung einer in der Antike entwickelten Auffassung als einer humanen Haltung, die sich über den Bereich der Bildung auch im (eben humanen) Verhalten zeigt, 2. zur Benennung einer im 15. Jahrhundert beginnenden Wiederentdeckung der Kultur der Antike, 3. im Sinne der Schulform des altsprachlichen Gymnasiums.
- 5) A. Fritsch: Das Gymnasium und der Krieg. In: Das Humanistische Gymnasium 25 (1914), 161-163.
- 6) In gleicher Weise, vielleicht noch pointierter, äußert sich E. Grünwald (Der internationale Humanistenbund. In: Das humanistische Gymnasium 26 [1915], 105 – 111; hier: 109): „Und so haben wir vom Gymnasium keine trockenen Philologen, keine gegenwartsfremden Griechen und Römer, keine verstiegenen Kosmopoliten in diesen Kampf geschickt, sondern Männer

der rauen Pflicht, des starken Willens, die das ‚Deutschland über alles‘ auf den Lippen hochgemuten Herzens dem Tode entgegengingen.“ – In diesen Worten spricht sich ein Lehrertypus aus, wie ihn Erich Maria Remarque in seinem Roman „Im Westen nichts Neues“ (1929) schildert.

- 7) (wie Anm. 5) 163.
- 8) (wie Anm. 5) 163.
- 9) Ausführlicher wird auf die Juni-Konferenz von 1900 in der Anm. 63 eingegangen.
- 10) E. Grünwald: Burgfrieden! In: Das humanistische Gymnasium 26 (1915), 1- 8. – Im Folgenden nur mit Seitenzahl zitiert.
- 11) In seiner am 4. August 1914 vor Vertretern aller im Reichstag vertretenen Parteien gehaltenen Rede äußerte er sich u. a. folgendermaßen: „Ich kenne keine Parteien mehr, ich kenne nur noch Deutsche! Zum Zeichen dessen, dass Sie fest entschlossen sind, ohne Parteiunterschied, ohne Stammesunterschied, ohne Konfessionsunterschied durchzuhalten mit mir durch dick und dünn, durch Not und Tod zu gehen, fordere ich die Vorstände der Parteien auf, vorzutreten und mir das in die Hand zu geloben.“
- 12) Dies wird deutlich, wenn E. Grünwald eingesteht: „[W]ir ringen um unsere Daseinsberechtigung und um die Erhaltung des Humanismus als eines unentbehrlichen, weil immer noch neu [sic!] und weiterwirkenden Bestandteiles unserer Kultur.“ (S. 1, Anm. 1) Auf S. 5 nennt Grünwald dann Ross und Reiter: „[D]ie Germanisten [ ... ] denken, mit Deutschlands großer Stunde habe auch ihre große Stunde geschlagen.“ – Unausgesprochen schwebt an dieser Stelle Vorwurf des Opportunismus im Raum, der sich gegen die national gesonnenen Germanisten richtet.
- 13) Der Germanist Konrad Burdach (1859-1936) hat seiner Wissenschaft viele Anregungen vermittelt. Andererseits wird sein Wirken von Günther Jungbluth („Burdach, Carl Ernst Konrad“, in: Neue Deutsche Biographie 3 (1957), S. 41 [Onlinefassung]; URL: <http://www.deutsche-biographie.de/pnd118668056.html>) folgendermaßen zusammengefasst: „Burdachs durchaus aufs Universelle gerichtete Bestreben hat in der Deutung der Quellen zweifellos oft die schmalen Grundlagen der Erkenntnis überflogen, doch haben seine Entdeckungen und Ideen der Forschung neue reiche Impulse zugetragen.“ – Die kritischen Anteile in dieser Bewertung machen es verständlich, dass Grünwald sich über seine Angriffe derartig ereifert.
- 14) Dieser rhetorische Ausdruck wird im späteren Text durch eine Praeteritio in Form einer rheto-

rischen Frage wiederaufgenommen: „Sollen wir nun aber wirklich an dieser Stelle Burdachs und damit der Germanisten Anliegen sachlich widerlegen und zum soundsovielten Male Gesagtes wiederholen? Wiederholen, dass [ ... ].“ (S. 4) In diesem Ton fährt Grünwald über eine Druckseite lang fort.

- 15) Hier hat Grünwald sicher in ironischer Weise auf das „Mantellied“ Karl von Holteis (1798-1880) anspielen wollen, das mit den Worten „Schier dreißig Jahre bist du alt, / hast manchen Sturm erlebt“ beginnt.
- 16) In seinem Artikel über Uhligs Plan eines „internationalen Humanistenbundes“ (wie Anm. 6) stellt Grünwald Humanismus und Nationalismus noch schärfer gegenüber: Den Humanismus kennzeichnet er als „eine Geistesrichtung unseres ganzen Volkes, auf die Veredlung des Geschlechts bedacht, jedem ungesunden Egoismus abhold, auch dem engen, überspannten Nationalgefühl.“ (S. 108) Dass er mit dem „engen, überspannten Nationalgefühl“ den Begriff des Nationalismus umschreibt, wird deutlich, wenn er im Zusammenhang mit dem Humanismus, den er bezeichnenderweise dem deutschen Volke zuschreibt, davon spricht, dass „die andern [ ... ] bei allem Phrasenschwall von Menschenrechten und Völkerbeglückung nie über den blödesten Nationalismus hinausgekommen sind.“ (S. 108)
- 17) Eine Sonderstellung in diesen Auseinandersetzungen nimmt der Beitrag des österreichischen Landeschulinspektors Hofrat A. Scheindler ein (Das humanistische Gymnasium und der Krieg. In: das humanistische Gymnasium 26 [1915], 169 – 172). Scheindler leugnet einfach, „dass von irgendeiner Seite dem humanistischen Gymnasium ernsthaft bestritten worden wäre, seine Schüler von ehedem und heute hätten die große Prüfung [im Felde – meine Ergänzung; L. Z.] nicht gut, ja glänzend bestanden.“ (S. 169) Geradezu grotesk mutet dann allerdings seine Vorstellung an: „Späterhin wird man ohnehin den Anteil des humanistischen Unterrichts am Kriegsergebnisse statistisch feststellen können und müssen.“ (S. 170)
- 18) Wolfgang J. Mommsen (Hrsg.): Die deutschen kulturellen Eliten im Ersten Weltkrieg. In: Kultur und Krieg: Die Rolle der Intellektuellen, Künstler und Schriftsteller im Ersten Weltkrieg (= Schriften des Historischen Kollegs: Kolloquien 34), München 1996, 1-15; hier: 3. – Als zeitgenössisches Zeugnis vgl. beispielsweise Ernst Troeltschs gleichnamige Rede. (Vgl. das Literaturverzeichnis.)

- 19) In: Das humanistische Gymnasium 26 (1915), 16-18. – Zitate werden im Folgenden nur durch Angabe der Seitenzahl nachgewiesen.
- 20) Auf S. 17 des Versammlungsberichts heißt es explizit „im Zeichen des Burgfriedens“.
- 21) Vgl. Otto Crusius: Mannhaftigkeit und Bürgersinn. Stimmen der Alten, Jena 1915. – Der damals in München lehrende Gräzist hatte u. a. einschlägige Stellen aus Homer, Kallinos, Archilochos, Tyrtaios, Simonides, Herodot, Thukydides und Platon (Staat, Kritias, Timaios und Nomoi), aber auch aus Sophokles (Antigone: ein Kreon-Zitat), Heraklit, Platons Apologie (Sokrates) und Euripides (Theseus und Elektra) gesammelt. – Gegen die Aktualisierung des humanistischen Unterrichts in der Zeit des Krieges wendet sich mit pragmatischen Gründen August Scheindler (wie Anm. 17) S. 171f. Er weist darauf hin, dass die ältere Lehrergeneration bereits dadurch überlastet sei, dass die jüngere im Felde stehe (S. 171). Diese Überlastung wurde zusätzlich gesteigert, wenn auch noch Veränderungen an den Lehrplänen vorgenommen würden; er gebraucht sogar den Ausdruck: „am Lehrplan unnötig herumzupfuschen“ (S. 172). Weit gravierender findet er jedoch den Umstand, dass die Schüler durch Vordringen des Sportunterrichts und militärischer Übungen zu einer Verschiebung ihres Interessenschwerpunkts von der geistigen zur körperlichen Bildung verleitet würden (S. 171f.). Er wendet sich gegen die seiner Meinung irriige Auffassung, „dass bei körperlicher Ermüdung der Geist frisch bleibe“ (S. 172) und plädiert dafür, die Verschiebung des Interessenschwerpunkts nicht noch durch die Aktualisierung der antiken Literatur auf den militärischen Aspekt hin zu unterstützen.
- 22) In: Das humanistische Gymnasium 26 (1915), 123-129. – Auch hier werden Zitate nur durch Angabe der Seitenzahl nachgewiesen.
- 23) Albert von Berzeviczy (1853-1936) war von Haus aus Nationalökonom, aber auch, wie seine Äußerungen zeigen, ein Verehrer der Altertumswissenschaften; als Präsident der Ungarischen Akademie der Wissenschaften (ab 1905) und zugleich Korrespondierendes Mitglied der Wiener Akademie der Wissenschaften hatte er bedeutenden Einfluss im Bereich der Wissenschaften im damaligen Österreich-Ungarn. Zu seiner Biographie vgl. [http://www.biographien.ac.at/oeb1/oeb1\\_B/Berzeviczy\\_Albert\\_1853\\_1936.xml](http://www.biographien.ac.at/oeb1/oeb1_B/Berzeviczy_Albert_1853_1936.xml). Von ihm wird später zu handeln sein, im Zusammenhang mit dem Aufsatz Franz Bolls, der sich kurz, aber in bezeichnender Weise auf diesen bezieht. – Sein Vortrag wird auf den S. 124-9 in der beschriebenen Weise wiedergegeben.
- 24) Auch in anderen Beiträgen – vor allem in dem Leo Webers (Der Völkerkrieg und die Zukunft des deutschen Humanismus. In: Das humanistische Gymnasium 26 (1915), S. 65-76; hier: S. 73.) – wird von diesem Gegensatz die Rede sein. Dieser markiert eine weitere Front im Abwehrkampf des damaligen humanistischen Gymnasiums, denjenigen gegen die (naturwissenschaftlich-technisch orientierte) Oberrealschule, die seit der Juni-Konferenz von 1900 die Studienberechtigung für alle Fächer außer für Theologie vergeben konnte.
- 25) Hier zeichnet sich bereits ein inflationärer Gebrauch des Wortes „humanistisch“ ab, den wir heute im Begriff der sogenannten „humanitären Intervention“ haben und den schon Victor Klemperer in seinen Tagebüchern aus der DDR-Zeit kritisiert hatte. Vgl. hierzu meine Buchveröffentlichung: Schreibend überleben, über Leben schreiben, Berlin 2013. (Hierin: Victor Klemperers „Humanismus“ – Essay (1953) und seine Bemühungen um den Erhalt der Alten Sprachen als Schulfächer in SBZ und DDR.)
- 26) Bemerkenswert scheint mir, dass in von Arnims Vortrag aus dem Jahre 1914/5 das Wort „Nationalgefühl“ verwendet wird, während in den (inhaltlich jeweils kontroversen) Beiträgen Bolls und Troeltschs aus den Jahren 1916/7 von „Nationalismus“ die Rede ist. – Im Übrigen bitte ich um Verständnis dafür, dass ich den aus der Zeitschrift für die österreichischen Gymnasien 1915, H. 5 übernommenen Aufsatz R. Meisters (Der humanistische Unterricht als Kriegserzieher. In: Das humanistische Gymnasium [191], 193f.) nicht gesondert besprechen werde. Er fokussiert sich auf das Thema der Vaterlandsliebe und gibt an, die „Idee zu einem ‚wahrhaften‘ Krieg“ bedürfe „nicht einer komplizierten Entwicklung“ (S. 193). Diese Einstellung widerspricht jeglichen humanistischen Prinzipien (im Sinne der ersten der in Anm. 4 genannten Bedeutungen), und so können die stichwortartigen Erwähnungen griechischer kultureller Leistungen nur als Feigenblätter betrachtet werden, die die eingestandene intellektuelle Blöße nur notdürftig verdecken können.
- 27) Hans von Arnim (1859-1931) gehört zu den herausragenden Gelehrten im Bereich der klassischen Philologie. Seine Arbeitsschwerpunkte waren die antike Philosophie (Platon, Aristoteles und die Stoa) und Euripides.
- 28) Hans von Arnim: Humanismus und Nationalgefühl. In: Das humanistische Gymnasium 26 (1915), 8-16. Die im Folgenden angegebenen Seitenzahlen im Zusammenhang mit Zitaten beziehen sich auf diesen Artikel, der einen Vortrag von Arnims wiedergibt, den dieser „auf der

1. Winterversammlung [1914] des Bundes der Freunde des humanistischen Gymnasiums in Frankfurt a. M. und den Nachbarstädten“ gehalten hatte.
- 29) Es mag zunächst so scheinen, als gebrauchte er die Begriffe „völkisch“ und „Volkstums“ als ihm fremde – nur zu dem Zwecke, seine Gegner zu charakterisieren. Es zeigt sich jedoch, dass er sie im weiteren Verlauf des Vortrags unbefangen benutzt; diese Unbefangenheit steht ihm noch zu Gebote, da das „Dritte Reich“ fast zwei Jahrzehnte entfernt ist.
- 30) Diesen Gedanken formuliert von Arnim an anderer Stelle (S. 12) ausführlicher und mit deutlichen Anklängen an übliche Reflexionen über die kulturellen Leistungen der Römer im Vergleich zu denen der Griechen. Es heißt dort: „Immer ist der Deutsche willig und bereit, die Vorzüge fremder Völker anzuerkennen und, was er Gutes und Schönes bei ihnen findet, nacheifernd sich anzueignen, nicht in sklavisch äußerlicher Nachahmung, die nur zusammenhangloses Flickwerk und Stückwerk erzeugen könnte, sondern in edlem Wetteifer, von innen heraus das eigene Wesen ausweitend und entwickelnd.“
- 31) Es sei daran erinnert, dass damals auch die erste Strophe gesungen wurde.
- 32) Aus von Arnims wortreichem Lob des deutschen angeblich humanitätsgetränkten Charakters sollen nur einige Sätze zitiert werden: „Unermüdllich studiert der Deutsche die Geschichte, die Sprache, die Kunst und Literatur, die Sitten und Einrichtungen aller Völker und Zeiten. Dadurch hofft er Einseitigkeit und Beschränkung abzustreifen.“ (S. 13) „[D]as deutsche Volk ist wegen seines von Engherzigkeit freien Nationalgefühls das friedlichste von allen Völkern.“ (S. 13) „Keine ruchlosere Lüge ist je in die Welt gesetzt worden als die vom deutschen Militarismus.“ (S. 13) „[S]elbst im Kampfeswut bleibt der Deutsche gutartig und vergisst nie, was er dem Feinde schuldig ist. So ist nun einmal seine völkische Eigenart und sein vom Humanismus durchtränktes Nationalgefühl beschaffen.“ (S. 13)
- 33) Humanismus soll hier verstanden werden nicht nur in der in der ersten, sondern auch in der dritten der in Anm. 4 genannten Bedeutungen des Wortes.
- 34) Ein Schwerpunkt der Forschungen von Arnims war, wie bereits (vgl. Anm. 27) erwähnt, die stoische Philosophie.
- 35) Leo Weber wurde 1895 in Göttingen von Friedrich Leo promoviert (Anacreontea). Er war als Lehrer an einem Gymnasium in Düsseldorf tätig. Wissenschaftliche Veröffentlichungen lassen sich bis Ende der 30er Jahre nachweisen.
- 36) In: Das humanistische Gymnasium 26 (1915), 65 – 76. – Webers Aufsatz wird im Folgenden nur mit der jeweiligen Seitenzahl zitiert.
- 37) Misstrauen kann es schon an dieser Stelle erregen, dass Weber von „deutschem Humanismus“ spricht und nicht etwa von „Humanismus in Deutschland“. Es scheint dem Verfasser – statt um die Teilhabe einer internationalen Idee – um die besondere nationale Ausprägung dieser Idee zu gehen. Dieser Vermutung wird im weiteren Verlauf der Untersuchung nachzugehen sein. – Wie schnell die Pläne einer internationalen Vernetzung des Humanismus – auch wenn es ihr nur um die Abwehr von Angriffen des humanistischen Gymnasiums ging – mit dem Krieg über Bord geworfen wurden, zeigt das Beispiel Eugen Grünwalds (wie Anm. 6), der die Pläne des im Sommer 1914 verstorbenen Uhlig referiert, der einen „internationalen Humanistenbund“ hatte gründen wollen. Auf die Frage, „ob der von Uhlig gehegte Plan nun nicht endlich mit ihm zu Grabe getragen sei“ (S. 106), antwortet er: „Das kommt auf die andern an.“ (ebd.) Nachdem er aus seiner Sicht die humanistische Gesinnung der Deutschen und den bössartigen Nationalismus der Kriegsgegner dargestellt hat, nimmt er den zitierten Antwortsatz wieder auf (S. 110). Inzwischen ist klar geworden, dass die internationalen Beziehungen zu den Kriegsgegnern nach dem Krieg seiner Meinung nur wieder aufgenommen werden können, indem „[wir] kühl und gemessen ihnen[im Text gesperrt gedruckt – L. Z.] Bedingungen auferlegen und Bürgschaften abverlangen, unter denen wir den Austausch geistiger Güter mit ihnen wieder aufnehmen können.“ (S. 110)
- 38) Er bezeichnet sie als „völkische‘ Heißsporne“ (S. 72). (Wiederum wird der zu Grunde liegende Aufsatz im Folgenden nur mit Angabe der Seitenzahl zitiert.)
- 39) Ohne dass sie nochmals genannt werden, sind hier wiederum die „völkischen‘ Heißsporne“ (S. 72) als Vertreter dieses Arguments vorauszusetzen.
- 40) Webers rhetorische Frage ist von mir in ein Argument umgeformt worden.
- 41) Abgesehen davon, ist sein Argument anachronistisch, da es nicht berücksichtigt, dass die technischen Leistungen der Griechen nicht in entsprechende ökonomische Veränderungen umgesetzt wurden.

- 42) Grimms Wörterbuch zitiert Goethe folgendermaßen: „steht er mit festen/ markigen knochen/ auf der wohlgegründeten/ dauernden erde .... (Goethe I 2, 81 W).“
- 43) Laut [http://www.liederlexikon.de/lieder/was\\_kraucht\\_dort\\_in\\_dem\\_busch\\_herum](http://www.liederlexikon.de/lieder/was_kraucht_dort_in_dem_busch_herum) (Zugriff am 22.1. 2013) war Kutschke „ein fiktiver Soldat“, der vermeintliche Verfasser des „Kutschkelieds“ („Was kraucht dort in dem Busch herum?“) aus dem Krieg von 1870/1.
- 44) Laut Wikipedia/British “Tommy Atkins (often just Tommy) is slang for a common soldier in the British Army.”
- 45) Stichwortartig sei sie folgendermaßen zusammengefasst: Technik vs. Sich-auf-die-Erde-Werfen → Orientierung an „gewissen Urformen menschlichen Lebens“; übergangslos: das Bedürfnis nach „ruhiger Sammlung und wirklicher Selbstbesinnung“. – Die Versuchung, der Weber erliegt, besteht auch noch heutzutage: nämlich dann, wenn – aus dem Gefühl einer übergroßen Bedrohung heraus – beliebige, darunter auch bedenkliche Argumente zur Legitimierung der Alten Sprachen benutzt werden.
- 46) Vgl. Thomas Anz: Vitalismus und Kriegsdichtung. In: Wolfgang Mommsen (Hrsg.) (wie Anm. 18), 235 - 247; hier: 236. – Anz spricht davon, dass in vielen Gedichten „[d]er Beginn des Krieges [ ... ] als Katharsis erlebt“ worden sei. Den Hintergrund dieser Haltung beschreibt er folgendermaßen: „Diese Gedichte waren nicht zuletzt ein Diktum gegen den ‚faulen Frieden‘ der Vorkriegsjahre im schwer erträglichen Spannungsfeld zwischen permanenter Kriegsgefahr und lähmender ‚Ruhe und Ordnung‘.“ Diese Haltung mag bei Weber nicht in allen angegebenen Einzelheiten vorhanden gewesen sein, lässt sich aber in den beschriebenen Hintergrund einordnen.
- 47) Weber betrachtet die Geschichte von den Völkerwanderungen an unter dem Aspekt, wie „der Germane“ schon zwei Mal bei dem Versuch, „nach seinem Willen die Geschicke der Menschheit zu lenken“ (S. 67), gescheitert sei. Diese Geschichtsbetrachtung endet mit einer rhetorischen Frage: „[H]at ein Volk, das in mühseligem, wechselndem Ringen die vielen Jahrhunderte hindurch sich endlich zur dauernden, verdienten Geltung gebracht hat, das Recht auf eine führende Stellung in der Welt?“ An dieser Stelle wird noch einmal deutlich, dass Weber Germanen und Deutsche identifiziert.
- 48) Franz Boll (1867-1924) war Ordinarius in Würzburg und Heidelberg. Seine Forschungsschwerpunkte waren die antike Astronomie und Astrologie, die er vom Alten Orient über die Antike bis in die Neuzeit bearbeitete. Er hatte engen Kontakt zu dem Hamburger Kulturwissenschaftler Aby Warburg.
- 49) Franz Boll: Humanismus und Nationalismus. In: Das humanistische Gymnasium 28 (1917), 170-179. – Die Zweiteilung des Artikels erklärt sich daraus, dass er aus zwei zuvor in den „Münchener Neuesten Nachrichten“ (am 10. bzw. 17. Juni 1917) erschienenen Zeitungsbeiträgen besteht, den der Verfasser mit einer kurzen Einleitung versehen hat. (Auch in diesem Fall werden die Zitate nur mit den jeweiligen Seitenzahlen angegeben.)
- 50) Sein Schwerpunkt liegt zunächst auf der 3. der in Anm. 4 genannten Bedeutungen.
- 51) Caes., Gall. („wo unser politisches Denken durch den Krieg gewaltsam aufgeregt und erweitert ist“ [S. 172]), Isokrates (an dessen Beispiel „die uns nur allzu wenig vertrauten unveränderlichen Kunstgriffe und Schlagworte der politischen Sophistik, wie sie uns heute [Woodrow] Wilson in seinen eiligen Wandlungen vorführt, in klassischer Durchsichtigkeit“ [S. 173] deutlich werden), Thukydides (er nennt den Melier-Dialog und den Bericht über Alkibiades‘ Sizilische Expedition: „so enthüllt sich uns heute der englische und japanische Imperialismus“ [S. 173]) und schließlich Plat., Gorg., dessen Interpretation er „den Flachheiten John Stuart Mills über die Freiheit“ (S. 173) gegenüberstellt.
- 52) Möglicherweise ist Boll von Paul Rohrbachs Idee eines „ethischen Imperialismus“ beeinflusst gewesen, die dieser schon zu Beginn des 20. Jh.s verbreitete; vgl.: Das ‚Größere Deutschland‘ in Moral und Politik I und II. In: Mitteilungen des Evangelisch-sozialen Kongresses, Februar 1900, 9. Folge, Nr. 1, 2-4 und März 1900, 9. Folge, Nr. 2, 14-16.
- 53) „[D]ie neuere Geistesentwicklung Europas seit der Renaissance, ja seit dem Mittelalter und der Annahme des Christentums ist so viel mehr einheitlich als differierend, dass kein Volk sich bisher von ihr ablösen konnte.“ (S. 174)
- 54) Wie sich im folgenden Abschnitt zeigen wird, war dazu in Wien ein solches Maß an Mut nicht vonnöten.
- 55) Der Gebrauch dieses Epithetons zeigt den Abstand zu Leo Webers Kriegsverherrlichung („Mars regiert die Stunde“ et quae sequuntur.)
- 56) An dieser Stelle ist das Wort offenbar in altertümlicher Weise i. S. v. „Aufgabe“ gebraucht.
- 57) In Anm. 4 wurde sie als zweite genannt.

- 58) Dass diese Auffassung durch die historische Entwicklung widerlegt worden ist, steht hier nicht zur Debatte.
- 59) In dieser Tradition scheint das Telegramm des „Wiener Schwesternvereins“ zu stehen, das in der Versammlung der Vereinigung der Freunde des humanistischen Gymnasiums in Berlin und der Provinz Brandenburg am 28. November 1916 verlesen wurde. Es lautete: „Namens Wiener Vereins sende bundestreue Grüße, lebhaft wünschen, dass Humanismus Nationalismus überwinde und friedensbringend [!] wirke.“ In: Das humanistische Gymnasium 28 (1917), 35.
- 60) Anders als von Berzeviczy, der zumindest den auf die Spitze getriebenen Nationalismus in Frage stellt, möchte der Wiener Gymnasialprofessor R. Meister (wie Anm. 26), S. 194 die Einheitlichkeit des Staates (und sicher auch die des österreichisch-ungarischen) eher durch die Betonung der Zentralisierung sichern, wobei er die geschichtlichen Wandlungen der antiken Staaten (bzw. Poleis) außer Acht lässt: „[D]ie Einsicht in die Gestaltung des antiken Staates ist ein heilsames Gegengewicht gegen die zentrifugalen Tendenzen eines oft überspannten Individuums.“
- 61) Vgl. Anm. 49.
- 62) Vgl. die Bemerkungen zu Hans von Arnims Sprachgebrauch (Anm. 29).
- 63) Hier war bereits die „Juni-Konferenz“ im Jahre 1900 ein Markstein gewesen, in der beschlossen worden war, den drei bestehenden Gymnasialtypen prinzipiell die gleiche Berechtigung zum Universitätsstudium zu geben. – Dafür, dass dieser Tatbestand aus unterschiedlicher fachlicher Sicht unterschiedlich beschrieben werden kann, liefern der Altphilologe Manfred Fuhrmann einerseits, der Historiker Wolfgang Mommsen andererseits, den Beleg. Während M. Fuhrmann (Latein und Europa, Köln 2001, S. 215) davon spricht, dass nach der Juni-Konferenz Gymnasium, Realgymnasium und Oberrealschule gleichermaßen zur Studienberechtigung führen sollten, formuliert W. Mommsen (Bürgerliche Kultur und künstlerische Avantgarde, Frankfurt 1994, S. 66), auf der Juni-Konferenz sei „das Monopol des altsprachlichen Gymnasiums beseitigt“ worden. – Beide beschreiben die beiden Seiten derselben Medaille. Interessant ist in diesem Zusammenhang, dass E. Grünwald, der damalige Herausgeber des „Humanistischen Gymnasiums“ ähnlich wie der Historiker Mommsen formuliert, dass die Kabinettsordre vom 9. November 1900 „das Gymnasialmonopol der Vorbildung für die Universität fast ganz beseitigte.“ (wie Anm. 10, S. 3)
- 64) Humanismus und Nationalismus in unserem Bildungswesen: Vortrag gehalten in der Vereinigung der Freunde des humanistischen Gymnasiums in Berlin und der Provinz Brandenburg am 28. November 1916, Berlin: Weidmann, 1917. (Vgl. Anm. 2.) Eine Zusammenfassung von W. Klatt erschien in der Zeitschrift „Das humanistische Gymnasium“ 28 (1917), 32 – 35 unter dem Titel „Nationalismus und Humanismus“. Auffällig ist, dass die genannte Vereinigung Troeltsch mit seinen Vorstellungen vom „gotischen Menschen“ als humanistischen Erziehungsideals in einer Situation einlud, in der es ihr „vor allem [um] die Verteidigung des humanistischen Gymnasiums“ (S. 32) ging. Eine Erklärung liefert vielleicht das Schlusswort Geheimrat Lücks, der die Hoffnung aussprach, „dass es den Schulmännern gelingen werde, mit Hilfe der Antike aus dem gotischen den deutschen Menschen, aus dem Ersatzdeutschland ein Wahrdeutschland [sic!] zu schaffen.“ (S. 35) Die Kriegssituation schien zu derlei Formeln – Kompromiss in der Frage des „gotischen Menschen“, Entschiedenheit in Sachen des Patriotismus – zu zwingen.
- 65) Anspielung auf die Politik Ludwigs XIV., der sich mit Hilfe solcher Organe solcher Gebiete bemächtigte, die zwischen Frankreich und dem Deutschen Reich umstritten waren.
- 66) Dass Boll andererseits dem modernen Geistesleben gegenüber nicht gerade aufgeschlossen ist, zeigt sich, wenn er als Beispiel für „Isolierung des einzelnen und zuletzt unseres ganzen Volkes“ das „Schicksal so manchen Stückes modernster Lyrik und Malerei, das kaum dem Nächsten zugänglich ist“, anführt. (S. 178)
- 67) A. Andersch: Der Vater eines Mörders (= detebe 20498), 2006, S. 86.
- 68) Es ist bereits darauf hingewiesen worden, dass von Berzeviczy den Nationalismus aus der Perspektive der von Minderheitenproblemen bedrohten Habsburgermonarchie beurteilte. Ob in Bolls Persönlichkeit der Grund dafür zu finden ist, weshalb er sich stärker als andere vom nationalistischen Zeitgeist absetzen konnte, ist schwer einzuschätzen. Es ist auch zu berücksichtigen, dass sein Beitrag zwei Jahre nach den übrigen veröffentlicht worden ist.
- 69) (wie Anm. 18) S. 12.
- 70) Ich erinnere an die bereits zitierte Stelle (S. 175), wo es heißt: „Das mag heute vielen als eine weltfremde Utopie, ja wohl Schlimmeres, als Ärgernis oder Torheit erscheinen.“

71) S.Hadry: Deutsche Vaterlandspartei in Bayern, 1917/18. In: Historisches Lexikon Bayerns. ([http://www.historisches-lexikon-bayerns.de/artikel/artikel\\_44862](http://www.historisches-lexikon-bayerns.de/artikel/artikel_44862)) (Zugriff am 2.1.2013). – Die ausführlichste Darstellung dieser kurzlebigen Organisation (sie löste sich bereits am 10.12. 1918 auf) bietet H. Hagenlücke: Deutsche Vaterlandspartei. Die nationale Rechte am Ende des Kaiserreiches (= Beiträge zur Geschichte des Parlamentarismus und der politischen Parteien 108), Düsseldorf 1997 (= Diss. Düsseldorf 1993).

#### **Literatur:**

Hans von Arnim: Humanismus und Nationalgefühl. In: Das humanistische Gymnasium 26 (1915), S. 8-16.

Franz Boll: Humanismus und Nationalismus. In: Das humanistische Gymnasium 28 (1917), S. 170-9.

Adolf Fritsch: Das Gymnasium und der Krieg. In: Das humanistische Gymnasium 25 (1914), S. 161-163.

Eugen Grünwald: Eugen Grünwald: Burgfrieden! In: Das humanistische Gymnasium 26 (1915), S. 1- 8.

ders.: Der internationale Humanistenbund. In: Das humanistische Gymnasium 26 (1915), S. 105-111.

Richard Meister: Der humanistische Unterricht als Kriegserzieher. In: Das humanistische Gymnasium 26 (1915), S. 193f.

Wolfgang J. Mommsen (Hrsg.): Kultur und Krieg: Die Rolle der Intellektuellen, Künstler und Schriftsteller im Ersten Weltkrieg (= Schriften des Historischen Kollegs: Kolloquien 34), München 1996.

August Scheindler: Das humanistische Gymnasium und der Krieg. In: das humanistische Gymnasium 26 (1915), S. 169-172.

Ernst Troeltsch: Humanismus und Nationalismus in unserem Bildungswesen. Vortrag gehalten in der Versammlung der Vereinigung der Freunde des humanistischen Gymnasiums in Berlin und der Provinz Brandenburg am 28. November 1916. Berlin: Weidmann, 1917.

ders.: Die Ideen von 1914 (Rede, gehalten vor der Deutschen Gesellschaft). In: Deutscher Geist und Westeuropa, Tübingen 1925, S. 31-58

Leo Weber; Der Völkerkrieg und die Zukunft des deutschen Humanismus. In: Das humanistische Gymnasium 26 (1915), S. 65-76.

LOTHAR ZIESKE, Hamburg

**Wir nehmen  
Ihnen den  
Druck ab**

**BÖGL**  
DRUCK GmbH

Spörerauer Straße 2 • 84174 Eching/Weixerau  
Tel. 08709 / 15 65 • Fax 33 19  
info@boegl-druck.de • www.boegl-druck.de

## Sieben Fallen des Lateinunterrichts – und sieben Auswege zu e i n e m Ziel

Im Jahre 1788 attackiert JOACHIM HEINRICH CAMPE (1746-1818) den Lateinunterricht seiner Zeit: „Die Erlernung einer Sprache, sie sei welche sie wolle, mit der Grammatik anzufangen, ist eine verkehrte und verderbliche Methode. ... Man sollte die Erlernung der lateinischen Sprache der Kindheit ganz erlassen, und sie für diejenigen, denen sie nöthig ist, in das Jünglingsalter verschieben. ... Man sollte alsdann damit anfangen, das Latein, wie jede andere Sprache, erst *ex usu*, durch Sprechen und Lesen lernen zu lassen.“ Mit einer langen Reihe von Kronzeugen – von ERASMUS über MONTAIGNE, JOHN LOCKE und LEIBNIZ bis hin zu J. M. GESNER – zeigt Campes Polemik (in: Braunschweigisches Journal. 1788, 3.Bd., S. 82-110 u. 201-230), dass innerhalb der humanistischen Tradition stets über Methodik, Ziele und Nebeneffekte des Lateinunterrichts gestritten wurde.

Der folgende Beitrag durchleuchtet die seit langem vorherrschende grammatische Methode und setzt ihr als Ausweg aus den sieben Fallen, in die sie geraten ist, jeweils die natürliche Methode entgegen. Als grammatische Methode wird hier ein Verfahren bezeichnet, das den Sprachkörper, wie er sich in der Schrift darstellt, zerlegt, seine Glieder und deren Bestandteile morphologisch und syntaktisch bestimmt, ihnen die im lateinisch-deutschen Vokabular sowie der Schulgrammatik vermerkten Bedeutungen zuweist und daraus, mit einem Seitenblick auf die zuvor übersetzten Zeilen, eine deutsche Version bastelt. „**Natürliche Methode**“ meint hier einen lebendigen Umgang mit der Fremdsprache, in dem der kommunikative Gehalt und die situative Wirkung der sprachlichen Äußerung interessieren. Wer der grammatischen Methode, die auch als analytisch-synthetische Baukastenmethode oder als *grammar-translation method* charakterisiert werden kann, folgt, reaktiviert im Idealfall ein wohlgeordnetes grammatisches und lexikalisches Wissen; er will die Aussagen des Textes aus dem Buchstaben ableiten. Wer gemäß der Naturmethode vorgeht, sucht den Sinn des Satzes und der Wörter vor allem aus dem Zusammenhang

zu erschließen, wobei er sich auf die sprachliche Analogie und seine spontane Erinnerung an ähnliche Formulierungen stützt.

Als Begründungsfälle hat ULRICH GREINER auf der Jahrestagung 2000 des Deutschen Altphilologenverbands den Versuch bezeichnet, den Lateinunterricht mit Argumenten zu verteidigen, die sich der Denkweise seiner Gegner anpassen. Sein Fazit: „Was immer an nützlichen Gründen für die alten Sprachen sprechen mag: Es wird jederzeit modernere Lehrgegenstände geben, an denen man dasselbe oder etwas Ähnliches lernen kann.“ Empfiehlt man z. B. ökonomisch denkenden Bildungspolitikern den Lateinunterricht als Brücke zu den modernen Fremdsprachen, so fordert man Antworten heraus wie: „Jede romanische Sprache leistet das eben so gut wie Latein.“ Oder: „Genauso gut kann den Schülern der lateinische Anteil am deutschen und englischen Wortschatz als Brücke dienen.“ Im Folgenden gesellen sich zu drei Begründungsfällen drei Fallen des Verzichts und die Falle der Überdehnung. In den Auswegen aus diesen Fallen zeichnet sich eine neue – wenn auch auf Altes zurückgreifende – Didaktik und Methodik des Lateinunterrichts ab.

Das oben angekündigte e i n e Ziel des schulischen Lateinunterrichts sei vorweg umrissen: Die Absolventen verfügen über ein solides Textgedächtnis von etwa 150 Seiten repräsentativer Originaltexte zahlreicher Gattungen aus klassischer Antike, Spätantike, Mittelalter und Frühneuzeit. Auf dieser Grundlage verstehen sie lateinische Texte jeder Art – gemäß dem Grad ihrer Ähnlichkeit mit den ihnen bereits vertrauten Texten – besser als heutige Zeugnisinhaber. Infolge guter schulischer Erfahrung haben sie Freude am Umgang mit lateinischer Literatur, den sie bei Gelegenheit – in Studium, Beruf oder Freizeit – gerne wieder aufnehmen. Fakultäten historischer und philologischer Disziplinen (einschließlich Philosophie und Theologie) fordern künftig von ihren Studierenden genau diese Qualifikation. Schnellkurse, deren kognitive Spur sich schnell verflüchtigt, werden von ihnen nicht als gleichwertig anerkannt.



**1. Begründungsfalle:** Die **Grammatik** an sich gilt von jeher als bevorzugter Gegenstand des Lateinunterrichts. Was aber hat es mit dem grammatischen Wissen auf sich? Sprechen nicht schon ABC-Schützen ihre Muttersprache korrekt? Dass Kinder nicht nur nachplappern, sondern auch Strukturen erkennen und diese auf neues Sprachmaterial übertragen, ist schon bei Drei- bis Vierjährigen zu beobachten, wenn sie z. B. unregelmäßige Verben mit Zeitformen versehen, die für regelmäßige Verben gelten. Man kann den Erwerb grammatisch korrekter Sprache getrost den Lernern selbst überlassen. Im intensiven Umgang mit korrekt gesprochener Sprache bildet sich zugleich mit dem lautlichen auch das grammatische Gehör.

**Der Ausweg:** Das Ohr benötigt keine systematische Präsentation der sprachlichen Phänomene. Wie wäre sonst der vielgerühmte Spracherwerb des Kindes möglich? Die Meinung, dass im Sekundarstufenalter die auf Nachahmung beruhende Assimilation der Sprache weniger gut gelinge als zuvor, gilt für die Phonetik, nicht aber für die Grammatik. Auch Jugendliche vermögen an der dem Deutschen in morphologischer und syntaktischer Hinsicht nicht unähnlichen lateinischen Sprache deren grammatische Muster abzulesen. Schüler, die mit Latein spät beginnen, können auf Grund ihrer historischen und sprachlichen Vorbildung von Anfang an gut mit Originaltexten umgehen.

Auf die knappe Analyse einer Falle folgen jeweils Zitate aus Schriften JOHANN MATTHIAS GESNERS (1691-1761), die das Thema weiter illustrieren. Gesner war von 1715 bis 1729 Konrektor in Weimar, von 1730 bis 1734 Rektor der Thomana in Leipzig, wo er seinen Schulkollegen J. S. BACH bewunderte und förderte, dann Professor der Poesie und Rhetorik an der Universität Göttingen. Er repräsentiert die Aktualisierung des Schul- und Universitätshumanismus im Zeitalter der Aufklärung.

„Wer nicht durch den Context und Gebrauch weiß, *cuius generis* ein jedes Wort sey, der wird allezeit anstossen, und erst die Regeln und Exceptionen hermurmeln müssen, bis er gewiß ist, *cuius generis Grex* sey: hat er aber gelernt, *Grex totus in agris*, cet. so ist er dadurch gleichsam

im Besitz, das Wort eben so zu gebrauchen. § 12. Gleichwie die Sprachen ehe gewesen, als die Grammatic, also ist gewiß und unläugbar, daß es hundertmal leichter, durch den Gebrauch und die Uebung ohne Grammatic, eine Sprache zu lernen, als, ohne Uebung und Gebrauch, allein aus der Grammatic.“ – QU: Cellarii erleichterte Lateinische Grammatic, ed. Gesner. Frankfurt a.M. 1762; S. [\*16], aus der Vorrede, datiert 1739 (EA. Göttingen 1740).

„Bei dem Syntax ist die Haupt-Regel diese, daß dasjenige am fleißigsten nachgeschlagen und eingeschrift werden müsse, was von der Deutschen Wortfügung am meisten abgeht. Ohne diese Uebung ist das Auswendiglernen [sc. der Grammatik] gar zu nichts nütze: Und wo dieselbe [sc. diese Übung] fleißig getrieben wird, werden die Kinder die Grammatic richtiger und gewisser auch auswendig lernen, als wenn man ihnen ein *pensum* um das andere zu memoriren vorgiebt. Die Zeit, so sonst auf diese vorgegebene Marter gewendet wird, kan viel besser auf das Auswendiglernen schöner Sprüche aus der Bibel und andern guten Büchern, sodann auf eine Vorbereitung, die *Historias sacras Krigelianas* zu erzehlen, *item* auf die *Versus memoriales*, und mit heranwachsenden Jahren auf schöne Stellen und Reden aus guten *Auctoribus* angewendet werden. [...] Eine schöne Stelle aus einem guten Poeten ist ohnfehlbar ein besserer Hausrath in dem Gedächtniß eines Schülers, als *Anthrax*, *Arctophylax*: *Turris*, *Buris*, und dergleichen Raritäten mehr.“ – QU: Cellarii erleichterte Lateinische Grammatic, ed. Gesner. Frankfurt a.M. 1762; S. [\*23f.], aus der Vorrede, datiert 1739 (EA. Göttingen 1740).

„[...] aber ich sage, wenn man das Latein nicht (S. 296) anders lernen kan, als daß man vor allen Dingen die Declinationen und Conjugationen und Vocabeln aus der Grammatic nach der Ordnung auswendig lerne: so wäre es gut, man beeydigte alle Eltern, sie sollen die Ihrigen nicht Latein lernen lassen. ... (S. 297) [Die Rede ist vom Schulanfänger, der deklinieren lernt.] Wenn er also bey den Wörtern Nominativus, Genitivus &c. weiblich und männlich etwas denken will, so findet er keine genugthuende Ursache [d. h. keinen hinreichenden Grund für diese Benennungen]: denket er aber nichts, wie bey diesen,

und fast bey allen Kunstwörtern der Grammatic in so zarter Kindheit nothwendig geschehen muß; so entstehet allmählich bey ihm das große Gebrechen der Studirenden, der sogenannte Psittacismus [d. h. die Art, wie ein Papagei zu reden], die Gewohnheit, da man sich einbildet, man wisse etwas, wenn man ein Wort höret oder ausspricht, dessen Begrif und Bedeutung doch unbekant ist und bleibt, wenn man es auch zur Noth mit andern Worten der nemlichen, oder einer andern Sprache verwechseln [d. h. austauschen] kan. Dieser Fehler wird zur Natur, und so stark, daß ihn auch die beste Vernunftlehre, wenn sie nicht besonders fleißig angewendet und ausgeübet wird, nicht vertreiben kan: zumalen er auch bey dem Auswendiglernen der einzelnen Wörter unterhalten [d. h. beibehalten] und gestärket wird.“ – QU: Gesners kleine Deutsche Schriften. Göttingen, Leipzig: 1756; S. 295-297, aus: Ob man aus der Grammatic die Lateinische Sprache zu lernen anfangen müsse. (1751)

„Wir lernen ohne allgemeine und abgezogene Begriffe, ohne Regeln, durch die blosser Erwartung und Einrichtung ähnlicher Fälle, jede Sprache, in welcher andre mit uns reden, recht verstehen und reden. [...] Ehe wir an ein Kunstwort, (S. 306) an eine Regel gedacht haben, sprechen wir, wie wir es von andern gehört haben.“ – QU: Gesners kleine Deutsche Schriften. Göttingen, Leipzig: 1756; S. 305f., aus: Ob man aus der Grammatic die Lateinische Sprache zu lernen anfangen müsse. (1751)

„Ein gewisser Eigensinn, etwas das die Franzosen Caprice nennen, herrschet in allen Sprachen, und macht zum öftern die Bemühung derer, die alles unter Regeln fassen, alles nach einem gewissen Maaße abmessen wollen, vergeblich.“ – QU: Gesners kleine Deutsche Schriften. Göttingen, Leipzig: 1756; S. 57 (aus der Rede Zu der Einführung der Deutschen Gesellschaft, gehalten zu Göttingen 1740).

**2. Begründungsfalle:** In der Schule erworbene Griechisch- und Lateinkenntnisse, so meint man, erleichtern den Zugang zum **Wortschatz** von Bildung und Wissenschaft außerordentlich. So wird im Lateinunterricht dem Vokabellernen und zunehmend auch der Etymologie und dem Sprachvergleich große Bedeutung beigemessen.

Was ist aber gewonnen, wenn man eine Vokabel zwar lernt, doch nicht recht weiß, was sie bedeutet? Mit dem im Vokabular angegebenen deutschen Äquivalent können Lerner, wenn ihnen der Kontext fehlt, häufig keine adäquate Vorstellung verbinden. Und welche Verwirrung entsteht, wenn sich deutsche Äquivalente nur in gewissen Kontexten semantisch mit dem lateinischen Wort decken! Nehmen wir z. B. *colere* = bebauen, bewohnen, pflegen, schmücken, ausbilden, üben, verehren, feiern. Welche Vorstellung korrespondiert dieser Vokabel? Schüler sollten sich die verschiedenen Verwendungen eines Wortes lieber einzeln, so wie sie in ihrer Lektüre oder Konversation auftreten, der Reihe nach aneignen, als den Versuch zu unternehmen, sich mehrere Bedeutungen zugleich – und ohne stützenden Kontext – einzuprägen. – Die neusprachlichen Nachkommen eines lateinischen Worts unterscheiden sich von diesem häufig in Schrift und Klang, oft auch in Bedeutung und Stilqualität. Insbesondere die Bedeutungsgeschichte geht oft wunderliche Wege. So garantiert die etymologische Beziehung keine semantische Identität; die etymologisch Verwandten können sich als falsche Freunde entpuppen. So lernt auch niemand etwa das Mittelhochdeutsche, um sich damit den deutschen Wortschatz von heute zu erschließen.

**Der Ausweg:** Für den Abschied vom Vokabelpauken sprechen auch quantitative Daten: So führt eine gängige lateinische Wortkunde für Schüler unter dem Lemma Menschlicher Körper nur 30 lateinische Vokabeln auf. Was ist das im Vergleich zu dem riesigen Fachwortbestand lateinischer Herkunft in der Medizin? Wenn der Lateinunterricht heute eine wie auch immer geartete Kenntnis von 1500 bis 2000 Vokabeln vermittelt, so ist das weniger, als alle Gymnasiasten bereits mit dem lateinischen Wortgut der neueren Sprachen (einschließlich Deutsch) erwerben. Auf dem lexikalischen Feld spielt der Lateinunterricht folglich nur eine Nebenrolle. Wir eignen uns vielgebrauchte Fremdwörter auf dieselbe Weise an wie die zahllosen deutschen Wörter, deren Etymologie wir nicht kennen. Seltene Fachwörter sollte man dann lernen, wenn man sie benötigt. Um die einzelnen Termini

transparent zu machen, genügt oft eine simple Übersetzung der Wortwurzeln; Prä- und Suffixe sind uns meist schon geläufig.

„Es ist ein ungegründeter und durch die alltägliche Exempel widerlegter Wahn, daß diejenigen, die ein gut *Vocabularium*, wie dieser *Liber memorialis*, auswendig gelernet haben, auch alsobald die Sprache selbst können; und wie viele bringen es unter tausenden, die damit geplaget werden, so weit, daß sie sogleich die Sprache, oder doch das Hauptwerk der Sprache, verstehen? Die (S. \*25) Patronen (!) dieses Mißbrauchs, grossen Theils redliche, aber von dieser Sache nicht genugsam berichtete Männer, sprechen: *Tantum scimus, quantum memoria tenemus!* welches unter gewissen Einschränkungen wahr; aber dabey ist gewiß, daß die, so am meisten Wörter auswendig gelernet, wenn sie dieselben auch nicht in dem Context und Zusammenhang gelernet, von ihrem Wortschatz nicht die mindeste Hülfe zum gründlichen Verstand guter Bücher, auch nicht das geringste Vermögen, selbst etwas tüchtiges zu schreiben haben. [...] *Summa*, der *Liber memorialis* muß allerdings seinen Namen behaupten: alles, was darinnen enthalten, muß nach und nach in (S. \*26) das Gedächtniß kommen; dieses aber wird weit besser durch die jetzt angeführten Uebungen, und tägliche Auflösung von einer Menge Fragen, als durch das ordentliche [d. h. systematische] und gewöhnliche Auswendiglernen geschehen.“ [*Liber memorialis* heißt das Schulwörterbuch, das zur Ausgabe der Cellarianischen Grammatik gehört. Hier sind auch grammatische Angaben zu den Vokabeln zu finden. Abgeleitete Wörter sind wie in einer Wortkunde beim Grundwort angeführt.] – QU: Cellarii erleichterte Lateinische Grammatic, ed. Gesner. Frankfurt a.M. 1762; S. [\*24-26], § 20, aus der Vorrede, datiert 1739 (EA. Göttingen 1740).

„Auch unter der Leseübung lässet man Proben machen, wer den letzt hergelesenen Vers mit geschlossenem Buche nachsagen könne. Man fraget bisweilen nach einem Spruche oder Verse, dessen Anfang man anführet, und lässet ihn hinaus sagen, wer es am ersten kan. Bey heranwachsenden Jahren giebt man auch schöne Stellen der Poeten auswendig zu lernen vor, die man zur gesetzten Zeit abfordert. Man läßt

die Hübnerischen Historien aus der Bibel, oder Erzählungen aus *Heuzei selectis historiis*, Fabeln aus PHAEDRO, Geschichte aus CORNELIO NEPOTE oder JUSTINO, mit geschlossenem Buche, deutsch oder lateinisch erzählen. Die erwachsenen lernen Reden aus LIVIO, SALLUSTIO, CICERONE, oder peroriren, was sie selbst ausgearbeitet haben. Kurz, es muß von rechtswegen kein Tag vergehen, da dem Gedächtnisse der Jugend nicht etwas zu verwahren (S. 326) gegeben und wieder abgefordert wird. Denn es ist widersprechend, sich eine Beurtheilungskraft ohne Gedächtnis vorzustellen.“ – QU: Gesners kleine Deutsche Schriften. Göttingen, Leipzig: 1756; S. 325f., aus: Ob man aus der Grammatic die Lateinische Sprache zu lernen anfangen müsse. (1751)

„§ 51. Bei heranwachsenden Jahren wird diese Erkänntniß der Natur und Kunst immer erweitert, [...]. Item, es werden allerhand Abbildungen und Bücher, z. E. die Homannischen Charten von der Schiff- Bau- und Kriegs-Kunst, das schöne *Spectacle de la Nature*, Derhams Physico-Theologie vorgeschlagen. [...] § 52. Es kann diese so annehmlliche Sache auch als ein Mittel angewendet werden, den Gebrauch der Lateinischen Sprache fertiger zu machen, wenn man dergleichen Buch [...] also durchgeheth, daß die Zuhörer das Teutsche (...) vor sich haben, und ihnen von dem Lehrer [...] eine Lateinische Uebersetzung vorgesagt wird.“ – QU: R. Vormbaum (Hg.): Die evangelischen Schulordnungen des 18. Jahrhunderts. S. 375 (aus: [J.M. Gesner:] Kurfürstlich Braunschweig-Lüneburgische Schulordnung, 1737).

**3. Begründungsfalle:** Die seit langem übliche Konzentration des Lateinunterrichts auf das **Übersetzen** ins Deutsche wird heute so begründet: Diese Übung trainiere durch ihr analytisch-synthetisches Vorgehen den Verstand; sie erfordere den Sprachvergleich und öffne damit die Augen für die Muttersprache. Hierauf lässt sich frei nach U. GREINER erwidern: Das Erstere leistet besser die Mathematik – ohne die ermüdende Wiederholung eines beschränkten Repertoires von häufig arbiträren Formen und Regeln, wie bei der grammatischen Analyse verlangt. Und das Andere, der erhellende Sprachvergleich, wäre mit einer Übersetzung aus dem Englischen einfacher zu erreichen. Zwar haben namhafte Latinisten,

um den Wert des Lateinlernens zu betonen, der alten Sprache einen weitaus größeren strukturellen und semantischen Abstand vom Deutschen zugeschrieben als den modernen Schulfremdsprachen. Doch kann sich dieses Urteil kaum auf den Sprachbau selbst oder auf eine größere semantische Disparität des Lateinischen vom Deutschen stützen; es dürfte vielmehr von der historischen Distanz der beiden Sprachwelten bestimmt sein. Für die Schüler wäre eine alltägliche Differenz der Repräsentation von Wirklichkeit, von ‚sprachlichen Weltansichten‘, wie z. B. der Vergleich von Deutsch und Englisch sie aufweist, gewiss interessanter als eine historische.

Das methodische Übersetzen aus dem Latein beginnt mit der grammatischen Analyse, die alle Flexionsformen auswertet, den Satz syntaktisch konstruiert und die Wortstellung dementsprechend standardisiert. Bei Dichtung und stilistisch anspruchsvoller Prosa fällt die Analyse oft schwer, weil die lateinische Wortstellung großenteils nicht grammatisch geregelt ist, vielmehr kunstvoll von der syntaktisch übersichtlichsten Folge abweichen kann. Hätten die Schüler exemplarische Texte der Klassiker teilweise im Kopf, und hörten sie neue Texte in passender Intonation und Phrasierung vorgetragen, so würde ihnen auch eine verschränkte Struktur häufig ohne Weiteres verständlich, und sie könnten den Originaltext, wie es sich gehört, linear lesen. Im Vollzug des Übersetzens folgt nun die Substitution lateinischer Wörter durch deutsche Äquivalente, wie das Vokabelgedächtnis oder das Wörterbuch sie hergibt. Nun wird, mit Blick auf den vorangehenden Textabschnitt, der Sinn des Satzes ertastet und eine entsprechende Auswahl aus dem Angebot der Übersetzungsäquivalente getroffen – und schon ist die Übersetzung fertig, ohne dass der lebendige Nachvollzug des repräsentierten Geschehens, das beide Fassungen erhellt, zum Zuge kam. Der originale Text tritt, sobald der lateinische ‚Kode geknackt‘ und der feste Boden deutsch formulierter Realität erreicht ist, schnell hinter die Übersetzung zurück. – Die Lateindiaktik betont, dass das Übersetzen eine mühsame Arbeit sei. Und was ist ihr Lohn? Kaum mehr als eine infolge des methodischen, ja mechanischen Vorgehens schiefe und magere Vorstellung vom

Inhalt des Lektionstextes. Im Übrigen bietet das Übersetzen der Lehrkraft die Gelegenheit, der grammatischen und lexikalischen Kompetenz der Schüler auf den Zahn zu fühlen. So ist, was einst Lektüre war, Übersetzen geworden. Man kann an SENECAS Urteil (*epist.* 108, 23) denken: *Itaque quae philosophia fuit, facta philologia est.*

**Der Ausweg:** Auf die Übung des Übersetzens sollte weitgehend verzichtet werden. Die Schüler werden in die historische Situation, die der Text darstellt oder widerspiegelt, eingeführt; das Werk, dem der Text entnommen ist, wird ihnen durch ein Resümee vorgestellt. Durch die Lektüre einer guten Übersetzung bereiten sie sich auf die Begegnung mit dem Original vor. So können sie den Text, der von der Lehrerin auf Deutsch und Latein rezitiert wird, ohne weiteres erschließen und auf seine Umwelt beziehen. Die Lektüre wird hier nicht zum Test, der das Sprachwissen der Schüler abfragt; vielmehr bringt sie den originalen Wortlaut mit seinem Gestus und seinen vielfältigen Bezügen in die Vorstellung der historischen Realität ein, die von den deutschen Hilfstexten evoziert wurde. Erst wenn die Lerner das Original und seinen Inhalt sicher im Kopf haben, werden Vergleiche mit einer deutschen Version sinnvoll.

„Hat aber ein Anfänger in der Lateinischen Sprache (...) Z. E. die Geschichte der Geburt unseres Heylandes, deren Umstände ihm auch ausser dem bekannt sind, vor Augen, wie solche in Castellions Neuem Testamente stehet, und höret solche zugleich aus der deutschen Uebersetzung vorlesen: so siehet er mit Augen dasjenige, was er verstehen will, und ein anderer sagt ihm den Verstand [d. i. die Bedeutung] deutlich vor. Fasset er nicht gleich alle und jede Worte, so gehet es ihm, wie einem, der eine sonst bekannte Sache unvollkommen abgebildet siehet; die Theile, welche er recht erkennen kan, machen, daß die übrigen sonst unkenntlichen von seiner Vorstellungskraft ersetzt werden. [...] (S. 288) § 6. Es gehet damit eben wie mit den Kindern oder Erwachsenen, welche eine Sprache aus dem mündlichen Umgange lernen. [...] S. 289, § 9. Eine Stunde, welche also angewendet wird, daß ein Stück aus dem Neuen Testamente Deutsch vor- und Lateinisch nachgelesen, von dem Lehrer

aber die schwersten Hindernissen (S. 290) des Verstehens auf die gedachte Art weggeräumt worden, hat hundertmahl mehr Nutzen, als das unvernünftige Auswendiglernen der einzelnen Wörter, und der Muster des decliniren und conjugirens; als die vielfältig zur Ungebühr eingblaute sogenannte Constructionsordnung, die unvernünftige wörtliche Uebersetzung solcher Stellen von Krieger- und Welthändeln, davon öfters der Lehrer selbst keinen Begriff hat, und deren verdrüßliche Wiederholung; die langweilige Ausziehung der Redensarten und Formeln, die man verkehrt anwenden lehret u.s.f.“ [Eine gedruckt vorliegende Übersetzung darf und soll den Inhalt des lateinischen Textes vermitteln. Das wörtliche Übersetzen von inhaltlich unbegriffenen Texten wird getadelt.] – QU: Gesners kleine Deutsche Schriften, 1756; S. 287-290, aus: Vorrede zu Castellions Lateinischer Uebersetzung des neuen Testaments. (1747)

„§ 86. [...] Man bindet sich in der Uebersetzung nicht mehr so gar genau an alle Worte, sondern verwechselt [d. i. vertauscht] die eigenen Redens-Arten der Lateinischen Sprache sogleich mit guten Teutschen: man suchet die so genante Constructions-Ordnung nicht eher auf, als wenn ohne dieselbe eine Stelle dunckel zu seyn scheint: [...] indem man sich gewiß verlassen kann, es werde dasjenige, was ja etwa jetzo dunckel und unverständlich geblieben, bey dem Verfolge des lesen und der anderweitigen Wiederholung vor sich [d. i. von selbst] helle werden. § 87. Hingegen wird mit desto grösserm Ernste darauf gesehen, daß die Jugend von dem, was sie gelesen, Teutsch und Lateinisch Rechenschafft geben könne, und nicht nur die daraus gezogene Fragen zu beantworten, sondern auch eine zusammenhangende Erzählung mündlich oder schriftlich zu machen fähig sey.“ – QU: R. Vormbaum (Hg.): Die evangelischen Schulordnungen des 18. Jahrhunderts. S. 385 (aus: [J.M. Gesner:] Kurfürstlich Braunschweig-Lüneburgische Schulordnung, 1737).

„Ihre [d. i. der Deutschen Gesellschaft zu Göttingen] Hauptabsicht gehet also vor jetzt auf die Gedanken selbst, und deren verständlichen Ausdruck. Sie bemühet sich schöne Stellen der alten und neuen Ausländer auf eine solche Art in unsere Sprache zu übertragen, (S. 61), daß

dieselben so wenig als möglich [!] von ihrer natürlichen Schönheit, und dem Nachdrucke der einzelnen Wörter in der Grundsprache verlieren, und doch einem vernünftig erzogenen Deutschen verständlich werden. Sie will sich sonderlich an die Griechischen und Lateinischen Urkunden [d. i. Quellen, Originale] halten, nicht nur weil der Beruf einiger ihrer Mitglieder erfordert, sich im Verstande [d. i. Verstehen] der alten Schriften so gut es immer möglich zu üben: sondern weil es offenbar ist, daß bey gegenwärtigen Umständen kein besser Mittel sey seine eigene Sprache in grössere Vollkommenheit zu setzen, als daß man sich bemühe die Meisterstücke der alten durch Uebersetzungen gleichsam abzuformen.“ [Seitdem aber die deutsche Literatursprache klassischer Observanz voll ausgebildet ist, kann das Übersetzen ins Deutsche nicht mehr so begründet werden.] – QU: Gesners kleine Deutsche Schriften, 1756; S. 60f. (aus der Rede: Zu der Einführung der Deutschen Gesellschaft, gehalten zu Göttingen 1740).

**1. Falle des Verzichts:** Der seit etwa 100 Jahren fortschreitende Verzicht auf den lateinischen Sprachklang und das Textgedächtnis kann auf den ersten Blick als rationell erscheinen, da Latein für uns vor allem die Sprachform alter Schriftquellen ist, kaum je Mittel der Kommunikation. Die heutige Lateindidaktik erspart den Schülern die Mühe, sich eine genaue Aussprache anzueignen und die Lektüretexte laut zu repetieren oder gar zu memorieren. Mit dem Verzicht auf diese als mechanisch geltenden Übungen betont der Lateinunterricht sein intellektuelles Profil als sprachanalytischer Lektüreunterricht fern trivialer Sprechschulung. Welche Rückwirkungen ergeben sich daraus? – Die Kenntnis einer Sprache resultiert weniger aus bloßer Einsicht in ihre Struktur als aus Sprachpraxis und Wiederholung; sie muss, einmal erworben, eben dadurch auch bewahrt werden. Die Stimme als Ausdruck seelischer Verfassung und Bewegung kann hierbei eine zentrale Rolle spielen. Ohne sie schwebt der Text vor dem Auge wie ein kaum greifbarer Schatten; so oft man ihn auch wahrnimmt – er haftet nicht im Gedächtnis.

**Der Ausweg:** Das Einüben von Aussprache und Vortrag der Lektüretexte führt aus der Falle.

Aus deutlich gesprochenem Latein lässt sich die korrekte Schreibung fast immer eindeutig ableiten; es ist daher überflüssig, sich das Schriftbild einzuprägen. Heute ist es ein Leichtes, den lateinischen Sprachklang in bester Aussprache und sinngemäßigem Vortrag digital gespeichert allen Lernern als Audiodatei oder gar, von Bildern begleitet, audiovisuell zur Verfügung zu stellen. Die Schüler sollen die Sätze nachsprechen, sie so nachvollziehen, als hätten sie selbst zu agieren. Man wird vielleicht einwenden, Schülern sei die Beachtung der Vokalquantitäten nicht zuzumuten; selbst Lateinlehrer fühlten sich ja heute in Fragen der Prosodie unsicher. Wenn aber Schüler und Studierende immerzu prosodisch korrektes Latein hören, werden sie sich zugleich mit den Wörtern und Sätzen auch die Quantitäten und den Rhythmus einprägen. Die Intonation resultiert aus der Interpretation und kann den Schülern als Stütze des Verstehens dienen. Dass auch die Artikulation selbst mit ihren Muskelbewegungen (vom Zwerchfell bis hin zu den Lippen) im Gehirn eine Spur des Textes hinterlässt, zeigt die Erfahrung der Musiker: Ihnen laufen die Finger in gründlich geübten Passagen wie von selbst.

„§ 77. Wenn nun gleich sehr wenige sind, [...] die Poeten werden können oder wollen: so ist doch zu wünschen, und von dem Lehrer ernstlich dahin zu sehen, daß alle miteinander in der Quantität der Sylben, als ohne welche niemand zuversichtlich recht lesen kan, fest gesetzt werden; [...]“ – QU: R. Vormbaum (Hg.): Die evangelischen Schulordnungen des 18. Jahrhunderts. S. 382 (aus: [J.M. Gesner:] Kurfürstlich Braunschweig-Lüneburgische Schulordnung, 1737).

„§ 98. [...] man lehre die Jugend die Verse recht hersagen, daß es zwar keiner ordentlichen Scansion und Gesange ähnlich, aber doch gehöret werde, daß es Verse sind. Man schlägt die schönsten Sprüche, Beschreibungen, und Gleichnisse zum auswendig lernen vor.“ – QU: R. Vormbaum (Hg.): Die evangelischen Schulordnungen des 18. Jahrhunderts. S. 390 (aus: [J.M. Gesner:] Kurfürstlich Braunschweig-Lüneburgische Schulordnung, 1737).

„Diese, und viele andere Aenderungen sind nützlich und nöthig, aber nicht so gar unentbehrlich gewesen, als eine Prosodie. [...] Wozu soll

denn also das Wörter-Buch? [...] 5) Daß man die Quantitates Syllabarum, die aus den Regeln nicht kenntlich, darinnen nachschlage.“ – QU: Cellarii erleichterte Lateinische Grammatic, ed. Gesner. Frankfurt a.M. 1762; S. [\*11], § 7 und S. [\*25], § 20, aus der Vorrede, datiert 1739 (EA. Göttingen 1740).

**2. Falle des Verzichts:** Durch den Verzicht auf den freien Gebrauch der lateinischen Sprache in Wort und Schrift wollte man seit spätestens 1900 den Unterricht entlasten. Doch wurde er dadurch eher gedrosselt; denn gerade die Sprachproduktion sorgt dafür, dass der Lerner sich in die fremde Sprache hineinversetzt. Die Teilnahme an einem Gespräch ist wie eine Prüfung, bei der man sich nicht blamieren möchte. Sie aktiviert neben dem Sachwissen auch das Sprachgedächtnis und gibt dem Lerner mit der Reaktion der Gesprächsteilnehmer ein wirksames Feedback. Wird er sich dabei einer sprachlichen Unbeholfenheit bewusst, nimmt er sich vor, diese bald zu überwinden. Das kommt z. B. der Einprägung der Verbal- und Nominalflexion zugute. Nicht weniger aktiviert das freie Schreiben; hierbei steigt man in sein Sprachgedächtnis hinab, wägt die Formulierungen und vergegenwärtigt sich die zugehörigen Situationen.

**Der Ausweg:** Es empfiehlt sich, die Schüler Latein auch sprechen und schreiben zu lassen. Dabei sind allerdings Grenzen zu beachten: Die Sprachproduktion soll sich an den historisch fixierten Sprachstand halten und nur Themen und Situationen aufnehmen, die im Unterricht bereits besprochen wurden, da sonst Fehler und Ratlosigkeit überhand nehmen. *Repetitio est mater studiorum*. Es bietet sich an, das Lateinsprechen bei der Erklärung der Lektüretexte zu praktizieren: Die Lehrperson paraphrasiert den Kontext und den jeweils nächsten Satz in einfachen Worten, trägt den Satz dann vor und erklärt ihn anschließend. Auch die Schüler formulieren ihre Fragen dazu auf Latein. Darüber hinaus sollten wiederkehrende Anlässe des Unterrichts (Begrüßung, Aufgaben, Verhalten, Befinden u. ä.) in lateinischer Konversation abgehandelt werden. Dafür liefern Gesprächsbüchlein von ERASMUS, VIVES und anderen Humanisten hübsche Muster.

„Von so genannten *Versibus memorialibus* ist auch hier eine ziemliche Anzahl beygefüget, und nach dem Alphabet geordnet; ingleichen das sogenannte *Tirocinium Paradigmaticum* und *Dialogicum Langianum* angehängt worden, damit die Kinder alles in einem Buche beysammen haben möchten, was zur ersten Grundlegung in der Sprache nöthig ist.“ [Gesner hält neben der Grammatik, dem Wörterbuch (*Liber Memorialis*) und Übungsbeispielen zu Deklination und Konjugation (*Tirocinium Paradigmaticum*) eine Sammlung von Schüler- bzw. Schulgesprächen (in der Renaissance *Colloquia puerilia vel scholastica* genannt) für unverzichtbar. Er lässt daher aus dem älteren Lehrwerk von JOACHIM LANGE das *Tirocinium Dialogicum* (d. h. Gesprächsübungen) hier abdrucken.] – QU: Cellarii erleichterte Lateinische Grammatic, ed. Gesner. Frankfurt a.M. 1762; S. [\*11], § 7 aus der Vorrede, datiert 1739 (EA. Göttingen 1740).

[Es geht im folgenden Zitat darum, den Einwand zu beantworten, dem Latein fehle für heutige Gegenstände und Vorstellungen das passende Vokabular, es eigne sich daher nicht für die Konversation.] „Wer sich nicht getrauet damit fortzukommen, kan kühnlich sagen: Ich lehre kein Tisch- oder Küchenlatein: (S. 345) das Latein gehöret vor die Historie und andere gelehrte Sachen: Er erzehlet also (auch dieses Anfangs mit einiger Vorbereitung) allerhand Fabeln, Historien, Alterthümer, Sprichwörter, und unterhält damit die Aufmerksamkeit und Liebe der Kinder.“ [Dieser Weg ist mehr als eine Notlösung, denn er wahrt die Korrespondenz von Sprache und Sache.] – QU: Gesners kleine Deutsche Schriften, 1756; S. 344f., aus: Ob man aus der Grammatic die Lateinische Sprache zu lernen anfangen müsse. (1751)

„§ 111. Gleichwie die insgemein gewöhnlichen Imitationes, davon auch (S. 397) gantze Bücher voll gedruckt sind, insgemein den Fehler haben, daß sie allzu gezwungen herauskommen und weder Teutsch sind, noch gut Lateinisch gemacht werden können: also bleibt doch der Satz richtig, daß die Imitation oder Nachahmung das beste Mittel sey eine Sprache zu lernen. Nemlich alles, was wir bisher von den Lateinischen Sprach-Übungen gesaget, ist in der That nichts anders,

als eine Nachahmung der Worte und Gedancken, die man in guten Originalien gefunden: [...]“ – QU: R. Vormbaum (Hg.): Die evangelischen Schulordnungen des 18. Jahrhunderts. S. 396f. (aus: [J.M. Gesner:] Kurfürstlich Braunschweig-Lüneburgische Schulordnung, 1737).

**3. Falle des Verzichts:** Der Lateinunterricht kapituliert oft vor der Aufgabe, den Lektüretext mit der vom Autor angesprochenen Realität zu verknüpfen, seinen historischen Boden und den Werkzusammenhang vorzustellen. Gewiss erklärt er ‚Realien‘, um die Bedeutung einzelner Wörter und Phrasen zu vermitteln; doch für eine weitere Sicht und ein eindringendes Verständnis fehlen den Schülern die historischen und literarischen Voraussetzungen. Die vor mehr als 50 Jahren noch übliche Lektüre antiker Literatur in Übersetzung oder von historischen Darstellungen antiker Personen, Staaten und Epochen ist seltener geworden. Zumal den Schülern scheint es an Interesse wie auch an Zeit dafür zu fehlen. Nicht zuletzt fehlt ihnen ein Gefühl der Nähe zu den Autoren und ihren Gestalten. Der mitmenschlichen Neugier und Anteilnahme schiebt auch die Umständlichkeit des Grammatik-, Wortschatz- und Übersetzungsdrills einen Riegel vor. – Man nimmt wohl den Mangel an Vertrautheit mit der historischen Realität deswegen hin, weil sich der Lateinunterricht heute vor allem als Sprachunterricht versteht. Doch eine Sprache, die keine nachvollziehbare Realität mehr evoziert, ist eine tote Sprache. Man sollte nicht vergessen, dass es eine Sache bzw. die konkrete, uns berührende Vorstellung ist, die jeden Text trägt und mit Leben erfüllt, während ohne sie die sprachliche Form leer bleibt.

**Der Ausweg:** Dieses Defizit des Lateinunterrichts scheint mit der Natur des altsprachlichen Unterrichts gegeben zu sein; es ist jedoch vermeidbar. Wir verfügen heute über die technischen Mittel, jedem Lateinlerner die Zustände, Entwicklungen und Episoden der lateinischen Welt von ca. 250 v. Chr. bis ca. 1750 anschaulich und begreiflich zu machen. Das von alten Texten bezeugte Leben, in didaktischer Absicht nachgestellt und technisch reproduziert, kann von Schülern dann auch nachgespielt werden – mit oder ohne Bühne und Requisiten. Die

Lektüretexte sollten allgemein interessierende Phasen der Geschichte illustrieren – etwa den 2. Punischen Krieg, die ‚Römische Revolution‘ (ca. 60 v. Chr. bis 14 n. Chr.), die Regierungszeit NEROS, das römische Germanien, das christliche Rom von KONSTANTIN D. GR. bis zu THEODERICH D. GR. (VON LAKTANZ bis BOËTHIUS), die Herrschaft KARLS D. GR. und das Bemühen um Wiedergewinnung der antiken Lateinbildung, die Auseinandersetzung von weltlicher und geistlicher Macht vom 11. bis 14. Jahrhundert, die Entstehung von Humanismus und Renaissance in Italien, die Reformation, den Dreißigjährigen Krieg. Eine thematische Lektüre, die Texte verschiedener Gattungen und Tendenzen vergleichend auswertet, verlangt freilich Schüler mit Sinn für Geschichte und fremd anmutende Lebens- und Denkformen. Sie müssten bereits grundlegende Vorstellungen von antiker und alt-europäischer (8.-18. Jh.) Kultur gewonnen haben. Hier ist der Fachunterricht in Geschichte (mit Kulturanthropologie), Geographie, Deutsch (mit Weltliteratur), Bildende Kunst (mit Klassischer Archäologie), Religion (mit Mythologie) und Philosophie bzw. Ethik gefordert. Die deutschsprachige Vermittlung antiker Inhalte sollte nicht etwa dem Lateinunterricht überlassen bleiben; denn damit würden die Antike und ihr Nachleben an den Rand gedrängt und die historische Bildung der lateinlosen Schüler vernachlässigt.

„§ 89. Zur Geographie und Historie können ein paar Stunden in der Woche genug seyn; nicht als wenn diese unentbehrlichen Stücke der Gelehrsamkeit, ohne welche auch ein bejahrter Mensch fast vor ein Kind zu halten, nicht mehr Zeit erforderten; sondern weil um der gegenwärtigen Nothdurft willen die Public-Stunden [d. h. der planmäßige Unterricht] vor allen auf dasjenige zu wenden sind, was die Jugend, wenn es einmahl versäümet, gar nicht, oder mit der äussersten Beschwerlichkeit nachzuholen pfliget: da hingegen die natürliche Annehmlichkeit der gedachten Studien, wann einmahl ein Anfang dazu gemacht worden, hoffen läßt, es werden solche durch Privat-Fleiß auf Schulen, und sodann durch *Academische Collegia* fortgesetzt werden.“ – QU: R. Vormbaum (Hg.): Die evangelischen Schulordnungen des 18. Jahrhunderts.

S. 386 (aus: [J.M. Gesner:] Kurfürstlich Braunschweig-Lüneburgische Schulordnung, 1737).

[Gesner skizziert den Lehrplan seines Entwurfs einer Gesamtschule, die, aufgebaut wie eine Stufenpyramide, eine sechsjährige Grundschule, einen zweijährigen Realkursus und eine studienvorbereitende gymnasiale Oberstufe umfasst. Die künftigen ‚Realschüler‘ und Gymnasiasten verbringen die ersten sechs Jahre zusammen mit denen, die danach direkt zur Ausbildung in Handwerk oder Handel abgehen. Den anschließenden Realkursus absolvieren die Gymnasiasten zusammen mit denen, die sich danach zum Militär oder Hofdienst begeben. Vom Unterricht der Oberstufe sagt Gesner:] „Diese Lectionen gehören eigentlich vor diejenigen, ..., so auf Universitäten gehen, oder doch so weit, als man auf Schulen kommen kan, gebracht werden sollen, ... (Sie) treiben 1) die lateinische Sprache nunmehr biß zur grammaticalischen und rhetorischen Richtigkeit, und lesen täglich eine Stunde *cursorie* die besten Schriftsteller, darunter CICERO und CAESAR die vornehmsten sind. Eine andere Stunde wird (S. 362) auf die eigentliche Erklärung gewendet, und z. E. von VIRGILS und HORAZENS Gedichten schöne Stellen und Stücke ausgelesen. Es werden prosaische und poetische Uebersetzungen gemacht, und beurtheilet, zu eigenen Aufsätzen und Ausarbeitungen Anstalten gemacht &c.“ [Gesner fordert die genaue Beachtung grammatischer und rhetorischer Regeln erst von den Schülern der Oberstufe, die bereits über solide Lektürekennntnisse verfügen. Er empfiehlt jedoch auch hier die cursorische Lektüre, weil sie es erlaubt, die Aufmerksamkeit auf den inhaltlichen Fortgang des Textes zu richten; die Detailerklärung folgt in besonderen Stunden. Die Sprachproduktion beim Übersetzen, d. h. der deutsch-lateinischen Retroversion, und bei der freieren Komposition empfiehlt sich auch dadurch, daß sie zunächst die Besinnung auf die Sache erfordert.] – QU: Gesners kleine Deutsche Schriften, 1756; S. 361f. § 16, aus: Bedenken, wie ein Gymnasium in einer Fürstlichen Residenzstadt einzurichten.

„So unnütze es ist, sich vor der Universität in ein weitläufig Systematisch Buch von der sogenannten Philosophie einzulassen, wodurch auf



den Schulen kein geringer Schaden angerichtet wird: so nöthig ist es, daß in allen Lectionen philosophirt werde: das ist, daß bei aller und jeder Gelegenheit die Jugend gewöhnet werde acht zu haben, a) Was der Auctor sage, und eigentlich haben wolle? b) Wie er es beweise? c) Ob er recht, oder (S. 366) unrecht habe?“ [Gesner fordert zur Auseinandersetzung mit konkreten Inhalten auf; Abstraktionen hält er für pädagogisch bedenklich. Hermeneutischer Zielpunkt ist zunächst die Intention des Autors, dann auch deren Beurteilung nach den ethischen Normen der Leser bzw. ihrer Bildungsinstitutionen.] – QU: Gesners kleine Deutsche Schriften, 1756; S. 365f., § 24. 3) aus: Bedenken, wie ein Gymnasium in einer Fürstlichen Residenzstadt einzurichten.

„Es ist zu wünschen, daß eine Sammlung von natürlichen Körpern, und allerhand Modellen angelegt werde, ingleichen eine kleine Bibliothek, darinnen sonderlich gute Abbildungen der Natur und Kunst, einige gute Vergrößerungsgläser, ein *Tubus* [d. i. Fernrohr] vor die Hauptplaneten, *item* Landcharten, ein paar Weltkugeln, sodann gute Ausgaben der Classicken [d. i. Klassiker], und gute Aufschlagbücher [d. i. Nachschlagewerke], den ersten Platz haben müsten.“ [Gesner sucht die Anschauung, auch die Selbsttätigkeit der Schüler im Umgang mit Instrumenten und Studienliteratur, zu fördern.] – QU: Gesners kleine Deutsche Schriften, 1756; S. 367, § 28. 7) aus: Bedenken, wie ein Gymnasium in einer Fürstlichen Residenzstadt einzurichten.

„*Verborum disciplina a rerum cognitione nunquam separanda. Est haec magna fundi literarii calamitas, a puerili inde institutione, quod, quae natura sua sunt coniunctissima, separant plerumque homines a se inuicem. Hinc crimina vera et falsa in literatos. Vis nulla verborum potest intelligi, praeter illam ad res relationem.*“ [Dies ist Gesners philologisches und didaktisches Axiom: „Das Studium der Sprache darf nie vom Erkennen der Sachen getrennt werden. Das Arbeitsfeld der Philologie erleidet – beginnend schon mit dem Schulunterricht – großen Schaden dadurch, dass die Leute zumeist jene von Natur aus aufs engste zusammengehörigen Dinge voneinander trennen. Daher rühren die Vorwürfe, berechnete wie unberechtigte, gegen die Philologen. Man kann

den Wörtern keine andere Bedeutung zuerkennen, als ihre Beziehung auf die Sachen.“] – QU: Gesner: *Primae Lineae Isagoges In Eruditionem Universalem*. 2. Aufl., Leipzig, 1784. Bd. 1, S. 72, N. 62.

**Die Falle der Überdehnung:** Seit der Existenzkrise des Lateinunterrichts um 1970 hat eine apologetische Lateindidaktik dem alten Gymnasialfach möglichst viele Leistungen – zumal für die Allgemeinbildung – zugesprochen. So ist es in eine Falle der Überdehnung hineingeraten. In Folge der Verkürzung der Gymnasialzeit und der Stärkung bzw. Einführung gegenwartsbezogener Fächer ist sein Stundenkontingent im vergangenen Jahrzehnt erheblich geschrumpft. Die institutionelle Lateindidaktik fordert weiterhin einen möglichst frühen Beginn des Lateinlernens; sie spart die Originallektüre für die höheren Klassen auf und hält die Schüler, nach dem Durchgang durch ein Lehrwerk, zur Vermeidung eines Lektüreschocks mit Begleitlektüre und Überganglektüre hin, bevor endlich die Anfangslektüre beginnt. Die übliche Trennung in eine lange Phase des Spracherwerbs und eine häufig nur kurze Phase der Originallektüre erweist sich als misslich. Dabei beansprucht der schulische Lateinunterricht die Lerner in hohem Maße. Oft schon im 5. oder 6. Schuljahr begonnen, umfasst er durchschnittlich etwa dreieinhalb Wochenstunden und erreicht erst zum Abitur sein planmäßiges Ziel. Er verlangt ein großes Pensum häuslicher Vor- und Nachbereitung, zu der häufig Eltern, ältere Geschwister oder Nachhilfelehrer hinzugezogen werden. Manches Bedenkliche wird dabei in Kauf genommen:

Bei der Wahl des Lateinzugs können die Betroffenen selbst, die erst zehn bis zwölf Jahre alt sind, wenn sich die Wege ihrer Alterskohorte an der Lateinscheide trennen, kaum mitreden. – Latein verdrängt häufig die zweite moderne Fremdsprache (in der Regel eine romanische Sprache) aus dem Bildungsgang der Schüler; damit wird die 2001 vom Europarat verabschiedete Empfehlung, alle Sekundarschüler in den Mitgliedstaaten zum aktiven Gebrauch von zwei modernen Fremdsprachen zu befähigen, ignoriert. – Etwa drei Unterrichtsjahre fordert das Lehrbuch mit seinen didaktisch ausgetüf-

telten Übungen und Texten, die zumeist weder originales Latein noch erzählerische Reize noch genügend wertvolle historische Information bieten. – In der Mittelstufe (Pubertät!) folgt für die meisten Lerner eine Phase der Stagnation und Langeweile, weil hier weiterhin grammatisches und lexikalisches Wissen eingeübt wird. – Aufgrund solcher Erfahrung wählen viele Schüler, vor allem jene, die Latein früh begonnen haben, das Fach vor der Kursstufe ab und lassen sich die Lektüre anspruchsvoller Texte entgehen. (Wie viele es sind, geben die meisten Statistiken nicht eigens an.) – Bei diesem Teil der Lerner schrumpfen die mühsam erworbenen Lateinkenntnisse schon vor der Aufnahme eines Studiums. Mit dem Latinum in der Tasche erfüllen sie dennoch das Zulassungserfordernis der Fakultäten.

**Der Ausweg:** Immer mehr Latinisten aus Schule und Universität urteilen im Blick auf das achtjährige Gymnasium, dass unter den gegebenen Umständen Hauptziele des Lateinunterrichts nicht mehr erreicht werden – etwa die Kenntnis einer exemplarischen Auswahl klassischer Texte und eine sich darauf gründende Lesefähigkeit, wie sie für historisch-philologische Studiengänge benötigt wird. Romanisten wie FRANZ JOSEF HAUSMANN mahnen: Der Lateinunterricht könne wegen seines Absehens von der realen Kommunikation keineswegs als sprachliches Schlüsselfach, ja kaum noch als Fremdsprachenunterricht gelten; er schade überdies dem neusprachlichen Unterricht, indem er viele Schüler vom Erlernen einer zweiten oder dritten modernen Fremdsprache abhalte. – Mit der Falle der Überdehnung steht wohl nichts Geringeres als die Glaubwürdigkeit der Lateindidaktik auf dem Spiel. Die Befreiung des Lateinunterrichts aus den ersten sechs Fallen muss mit dem Ausbruch aus der Überdehnungsfalle einhergehen. Wird der bunte Strauß lateindidaktischer Ziele auf die Originallektüre als zentrale Aufgabe reduziert (wie oben im 4. Absatz umrissen), kann das Lateinlernen auf die letzten drei Schuljahre begrenzt werden. Ohnehin kann sich erst auf dieser Bildungsstufe eine Lektüre entfalten, die verständig und realitätsgesättigt genug ist, um den Eingang der fremden Worte in eigenes Erleben und Nachdenken zu ermöglichen. Nichts anderes aber führt zu einer

fruchtbaren, dauerhaften Aneignung der alten Sprache und ihrer Literatur.

„§ 4. Es ist ein gemeiner Fehler der meisten Schulen, daß man in denselben 1) hauptsächlich nur auf diejenigen siehet, welche so genannte Gelehrte von Profession werden sollen, oder wollen; und in dieser Absicht 2) von allen jungen Leuten durch die Bank ein vollkommenes Vermögen in der lateinischen Sprache fordert, und doch 3) mit Erlernung derselben meistens so verkehrt zu Werke gehet, daß bey Gelegenheit dieser Lection ein groser Theil der Jugend einen unüberwindlichen Ekel nicht nur vor der Sprache, sondern auch vor dem Studiren überhaupt bekommt, und auf allerley Art am Verstande, und Willen verschlimmert wird. 4) Hingegen wird meistentheils dasjenige versäumet, was im gemeinen bürgerlichen Leben bey Künsten und Professionen, in Hof- und Kriegsdiensten unentbehrlich oder doch nützlich ist: Daher die Leute wenig oder nichts von der Schule wegbringen, was ihnen bey ihrer eigenen Lebensart zu statten kommen kan, hingegen solche Eigenschaften anehmen, welche sie zu ihren Absichten ungeschickt, und andern Leuten beschwerlich machen. § 5. Ein wohl angelegtes Gymnasium hingegen muß diese Eigenschaft und Einrichtung haben, daß die Jugend von allerley Extraction [d.i. Herkunft, Stand], Alter, Beschaffenheit, und Bestimmung, (S. 356) ihre Rechnung dabey finden, und zum gemeinen Nutzen in demselben bereitet werden könne.“ – QU: Gesners kleine Deutsche Schriften, 1756; S. 355f. aus: Bedenken, wie ein Gymnasium in einer Fürstlichen Residenzstadt einzurichten.

„§ 10. Alles bisher angezeigte lässet sich bequemlich in einen Umlauf von sechs Jahren bringen, ..., nach deren Ablauf [die Kinder] sich vertheilen könnten: indem die sich auf ihre Professionen begeben, und diejenigen in der Schule bleiben, ... § 11. ... Die lateinische Sprache wird hier [d. i. in der sechsjährigen Grundstufe, etwa vom 7. bis zum 13. Lebensjahr] so wohl als die Anfangsgründe der Geographie und Historie in Privatstunden, ..., abgehandelt. Zur französischen Sprache, zum Zeichnen, zur Instrumental-Music, zum Tanzen werden besondere Maitres (S. 359) bestellt, ... § 12. Dadurch, daß die lateinische Sprache hier keine allgemeine Lection wird,

erhält die Republic den Vortheil, daß nicht so viele junge Leute sich zu dem so genannten Studiren wenden, (...) und daß diese Sprache aus der Verachtung und dem Mißbrauche herauskommt. Außerordentlichen Köpfen werden vernünftige Lehrer gerne eine Stelle in ihren [sc. lateinischen] Privatlektionen gönnen. Eine tägliche, nach einer guten Methode recht angewendete Stunde wird in 6 Jahren mehr ausrichten, als nach der fast allgemeinen Art in 12 Jahren, und täglichen 3 oder 4 Stunden zu geschehen pflaget.“ – QU: Gesners kleine Deutsche Schriften, 1756; S. 358f. aus: Bedenken, wie ein Gymnasium in einer Fürstlichen Residenzstadt einzurichten.

„Die Lectionen dieser Classe [d. i. der 2. Stufe mit Schülern von etwa 13 bis 15 Jahren], welche innerhalb 2 Jahren zu Ende gebracht werden, sind diese. ... 2) Die Uebungen der lateinischen Sprache, doch hier mehr nach der so genannten Routine [d. i. kontinuierlicher Umgang] und dem Gebrauche selbst, als mühsamer Erlernung der Grammatic. Es wird mehr auf das Vermögen gesehen, alles was lateinisch geschrieben wird, und sonderlich in den neuern Lehrbüchern vorkommt, zu verstehen, als zierlich zu schreiben, welches vor die letzte Classe gehört. ... 15. Die Privatstunden dieser Classe [d. i. der 2. Stufe] gehören vor die Exercitien [d. i. wohl Zeichnen, Musizieren, Tanzen, Fechten u. ä.] und in Ansehung derer, welche auch in die dritte kommen sollen, vor die lateinische Grammatic, und den Anfang im Griechischen. – QU: Gesners kleine Deutsche Schriften, 1756; S. 360 § 14. aus: Bedenken, wie ein Gymnasium in einer Fürstlichen Residenzstadt einzurichten.

„IV. Man fraget: Wenn die Kinder nicht mit dem Auswendiglernen der Grammatic und Vocabeln beschäftigt werden, wie bringen sie die Zeit hin? Hierzu kan leicht Rath geschaffet werden. Erstlich, die Zeit, [...], wenden sie lieber zum Theil auf Erlernung ganzer Sprüche und zusammenhangender Gedanken und Worte, [...] Es wird dennoch, wenn die Sache recht angegriffen wird, zu den Anfangsgründen der Rechen- und Meßkunst, der Geographie, Chronologie, Historie, der französischen Sprache, einige Zeit übrig bleiben, und bey heranwachsenden Jahren werden solche Einrichtungen gemacht werden können, daß die

Jünglinge mit einer solchen Vorbereitung auf die Universitäten kommen, welche ihnen den Lauf der daselbst zu treibenden Studien leicht und nützlich machen kann.“ – QU: Gesners kleine Deutsche Schriften, 1756; S. 326f. aus: Ob man aus der Grammatic die Lateinische Sprache zu lernen anfangen müsse. (1751)

### **Von Gesner bis heute – und zurück zu Gesner?**

Manche Verirrungen verfolgen hohe Ziele. Die Wege des Lateinunterrichts in die oben beschriebenen Fallen hinein wären ohne die alteuropäische Sonderstellung der lateinischen Literatursprache kaum denkbar. Nach dem Ende des *Ancien Régime* hat ein idealistischer Neuhumanismus, der bald von der althergebrachten *déformation professionnelle* des philologischen Verbalismus und Formalismus eingeholt wurde, diese Wege offen gehalten. Die gymnasialpädagogische Weichenstellung von 1800/1810, die mit der Selbstbezeichnung ‚Humanismus‘ (F. I. NIETHAMMER 1808) einen philosophischen Anspruch bekundete, wirkt bis heute nach, mag sich auch die Praxis des Unterrichts im Detail gewandelt haben. Mit dem von W. v. HUMBOLDT in die preußische Schulpolitik eingeführten Neuansatz wurden manche Einsichten aufklärerischer Lateindidaktik, wie sie im protestantischen Deutschland vor allem J. M. GESNER vertreten hatte, an den Rand gedrängt. Zwar gilt dieser zweite ‚*Praeceptor Germaniae*‘ spätestens seit FRIEDRICH PAULSEN (1888) als Ahnherr des neuen Humanismus; doch seine erstaunlich pragmatische Didaktik, die, wie Paulsen selbst hervorhebt, eher im Philanthropismus eines J. B. BASEDOW, J. H. CAMPE und E. C. TRAPP fruchtbar wurde, ist in der Geschichte des Gymnasiums nicht mehr zur Geltung gekommen.

So kann Gesner die noch heute bestimmende, vom Neuhumanismus und seinen Erben geprägte Sicht des Lateinunterrichts wesentlich erweitern. Dabei ist freilich nicht zu vergessen, dass er unter anderen Bedingungen plante und wirkte. Seine didaktischen Leitgedanken und seine Vorschläge zur Erleichterung, Verkürzung und Verbesserung (!) des Lateinlernens verdienen jedoch sorgfältige Prüfung. Über die obigen Zitate hinaus wären hier

folgende Grundsätze anzuführen: Der alt- wie der neusprachliche Unterricht soll auf Interessen und Fähigkeiten der Heranwachsenden setzen, die sie bereits im Umgang mit ihrer Muttersprache zeigen und bewähren. – Die fremdsprachlichen Wörter, Sätze und Texte sollen nicht von dem Gegenstand bzw. Inhalt, den sie im jeweils vorlie-

genden Kontext repräsentieren, abgelöst werden. – Die Lehrperson muss zuerst und immer die Lerner für sich und für die Sache, die ihnen vermittelt wird, gewinnen. – Das Gelernte und Eingeübte soll zum dauernden Besitz der Schüler werden.

WOLFGANG SCHIBEL, Heidelberg

## Humanismus heute Vom Mitfühlen und Staunen

### 16 Thesen für eine lebenswerte Menschlichkeit

1. Die Menschenwürde (*dignitas hominis*) als Maßstab und Mitte ist unantastbar und unleugbar.
2. Das Leben bleibt für den Menschen das grundlegende Gut (*praecipuum bonum*), nicht nur als Recht (*ius vivendi*), sondern möglichst auch als Kunst (*ars vivendi*).
3. Das Mitgefühl (*compassio, misericordia*) ist die nahe liegende Reaktion auf die Würde des Mitmenschen. Diese verbietet Gewalt und Entrechtung.
4. Das Sein der weiteren Mitgeschöpfe (Pflanzen und Tiere) und die Beschaffenheit der Lebensräume verdienen einen sorgsamsten Umgang und auf keinen Fall die rücksichtslose Ausbeutung, auch im Sinne des Menschen selbst, der den Planeten Erde noch lange bewohnen soll. Darum ist die Nachhaltigkeit (*efficientia diuturna*) ein unverzichtbarer Grundsatz geworden.
5. Der Einzelne und die Gemeinschaft müssen im Einklang stehen. Das heißt: Die individuellen Rechte und das Gemeinwohl sind auf eine ausgewogene Balance angewiesen. Die Freiheit (*libertas*) braucht die soziale Verantwortung (*responsabilitas socialis*). Im Namen der Gerechtigkeit (*iustitia*) darf der Einzelne nicht unterdrückt werden. Das Prinzip „Jedem das Seine“ (*suum cuique*) behält Gültigkeit.
6. Die Demokratie (*civitas popularis*) ist ein bewährter Weg zur Umsetzung der politischen Balance geworden. Sie wird begleitet und erfüllt von der Rechtsstaatlichkeit (*integrum iuris obsequium*), die jedem seine Rechte garantiert.
7. Konflikte sind nach Möglichkeit friedlich zu lösen, zwischenmenschlich ebenso wie zwischenstaatlich. Ihre Ursachen (so komplex sie auch sein mögen) muss man erforschen und gegebenenfalls überwinden, erst recht wenn es dafür eine politische Willensbildung gibt.
8. Der Staat hält das Gewaltmonopol. In Notfällen darf er zur Regelung von Konflikten Gewalt anwenden, allerdings nur als letzten Ausweg (*ultima ratio*) und nie aus Willkür oder Gewohnheit. Das gilt ähnlich für die Anwendung von Notwehr durch das Individuum.
9. Die alten Kardinaltugenden sind nach wie vor ehrenwert und vorbildlich: Maß (*modestia*), Mut (*fortitudo*), Weisheit (*sapientia*), Gerechtigkeit (*iustitia*). Denn aus ihrem Zusammenspiel können Menschen Orientierung und Nutzen gewinnen.
10. Die Möglichkeiten der Völker dürfen nicht überdehnt werden, weder ökologisch, noch finanziell, da sonst eine gedeihliche Zukunft gefährdet würde.

11. Auch die „paulinischen“ Tugenden (1 Kor 13) behalten ihre Kraft, nicht unbedingt nur im engeren christlichen, sondern im wohlverstandenen allgemeinen Sinn: der Glaube (*fides*) als Erfüllt-Sein von einer orientierenden Anschauung der Welt und des Lebens, die Hoffnung (*spes*) als anziehende Kraft zur Gestaltung der Zukunft und die Liebe (*caritas*) als ethischer Motor zur Bewältigung des Alltags.
12. Das Staunen über die Vielfalt von Mikro- und Makrokosmos, über die Leistungen von Künstlern oder Ingenieuren bereichert das Menschsein und benötigt daher einen sicheren Freiraum.
13. Das Streben nach Glück (*beatitudo*) stellt ein berechtigtes Bedürfnis dar, solange es nicht in exzessiven Hedonismus (*voluptas immodica*) ausartet. Wichtig ist, dass man nicht nur das eigene Glück, sondern auch das Wohlbefinden der Mitmenschen im Auge hat. Gesellschaftliche Verständigung (*communicatio*) und Teilhabe (*participatio*) sind unerlässlich, anderenfalls wird die Saat der Unzufriedenheit und Auflehnung gesät.
14. Die Würde verbietet, den Menschen ausschließlich oder überwiegend nach den Maßstäben der Nützlichkeit (*utilitas*) zu beurteilen, z. B. als Arbeitskraft (ökonomisch), Soldaten (militärisch) oder Konsumenten (erneut ökonomisch). Ohnehin besitzt niemand so viele Fähigkeiten, dass er auf allen Gebieten von Nutzen ist. Zugleich ist schädlich, den Menschen durch Automation vollkommen überflüssig zu machen. Dann wären die Maschinen wichtiger als die Sterblichen. So würde die Menschlichkeit *ad absurdum* geführt.
15. Von vornherein gibt es keine Überlegenheit einer bestimmten Kultur oder Religion. Gegenseitige Toleranz ist unverzichtbar, wobei ein eigener Standpunkt erlaubt und erwünscht bleibt. Es wäre allerdings ein Missverständnis, würde man das Plädoyer dafür so deuten, als genüge eine bloße Koexistenz der Religionen und Kulturen. Wenn möglich, sollte ein aktiver und konstruktiver Dialog daraus werden. Mag sein, dass sich ein „Projekt Weltethos“ als zu hochtrabend und schwierig entpuppt (hat). Gleichwohl ist der Versuch, Gemeinsamkeiten und Unterschiede zu präzisieren und zu verifizieren, allemal hilfreich. Überdies sollte beachtet werden: Toleranz gilt nicht schrankenlos. Nicht jede Lehre, nicht jedes Verhalten ist hinnehmbar. Die Vernunft und die Menschenrechte setzen Grenzen, auch wenn um diese mit Worten gerungen werden muss.
16. Der Mensch ist und bleibt zuallererst Mensch, auch über geografische, kulturelle und historische Grenzen hinweg. Ihm wohnen Kräfte inne, die sich aufbauend oder zerstörerisch auswirken können. Es geht darum, die Schwächen zu zähmen und die Stärken zu fördern. Hier liegen wichtige Aufgaben für Erziehung und Bildung, aber auch für die parlamentarische Gesetzgebung.

HERMANN SCHULZE-BERNDT, Bad Bentheim

*Der Autor ist Oberstudienrat mit den Fächern Latein und Religion. Seit 1991 gehört er dem Rat der Stadt Bad Bentheim an. Außerdem ist er Textdichter für geistliche Lieder, Singspiele und Oratorien.*

## Latein und Türkisch – Türkçe ve Latince

Latein und Türkisch – wie passt denn das zusammen, die haben doch nun wirklich nichts miteinander zu tun, die gehören doch völlig anderen Sprachfamilien und Kulturkreisen an. So denkt man vielleicht im ersten Augenblick angesichts dieser Überschrift. Dass aber Türkisch im heutigen Deutschland, in Europa und auch in den Schulen eine gewisse Rolle spielt, ist ja wohl eine triviale Feststellung. Und dass viele türkische Schüler Latein lernen, ist ebenfalls eine Alltagserscheinung. Interessant in diesem Zusammenhang ist sicherlich einmal zu überlegen, ob es Ähnlichkeiten, Gemeinsamkeiten oder Unterschiede zwischen Türkisch und Lateinisch gibt, die ein Lernen vielleicht erleichtern oder auch erschweren. Diese Fragen haben inzwischen auch die Fremdsprachendidaktik erreicht: „Eine aktuelle Forschungsfrage ist in der Altphilologie daher: Können Kinder mit Migrationshintergrund im Deutschen profitieren, wenn sie Latein beherrschen? DAGMAR LANGE sagt, sie könne dies aus ihrer Erfahrung bestätigen.“<sup>1</sup> Die in dem Artikel zitierte Meinung der Lateinlehrerin aus München möchte ich etwas differenzieren. Es kann sein, dass die Schüler davon profitieren; man muss allerdings auch sagen, dass natürlich auch Aspekte wie Bildungsnähe und -ferne sowie Begabung und weniger Begabung eine Rolle spielen; aber das gilt ja nun für den Schulalltag allgemein. Jedenfalls hat Frau Lange Recht, wenn sie sagt: „In Latein eine Fünf und sonst gut – das kommt eigentlich nie vor.“ Ich möchte mich im Folgenden einigen Bemerkungen zu Türkisch einerseits und Latein und Türkisch an der Schule andererseits widmen.

Zunächst einmal ist festzustellen, dass die Turksprachen, zu denen Türkisch gehört, agglutinierend sind und sich somit wesentlich von den indogermanischen Sprachen unterscheiden. Agglutination bedeutet, dass Funktionen und Ergänzungen jeglicher Art durch Suffixe ausgedrückt werden [*glutinare / agglutinare* = anleimen, ankleben; *gluten* (n.) (= *glutinum* = nicht klassisch) = Leim; vgl. Englisch: *glue* (n./v.)].

Charakteristisch für die Konjugation, Deklination und viele weitere grammatikalische Formen

ist im Türkischen das Anfügen von Endungen oder Suffixen an die Wortstämme. Mit diesen Suffixen werden nicht nur personale oder nur kasusgemäße Aussagen gemacht, sondern die Suffixe können sich in einer festgelegten Reihenfolge häufen, z. B.: *ev|imiz|de|yiz* (ein Wort) = **Haus** unser in wir sind = wir sind in unserem Haus (5 Wörter) – *ver|e|me|yeceğim* = geben nicht können ich werde = ich werde nicht geben können (5 Wörter)

So werden oft in einem Wort verschiedene „Informationen“ verpackt, die wir im Deutschen nur viel ausgiebiger durch mehrere Wörter ausdrücken können. Die Summe der Suffixe kann, wie in unseren beiden Beispielen, durchaus größer als der Wortstamm sein.<sup>2</sup>

Das „-*yeceğim*“ in obiger Verbform kann noch weiter unterteilt werden, denn *-ecek/-acak* (kleine Vokalharmonie) ist das Futursuffix, *-im* die Endung für die 1. Person Sing, das *-y* ist ein Bindelaut, der etwa wie *j* ausgesprochen und bei vokalischem endendem Verbstamm eingeschoben wird. Wie man sieht, können Konsonanten aus lautlichen Gründen verändert werden (s. dazu auch das Beispiel unten, wo das *-p* von *kitap* = Buch zu *-b* verändert wird). Darüber hinaus wird das „Suffix *-ecek* ... über die Bedeutung des Futurs im engeren Sinne hinaus oft für die Umschreibung eines Verbs mit den Hilfsverben *wollen, sollen, müssen* gebraucht.“ (A. a. O., S. 119)

Durch die vielen Suffixe können Wörter im Türkischen sehr lang sein. Gleichzeitig ist die Sprache durch die sogenannte, ebenfalls typische, Vokalharmonie sehr harmonisch und wohlklingend. Jedem deutschen, nicht türkisch-kundigen Hörer fallen zumindest die vielen Vokale sicherlich auf. Ob es sich beim Türkischen, wie ein anderes, älteres Lehrbuch im Vorwort von 1930 sagt,<sup>3</sup> um eine Sprache handelt, „deren Erlernung infolge ihres einfachen, klaren Aufbaues, infolge ihres Fehlens von Artikel und Geschlecht, von verschiedenen Deklinationen und Konjugationen, ausserordentlich schnell und leicht möglich ist!“, sei dahingestellt, denn wegen „des sehr andersartigen Wortschatzes des Türkischen, eine Schwie-

rigkeit, die nicht unterschätzt werden darf,...“<sup>4</sup> werden wir als „normale Mitteleuropäer“ schon unsere Schwierigkeiten haben. Die Sprache ist das Osmanische, welches auf dem Anatolisch-türkischen basiert und ab dem 15. Jahrhundert in immer stärkerem Maße arabische und persische Elemente aufnahm, wobei diese Wörter eben aus der unglaublichen kulturellen Überlegenheit der persisch- und arabisch-sprachigen Welt herührten. Dieser Wortschatz ist für uns sicherlich recht schwierig und fremd; andererseits ist das Türkische durchaus klar strukturiert, erinnert wegen des Systems der Formen- und Wortbildung an ein Baukastensystem und ist insofern schon einigermaßen „einfach“. Einige Beispiele sollen das zeigen.

In der Verbform des obigen Beispiels ist „*ver*“ der Stamm des Wortes „*vermek*“ = geben, wobei „*mek*“ die Infinitivendung ist. Als zweite Infinitivendung gibt es bei Verben mit dunklem Vokal „*mak*“, z. B. *almak* = nehmen, kaufen. Als Pluralsuffix gibt es nur „*ler*“ oder „*lar*“, also „*ev|ler*“ = Häuser oder „*orman|lar*“ = Wälder. An die Verbstämme werden Suffixe für die Zeiten gehängt, an diese wiederum Personalendungen: *ver|i|yor|um* (ich gebe) = Verbstamm + Bindevokal + Kennzeichen für Präsens + Endung für die 1. Person Singular. Das *i* vor „*yor*“ ist ein Bindevokal. Aufgrund der Vokalharmonie kann dieses „*um*“ auch als „*im*“, „*im*“ oder „*üm*“ erscheinen. So ist es auch im Präteritum, das als Erzähltempus dem lateinischen Perfekt entspricht: *sevdim / aldım / gördüm / sordum* = Stamm + Tempuskennzeichen + Personalendung: ich habe geliebt/genommen/gesehen/gefragt. Das *i* (1) ohne Punkt (es steht im Alphabet/Lexikon zwischen *h* und *i*) ist kein Fehler, sondern ein wichtiger Buchstabe des türkischen Alphabets und zeigt einen harten, dumpfklingenden Laut an, den man mit einem stummen *-e* vergleichen könnte. Eine Verneinung findet im Wort statt, und zwar indem „*mi - mü - mu* oder *mü*“ eingefügt werden, also *gör|mü|yor|um* = ich sehe nicht. Die gleichen Silben können auch, hinter das Verb gestellt, eine Fragepartikel sein: *beni gördün mü?* = Hast Du mich gesehen? Da es im Türkischen kein Hilfsverb gibt, wird „sein“ ausgedrückt, indem die Personalendung an ein Adjektiv oder Sub-

stantiv gehängt; aus „*zengin*“ = reich wird dann „*zenginim*“ = ich bin reich. „*Almanım*“ heißt: Ich bin deutsch/ein Deutscher. Modalverben wie „können“, „dürfen“, „müssen“ usw. fehlen; sie werden durch Suffixe ausgedrückt. Es gibt auch kein Wort für haben; stattdessen benutzt man „*var*“ = „es gibt“, vergleichbar mit „*there is/there are*“. Folgender Satz zeigt das sehr schön:

*ben|im üç tane kitab|im var*  
 (ich mein drei Stück Buch mein gibt es)  
 Ich habe drei Bücher  
 I've got three books  
 Tres libros habeo/posideo.

„*Yok*“ ist die Negation; „*evim yok*“ würde also heißen: ich habe kein Haus (Haus mein keins). Man kann an diesen Beispielen auch erkennen, dass auch Possessivpronomina angehängt werden. „*Ben*“ heißt ich, braucht aber, ähnlich wie im Lateinischen „*ego*“, nicht benutzt zu werden, dient aber zur Verdeutlichung oder Betonung. Substantive erhalten Kasusendungen (die für Singular und Plural gleich sind!), also „*ev - evin*“ – *eve* (dem Haus, auch als Richtungsangabe zum Haus; „*bana*“ = Dativ von „*ben*“ heißt also mir; in Verbindung mit „*gelmek*“ aber: komm zu mir (*bana gel*) – *evi* (Akkusativ) – *evde* (= zu Hause) – *evden* (aus dem Haus). Es gibt also sechs Kasus, wobei der letzte als Ablativ bezeichnet wird und u. a. dem lateinischen Separativ vergleichbar ist. Er fungiert auch als *ablativus comparationis*, wie das Beispiel „*şehir köyden güzeldir*“ (die Stadt ist schöner als das Dorf; wörtlich: vom Dorf her (gesehen) ist die Stadt schön) zeigt, wobei das „*dir*“ hier für die 3. Person Sing. steht. Der türkische Ablativ ist genauso reichhaltig wie der lateinische, während der türkische Lokativ eine Orts- und Zeitangabe bezeichnet. Als kleine Zusammenfassung für die Abfolge der Suffixe sei nochmals das türkische „*evlerini*“ präsentiert (Deine Häuser = Akk. Pl.), das also aus *ev|ler|in|i* besteht = Wort + Pluralsuffix + Possessivsuffix der 2. Person + Kasusendung.

Eine Besonderheit und damit ein deutlicher Unterschied zum Deutschen und auch Lateinischen ist das Fehlen von Nebensätzen, die durch Subjunktionen an den Hauptsatz angeschlossen

werden. Der lateinische irrationale Konditionalsatz „*Si hoc fecissent, ...*“ ist im Türkischen: *bu (= hoc) yap|sa|ydi|lar* = Stamm *-yap* (von „*yapmak*“ = tun, machen) + Suffix für Konditional (wegen der Vokalharmonie auch *-se*) + Suffix für Vergangenheit (eigentlich: *-idi*) + Personalendung für 3. Person Pl. (dieses *-lar* ist gleichzeitig Pluralsuffix bei Nomina; s. o.)

„Im Türkischen entsprechen Partizipien, Verbalsubstantive und Verbaladverbien unseren Satzgefügen (Haupt- und Nebensätze). Wir müssen bei der Übersetzung die Satzteile des für einen Türken als Einheit erscheinenden Satzes in Haupt- und Nebensätzen auflösen ... Einem größeren türkischen Satz liegt ein hierarchisches System zugrunde, d. h. von einem Satzkern (entsprechend unserem Hauptsatz) sind Satzteile abhängig, denen wiederum untergeordnete Satzteile beigefügt sind. Vom Satzende aus, das in der Regel aus dem Prädikatsverb besteht, muß man dieses hierarchisch-kaskadenartige System analysieren.“<sup>5</sup>

Dass verschiedene Nominalformen des Verbums zum Ausdrücken von Nebensätzen benutzt werden, ist im Türkischen die Regel. Nebensätze, wie man sie von indogermanischen Sprachen kennt, gibt es im Türkischen nur unter dem Einfluss des Persischen (was ja eine indogermanische Sprache ist). Folgendes Beispiel kann dies schön zeigen: *Biliyoruz ki geldiniz* = Wir wissen, dass ihr gekommen seid (*bilmek* = wissen; *ki* = dass; *gelmek* = kommen). Im „Original“-türkischen würde man sagen: *Geldiğinizi biliyoruz*.

Und an diesen beiden Worten kann man noch einmal klar und deutlich den Vokalreichtum der türkischen Sprache beobachten; um das schnell zu hören, muss man schon einige Übung haben. Doch wie verhält es sich nun mit dem Vergleich von Latein und Türkisch?

### **Unterschiede sind:**

Es gibt im Türkischen kein grammatisches Geschlecht, keine Präpositionen (sondern nur Postpositionen), keine unterschiedlichen Deklinationen und Konjugationen, keine Nebensätze, keine Subjunktionen (wohl aber nebenordnende Konjunktionen) oder Relativpronomen, keine Hilfsverben, keine Kongruenz zwischen Adjektiv und Substantiv (*büyük* = groß): *büyük evler* = große

Häuser, außerdem – was sehr lernerfreundlich ist – keine unregelmäßigen Verben und Stammformen. Es gibt einige andere Buchstaben.

### **Zwischen Türkisch und Latein**

#### **gibt es Gemeinsamkeiten:**

Es gibt ein ähnliches „Baukastensystem“ (vgl. z. B. *ama|ba|nt*), es gibt ein Kasussystem, wobei die einzelnen Kasus fast identische Funktionen haben, Personalendungen, Zeiten, Stämme, nominale Verbformen (z. B. auch drei Partizipien), insgesamt sehr viele Verbformen (im Türkischen gibt es, über das Lateinische hinausgehend, z. B. auch einen Aorist (als zweite Präsensform), einen Necessitativ („*vermeli*“ = er muss geben), einen Kausativ. Es gibt keine Artikel, die Satzstellung ist variabel und es gibt keine Großschreibung (außer bei Namen). Der Stamm des Verbs ist gleich dem Imperativ Singular (*gel!* = komm!). Die Personalendung alleine kann das Subjekt enthalten (*beni görüyorsun* = Du siehst mich). Es gibt Bindevokale und keine Akzente.

Während heute ein wachsendes Interesse an der türkischen Sprache infolge der gegenwärtigen Migration besteht, gab es auch schon im frühen 18. Jahrhundert ein Interesse am Türkischen und den Türken beziehungsweise dem osmanischen Reich.

„Nachdem Ende des 17. Jahrhunderts durch die Niederlagen der Türken bei Wien (1683) und Mohács (1687) die zunehmende Schwäche des Osmanenreiches deutlich zutage getreten und die latente Gefahr einer türkischen Invasion in Mitteleuropa endgültig gebannt war, ging die europäische bürgerliche Aufklärung im 18. Jahrhundert kühn daran, mit den jahrhundertealten Vorurteilen gegen den Islam und seine Bekenner aufzuräumen. An die Stelle antiislamischer christlicher Apologetik setzte sie die vorurteilsfreihere, häufig begeisterte Beschäftigung mit der auf arabischem Boden entstandenen Religion und der reichen Geschichte und Kultur ihrer arabischen, türkischen und persischen Anhänger und bereitete so den geistigen Boden für wissenschaftliche arabische Studien vor.“<sup>6</sup>

So kam es dazu, dass schon im Jahre 1729 in Leipzig eine „*Grammatica Turcica*“ von JOHANN CHRISTIAN CLODIUS (1676 - 1745) erschien, ein Jahr später sein „*Lexicon Latino-Turcicum*“.



Clodius erhielt 1728 eine Professur für arabische Sprache an der Leipziger Universität. Dabei ist zu beachten, dass Türkisch damals noch in der arabischen Schrift geschrieben wurde, die sich aufgrund des Mangels an Vokalzeichen zur Wiedergabe der Laute der vokalreichen türkischen Sprache als hinderlich und nachteilig erwies, so dass es dann ja auch im Jahre 1928 im Zuge der „Kulturrevolution“ durch KEMAL ATATÜRK zur Einführung der lateinischen Schrift kam. Die Werke von Clodius gerieten nach Meinung von PREISLER und KINITZ „zu Recht bald in Vergessenheit und gehören nicht zum festen Erbe der Arabistik.“ (A. a. O., S. 416) Zum eigentlichen Begründer der Arabistik wurde ein anderer: „In Leipzig, dem ‚Marktplatz Europas‘, das durch seine Hochschule und seine Buchmessen ein geistig-kulturelles Zentrum ersten Ranges in den deutschen Ländern wurde, leuchtete über diesen ersten dilettantischen Versuchen die hervorragende Gelehrtenpersönlichkeit von JOHANN JACOB REISKE (1716 - 1774) auf.“ (Ebd.) Er gilt als Begründer der arabischen Philologie als eigenständiger Disziplin, war aber auch Gräzist und Byzantinist.

Eine schöne Möglichkeit, das Thema Türkei, nicht so sehr die türkische Sprache, aber doch die Geschichte des Osmanischen Reiches und der Begegnung dieses islamischen Großreiches mit dem Abendland des 16. Jahrhunderts in den Lateinunterricht einzubauen, bietet das Heft „Briefe aus der Türkei“.<sup>7</sup> Im Mittelpunkt steht der Flame OGIER GHISLAIN DE BUSBECQ (1522 - 1592), der als Gesandter des habsburgischen Kaisers FERDINAND 1555 nach Istanbul geschickt worden war und dort einen Waffenstillstand aushandeln konnte. Aus dem Vorwort zu diesem Heft möchte ich eine längere Passage zitieren:

„1562 kehrte er nach Wien zurück, seine Mission war beendet. Er ist danach nie wieder in die Türkei gekommen. Aber die Erlebnisse und Erfahrungen der Gesandtschaft haben ihn sicher noch lange beschäftigt; er hat sie in vier umfangreichen, wohl fiktiven Briefen niedergelegt, die 1581 zuerst in Antwerpen veröffentlicht wurden und dann unter dem Titel „*Legationis Turcicae Epistolae*“ weite Verbreitung in Europa fanden. Gerühmt wird seine, an klassischen Autoren geschulte, meisterliche Beherrschung der latei-

nischen Sprache. Busbecq ist ein typischer Vertreter der Renaissance und des Zeitalters der Entdeckungen. Geprägt durch seine humanistische Vorbildung interessiert er sich brennend für alle Spuren, die die Römer und Griechen dort hinterlassen haben. Er spürt lateinische Inschriften auf, sammelt griechische Handschriften und antike Münzen. Am bedeutendsten ist seine Entdeckung des *Monumentum Ancyranum*, das er bei der Durchreise an einer Hauswand in Ankara findet und abschreiben lässt.

Aber nicht nur die Antike interessiert ihn. Wohin er auch kommt, beobachtet er die Menschen, wie sie leben, sich kleiden, essen, wohnen ... Neben seinem Wissensdrang zeichnet Busbecq Toleranz und Geschick im Umgang mit Menschen aus. Das betrifft besonders seinen Umgang mit den Menschen einer andersartigen Kultur und eines anderen Glaubens. Durch seine Toleranz gewinnt er das Vertrauen der Türken, die ihn sogar bekehren wollen – was als Auszeichnung gelten muss – und für seine Bekehrung beten.“ (S. 4/5)

Zu dieser Bekehrungsszene ist auf S. 20 ein Text enthalten, in dem Busbecq vom Pascha RÜSTEM berichtet, der ihn zum „*veri Dei cultus*“ bekehren will. Busbecq entgegnet ihm, dass alle diejenigen sich um ihr Seelenheil verdient machen und richtig handeln, „*qui sancte innocenterque hanc vitam egerint, quamcumque religionem secuti sint.*“ – Der Pascha stimmt ihm zu.

Warum es sich lohnt, ein solches Thema im Lateinunterricht, vielleicht im Rahmen der Übergangselektüre, zu behandeln, wird aus obigem längeren Zitat deutlich. Man kann auf Kleinasien in der Antike eingehen, auf das ferne und den meisten Schülern völlig fremde Osmanische Reich der (Frühen) Neuzeit, auf die heutige Türkei, man kann das Zeitalter der Renaissance und des Humanismus, den Islam und seine Begegnung „mit dem Westen“ behandeln, die Texte bieten „Anlass für interkulturelle Erkenntnisse und Erfahrungen“ (a. a. O., S. 5) und vermitteln Einblicke in „kulturhistorische Zusammenhänge und Lebensbedingungen des 16. Jahrhunderts“ (ebd.), das ja in Westeuropa zum Beispiel durch Religionskriege und „Ketzer“-Verfolgungen geprägt war. Man kann auf Augustus und seine „*Res Gestae*“ eingehen, ein ebenfalls lohnendes Thema, und

damit wieder zum antiken Latein kommen. Die Texte des Heftes sind zudem nicht zu schwierig.

Auch Catull „geht“ auf Türkisch, wie folgendes Beispiel beweist:

*Lesbius güzel: Niye olmasın? Onu Lesbia daha çok seviyor | Senden tüm soyunla birlikte, Catullus.*  
(„güzel“ = *pulcher*; (-*dir* = „*est*“ fehlt hier); „*olmasın*“ von „*olmak*“ = sein, werden; „*niye*“ = warum, wozu?; „*o*“ = Personalpronomen der 3. Person, *onu* = Akkusativ (Vokalharmonie!) dazu mit „*n*“ als „Bindekonsonant“ zwischen zwei Vokalen; „*daha çok*“ = *magis* (noch/mehr viel), „*seviyor*“ = 3. P. Sg. Präs. von „*sevmek*“ = lieben; „senden“ = Ablativ zu „*sen*“ = Personalpronomen der 2. Person Sg.; „*tüm*“ = *totus*; „*soy*“ = Sippe; „*soyun*“ = *soy* + Possessivpronomen der 2. Person Sg. (mit Vokalharmonie); „*la*“ = *ile* (Postposition!) = mit („vokalharmonisch“ angeglichen), „*birlikte*“ (enthält „*bir*“ = eins und „*ile*“; das *-te* ist (wie *da/de/ta*) Lokativendung) heißt „zusammen“).

Nach diesen sprachlichen Erläuterungen wird sicherlich/hoffentlich jeder die zwei Zeilen übersetzen können (die er ja aber als Altphilologe sowieso schon kennt – aber halt noch nicht auf Türkisch).

Dass aber auch der Wortschatz durch das Lateinische „befruchtet“ wurde (auf dem Umweg vor allem über das Englische und Französische, auch einige andere Einflüsse sind vorhanden) und dass die neuen Wörter in einer beinahe phonetisch zu nennenden Schreibweise wiedergegeben wurden (die neu „eindringenden“ Wörter wurden mit der neuen lateinischen Schrift so festgehalten, wie sie gehört wurden), sollen abschließend noch einige Beispiele aus dem Wortschatz des heutigen Türkisch zeigen, z. B. „*asansör*“, „*fonksiyon*“, „*kondüktör*“, „*konsepsyon*“, „*kreasyon*“, „*pisin*“, in denen man leicht *ascendere, fungi, functio, ducere, conducere, conductor, concipere, conceptio, creare, creatio, piscina* wiederfinden kann. Viele andere Beispiele ließen sich noch anführen; „nett“ sind auch „*otobüs*“, „*otostrat*“, „*sürpriz*“ (*surprise*) oder „*kroskantri*“ = *cross-country*.

Der eine oder andere hat jetzt vielleicht Lust oder Interesse an der Sprache, deren Wortschatz sehr fremd und vielleicht auch zunächst abschreckend, deren Grammatik aber doch eher lernerfreundlich ist, bekommen.

Zu diesem Artikel wurde ich durch die vielen türkischstämmigen Schülern und Schülerinnen, von denen viele gute Lateinlernende waren und sind, an meiner Schule, dem HEINRICH-MANN-Gymnasium in Köln, angeregt. Ich danke Herrn FATİH ÜNGÖR, Lateinlehrer am Erich-Kästner-Gymnasium in Köln, für seine muttersprachliche „Hilfestellung“.

#### Anmerkungen:

- 1) Johann Osel, „Nach dem Wahl-Kampf. Latein war lange als Paukfach verrufen, jetzt gibt es eine neue Lust an der alten Sprache“, in: Süddeutsche Zeitung, 27. 3. 2011.
- 2) J. Venter/Cahit Kurt, 30 Stunden Türkisch für Anfänger. Langenscheidt KG, Berlin und München, 1981, S. 9/10.
- 3) H. Ludner/R. Preusser, Grammatisches Lehr- und Übungsbuch der Türkischen Sprache für Deutsche. Verlag Erich Kalis, Istanbul und Leipzig 1938.
- 4) Venter/Cahit, S. 3.
- 5) Venter/Cahit, S. 158. Auch auf S. 166 wird „ein hierarchisch-kaskadenartiger Satzaufbau“ erläutert.
- 6) Holger Preissler/Daniel Kinitz, „Arabistik“, in: Geschichte der Universität Leipzig 1409–2009. Ausgabe in fünf Bänden, herausgegeben im Auftrag des Rektors der Universität Leipzig, Professor Dr. iur. Franz Häuser, von der Senatskommission zur Erforschung der Leipziger Universitäts- und Wissenschaftsgeschichte. Band 4/1. Leipziger Universitätsverlag 2009, S. 415. (<http://www.orient.uni-leipzig.de>)
- 7) bearbeitet von Jürgen Behrens, Nr. 7 der Reihe STUDIO des C. C. Buchners Verlag, Bamberg 1998.

HEINZ-JÜRGEN SCHULZ-KOPPE, Köln

#### **Anm. der Redaktion:**

*Ergänzend sei hingewiesen auf das soeben erschienene Studienbuch: STEFAN KIPF: Integration durch Sprache. Schüler nichtdeutscher Herkunftssprache lernen Latein. Bamberg: Buchner 2014, und besonders auf den darin enthaltenen Beitrag von MAYYA PAIT: Türkisch – eine Herkunftssprache im Vergleich (S. 43-58); ferner auf das klassische Nachschlagewerk von MARGARETE ERSEN-RASCH: Türkische Grammatik. Ismaning: Hueber 2004.*

## Rom und Latein in der Literatur des spanischen Goldenen Zeitalters

Im Spanischen besagt eine weitverbreitete Redensart, jemand könne Latein (*sabe latín*). Wer meint, so werde jemandem sprachliche Bildung bescheinigt, sieht sich getäuscht: Die Redensart will besagen, dass eine(r) schlau, gewitzt, gerissen, mit allen Wassern gewaschen ist. Ein Handbuch zur spanischen Idiomatik etwa liefert das Beispiel „Es wird immer schwieriger, in diesem Fluss Forellen zu fangen, die können anscheinend Latein.“<sup>1</sup> In einem Lexikon findet man das Satzbeispiel „Der kann zu viel Latein, den kannst du nicht übers Ohr hauen.“<sup>2</sup>

Woher stammt diese Assoziation? Die Beschäftigung mit der spanischen Literatur des sechzehnten und siebzehnten Jahrhunderts, des *Siglo de Oro*, könnte eine Antwort liefern. In dieser Epoche steigt Spanien nach Ende der Araberherrschaft (2. Januar 1492) zur See- und Weltmacht auf, überschreitet diesen Zenit aber – nach dem Untergang der Armada 1588 – wieder. Zugleich aber beginnt die höchste Blüte des *Siglo de Oro*. In seiner Kulturgeschichte *L'Espagne au Siècle d'or* schreibt Marcelin Defourneaux:<sup>3</sup>

*Dans le „débat des armes et des lettres“ qu'il place dans la bouche de Don Quichotte, CERVANTES se diverte à mettre en parallèle les travaux et misères qui sont le lot de l'étudiant et du soldat, pour accorder à ce dernier la palme de l'endurance et du mérite. Étudiants et soldats: les uns et les autres ont fait le Siècle d'or, mais tandis que s'incline, sur les champs de bataille d'Europe, la supériorité des armes espagnoles, l'Espagne s'impose à ses adversaires par l'hégémonie de sa culture. Les anciens étudiants de Salamanque et d'Alcalá relaient, pour la gloire de leur patrie, les soldats et les capitaines des tercios.*

„Im Streit der Waffen und der Wissenschaft, den er Don Quijote in den Mund legt, unterhält CERVANTES sich damit, die Mühen und Nöte des Studenten denen des Soldaten gegenüberzustellen, um dann schließlich diesem letzteren die Siegespalme der Ausdauer und des Verdienstes zuzusprechen. Studenten und Soldaten – die einen wie die anderen haben das *Siglo de Oro* geschaffen, aber während die Überlegenheit der

spanischen Waffen auf Europas Schlachtfeldern schwindet, überwindet Spanien seine Widersacher durch die Vormachtstellung seiner Kultur. Die Absolventen von Salamanca und Alcalá de Henares lösen, zum Ruhme ihrer Heimat, die Soldaten und Hauptleute der spanische Regimenter ab.“

Im Bildungswesen sind Latein und Griechisch allgegenwärtig. Schüler lernen die Sprachen im Privatunterricht, in städtischen Schulen oder in Klosterschulen. Besonderer Nachdruck liegt dabei auf der Kunst, lateinische und spanische Verse zu verfassen, ein Umstand – so der Romanist LUDWIG PFANDL – „der viel dazu beiträgt, dass die mittelmäßigen Verseschmiede zu Hunderten Lyrik und Drama ihrer Zeit verschandeln und heute die Literaturgeschichte beschweren.“<sup>4</sup>

Zahlreiche Universitäten entstehen in dieser Zeit in einem Land, das mit seiner ältesten Hochschule Salamanca bereits eine der altherwürdigen Universitäten Europas besitzt: *Omnium scientiarum princeps Salamantica docet*, so ihr Wahlspruch.

Rivalin Salamancas ist die von Kardinal JIMÉNEZ DE CISNEROS (1436 - 1517), dem Erzbischof von Toledo und Kanzler Kastiliens, gegründete Universität Alcalá de Henares. In einer Komödie LOPE DE RUEDAS (um 1510 - 1565) findet sich folgender Dialog zwischen dem – passend benannten – Narren Salamanca und dem Lehrer Quintana:<sup>5</sup>

*Salamanca: Vámonos ad comedendum ad posatam. – Quintana: ¿Qué dizes? ¿Qué algarabía es éssa? – Salamanca: ¿Algarabía es ésta? Es gramátula, y aun de la más fina de Alcalá de Henares.*

Salamanca: Gehen wir zur Herberge zum Essen (er bildet auf Latein das spanische *a comer a la posada* nach). – Quintana: Was sagst du? Was für ein Kauderwelsch (unverständliches Arabisch) ist das denn? – Salamanca: Kauderwelsch? Das ist Latein, und sogar feinstes Alcalá de Henares-Latein.

Die Bildung mag auf eine kleine Elite beschränkt sein – die Masse des Volkes besteht

aus Analphabeten – sie wird aber exportiert: Schon 1536 wurde in Mexiko das Kolleg Santa Cruz de Tlatelolco gegründet, eine Ausbildungsstätte, wo ausgewählte Söhne der indianischen Elite in klösterlicher Disziplin zu Verbreitern der christlichen Botschaft und der klassischen Bildung herangebildet wurden – ein Vorgang, der im Umgang der Puritaner mit den Ureinwohnern Nordamerikas undenkbar war. Die Schulausbildung war so gut, dass sie „besser Latein konnten als mancher spanische Priester.“<sup>6</sup>

Alle Genres der spanischen Literatur verraten den profunden Einfluss der Antike, die Sonettichtung genauso wie die Fronleichnamsspiele CALDERÓN'S (1600 - 1681), Novellen und Romane genauso wie Theaterstücke. Bei Leserschaft und Theaterpublikum wird dabei – wie Anspielungen und Zitate zeigen – auch Entlegenes aus antiker Mythologie und Geschichte als bekannt vorausgesetzt. So sind nach CERVANTES (1547 - 1616) die *gitanos* Experten in der Wissenschaft des Cacus.<sup>7</sup> FRANCISCO DE QUEVEDO (1580 - 1645) vergleicht eine kalorienarme Fleischbrühe ohne allzu viele Fettaggen mit dem Quellwasser, in dem sich Narcissus spiegelte.<sup>8</sup> Als ANDRÉS FERNÁNDEZ DE ANDRADA (1575 - 1648) in seiner an HORAZ orientierten *Epístola Moral* seinen Freund Fabio dazu bewegen will, nach Sevilla zurückzukehren, fordert er ihn zur Rückkehr in den Schoß der *antigua Romúlea* auf (*Colonia Iulia Romula Hispalis*).<sup>9</sup>

Lateinische Zitate erscheinen ohne Erläuterung, etwa in Cervantes' Novelle *El licenciado Vidriera* (Der gläserne Lizenziat):<sup>10</sup> „Ich weiß sehr wohl“, fuhr er fort, „wie hoch man einen guten Dichter achten muss; denn ich erinnere mich genau jener Verse des OVID, die da lauten:

*„Cura ducum fuerunt olim regumque poetae,  
Praemiaque antiqui magna tulere chori.  
Sanctaue maiestas et erat venerabile nomen  
Vatibus, et largae saepe dabantur opes.“*

Um so weniger habe ich die hohe Würde der Dichter vergessen, als PLATON sie die Dolmetscher der Götter nennt und OVID von ihnen sagt

*Est deus in nobis; agitante calescimus illo.*

Und außerdem sagt er:

*At sacri vates et divum cura vocamur.*

Hier aber sind nur die guten Dichter gemeint, denn was soll man von den schlechten, den Schwätzern, weiter sagen, als dass sie die Idiotie und die Anmaßung der Welt sind?“

Um seine Wertschätzung der Dichtkunst zu illustrieren, dann aber den Gegensatz zwischen Begabung und Dilettantismus scharf hervortreten zu lassen, montiert der Sprecher hier Ovidzitate aus unterschiedlichen Quellen: Das erste Zitat entnimmt er der *Ars amatoria* (III, 405ff.), das zweite den *Fasti* (VI, 5), das dritte den *Amores* (III, 9, 17). Dazu tritt das Platonzitat (Ion 534e), das den Ausführungen des SOKRATES über die göttliche Berufung, die *θεία μοῖρα*, der Dichter entstammt. Diese Cervantes-Passage sagt nicht nur etwas über die Bildung des Protagonisten und des Verfassers der Novelle aus, sondern auch über die Sprachkenntnisse der Leserschaft, von der Cervantes erwartete, dass sie weder Übersetzung noch Erläuterung benötigte.

Der humanistische Wissenschaftler, Dichter und Denker genießt höchste Anerkennung. Wenn etwa CALDERÓN in seinem Stück „Das Schisma Englands“ (*La cisma de Inglaterra*) den moralischen Sturz HEINRICH'S VIII. veranschaulichen will, geschieht das vor allem dadurch, dass wir ihn zu Beginn des Stückes noch als geschulten Humanisten und Theologen erleben, der den Glauben gegen den Protestantismus verteidigt und den Titel eines *defensor fidei* erringt: *corruptio optimi pessima*. Cipriano, der Held von Calderón's *El Mágico Prodigioso*, einem Vorläufer von GOETTES Faust, hat sich zu Beginn des Stückes in die Wildnis zurückgezogen, um ungestört über eine theologische Aussage des älteren PLINIUS über das Wesen des Göttlichen (*Hist. Nat.*, II, 7) nachzudenken.

Ein berühmtes Lob Roms findet sich in LOPE DE VEGAS (1562 – 1635) Stück *El arrogante español*, das dort spielt (11):

*¡No me acabo de admirar!  
¡Qué bravas torres y templos!  
¡Qué soberbios edificios!  
¡Qué de ruinas, indicios  
de los pasados ejemplos!  
¡Qué bravo espacio que toma  
entre esos montes su asiento!  
Mas, ¿cómo alabarla intento?  
¿No basta decir que es Roma?*

„Ich kann nicht aufhören zu staunen. Welch' kühne Türme und Tempel! Welch' stolze Gebäude! Was für Ruinen, Hinweise auf die Taten der Vergangenheit! Welch' kühner Raum, der sich zwischen diesen Hügeln ausdehnt! Aber was versuche ich, diese Stadt zu loben? Reicht nicht zu sagen: es ist Rom?“

Ihr Galan Filiberto antwortet:

*Esta fue, Beatriz hermosa,  
del mundo la gran cabeza,  
que sólo tu gran belleza  
la iguala en el ser famosa.  
Esta fue la antigua madre  
De Césares y Escipiones,  
hija de aquellos varones  
que a Marte tienen por padre. (...)*

„Diese Stadt, deren Ruhm nur dem deiner herrlichen Schönheit gleichkommt, war das großartige Haupt der Welt. Diese Stadt war im Altertum die Mutter von Cäsaren und Scipionen, Tochter jener Männer, deren Vater Mars ist. (...)“

Obwohl die Mädchenerziehung im allgemeinen vernachlässigt wurde, gab es doch gebildete Frauen. Manche von ihnen beschäftigten sich intensiv mit Literatur und Philosophie und veranstalteten im eigenen Heim literarische Zirkel. In seiner Komödie *No hay burlas con el amor* (Man spaßt nicht mit der Liebe) karikiert Calderón die gebildete Frau in der Gestalt der überkandidelten und spröden Beatriz. Sie nennt ihr Dienstmädchen *fámula*, schützt ihre Hände nicht mit Handschuhen, sondern mit χειροθήκαι, betrachtet sich nicht im Spiegel, sondern in einem „Zaubermittel aus Glas“, will nicht, dass ihr ein Vertreter des männlichen Geschlechtes *appropinquier*t. Sie offenbart ihre literarischen Vorlieben im Gespräch mit ihrer gewitzten Zofe Inés:<sup>12</sup>

*Doña Beatriz:        ;Cuánto lidio  
con la ignorancia que hay!  
Hola, Inés.*

*Inés:                    Señora.*

*Doña Beatriz:        Tray  
de mi biblioteca a Ovidio:  
no el Metamorfosis, no,  
ni el Arte Amandi pedí;  
el Remedio Amoris, sí,  
que es el que investigo yo.*

*Inés:*

*Pues ¿cómo he de conocer  
Libro (si es que eso has perdido),  
si aun el cartel no he sabido  
de una comedia leer?*

*Doña Beatriz:*

*Oscura, idiota y lega,  
¿no te medra cada día  
la concomitancia mía?*

Beatriz: Ach, welchen Strauß gilt es doch mit der Ignoranz auszufechten! Inés!

Inés: Señora?

Beatriz: Bring' den Ovid aus meiner Bibliothek; nicht die Metamorphosen, auch nicht die Liebeskunst, sondern die *Remedia Amoris*, denn das ist es, was ich zur Zeit erforsche.

Inés: Wie soll ich denn ein Buch erkennen – wenn es ein Buch ist, worum du mich bittest! – wenn ich in meinem Leben noch nie auch nur einen Theaterzettel gelesen habe?

Beatriz: Dumpfsinnige, Idiotin, Ignorantin, bildet dich denn nicht die tägliche Konkomitanz mit mir?

Mit der Zunahme der spanischen Macht, dem scheinbar unaufhaltsamen Aufstieg Spaniens zur Herrin der Meere, mischen sich Parallelisierungen und Überbietungsvergleiche zwischen Roma und Hispania in die Huldigungen an das antike *caput orbis terrarum*. Den Spaniern ist klar geworden, dass es sich bei der Tat des KOLUMBUS (um 1451 - 1506) um ein Ereignis von weltgeschichtlicher Bedeutung handelt. Kein Geringerer als Don Quijote erklärt seinem Knappen die Bedeutung der Jagd nach Ruhm anhand einer erfundenen Anekdote über KARL V. (1500 - 1558) im römischen Pantheon (13):

„Der Kaiser wollte jenen berühmten Rundtempel besichtigen, der in der Antike Tempel Aller Götter hieß und jetzt, mit besserem Namen, die Kirche Aller Heiligen heißt. Es handelt sich um das vollständigste Gebäude, das von denen, die während der heidnischen Zeit errichtet wurden, geblieben ist, und es ist dasjenige, das am meisten den Ruhm der Erhabenheit und der Großzügigkeit seiner Erbauer bewahrt.

Es hat die Form einer halben Apfelsine, ist äußerst groß, und sehr hell, ohne dass aus einer anderen Richtung Licht einträte als aus einem

einzigem Fenster, besser gesagt einer runden Öffnung, die ganz oben ist. Von ihr aus betrachtete der Kaiser das Gebäude, und an seiner Seite war ein römischer Ritter und erklärte ihm die Vorzüge und Feinheiten jenes gewaltigen Baus, jener merkwürdigen Architektur. Nachdem sie die Öffnung verlassen hatten, sagte er zum Kaiser: „Tausendmal kam mir, Heilige Majestät, das Verlangen, Eure Majestät zu umarmen und mich zusammen mit Ihnen nach unten zu stürzen, um mir so ewigen Nachruhm zu verschaffen.“

„Ich danke Euch“, lautete die Antwort des Kaisers, „dass Ihr eine so schlimme Absicht nicht in die Tat umgesetzt habt. Von nun an werde ich euch keine Gelegenheit mehr bieten, einen Beweis Eurer Loyalität abzulegen, und so befehle ich Euch, nie wieder mit mir zu sprechen noch da zu sein, wo ich auch sein mag.“ Und nach diesen Worten machte er ihm ein großes Ehrengeschenk.

„Was ich sagen will, Sancho, ist, dass das Bestreben, sich Ruhm zu verschaffen, eine starke Antriebskraft ist. Wer denn, meinst du, stürzte HORATIUS COCLES, mit allen Waffen versehen, von der Brücke hinab in die Tiefe des Tibers? Wer verbrannte Arm und Hand des MUCIUS SCAEVOLA? Wer trieb CURTIUS an, sich in den glühenden Spalt zu stürzen, der sich mitten in Rom auftat? Wer befahl CAESAR den Übergang über den Rubikon, allen gegenteiligen Vorzeichen zum Trotz? Und, um neuere Beispiele zu liefern, wer ließ die Schiffe anbohren und erreichte so, dass die tapferen Spanier strandeten und isoliert waren, die unter der Führung des hochgesitteten CORTÉS (*el cortesismo Cortés*) in der Neuen Welt weilten?

Alle diese und andere Taten sind, waren und werden Taten des Ruhmes sein, den die Sterblichen begehren, als Lohn und Anteil an der Unsterblichkeit, den ihre berühmten Taten verdienen.“

Don Quijote beweist hier, dass er nicht nur ein Leser verstaubter Ritterromane, sondern auch des LIVIUS (Buch II und Buch VII) ist. Die Fragenkette am Ende des Auszugs beruht inhaltlich auf Livius, rhetorisch ist diese Passage aus CICEROS *De legibus*<sup>14</sup> ihr Vorbild:

*Neque enim esse mens divina sine ratione potest, nec ratio divina non hanc vim in rectis pravisque sanciendis habere; nec quia nusquam erat scriptum, ut contra omnis hostium copias in ponte unus adsisteret a tergoque pontem interscindi iuberet, idcirco minus Coclitem illum rem gessisse tantam fortitudinis lege atque imperio putabimus, nec si regnante L. Tarquinio nulla erat Romae scripta lex de stupris, idcirco non contra illam legem sempiternam Sex. Tarquinius vim Lucretiae Tricipitini filiae attulit. (...)*

In einem Atemzug mit den Helden des republikanischen Rom werden hier Kaiser KARL V. und der Eroberer Mexikos, HERNÁN CORTÉS (1485 - 1547), genannt – der, wie es in einer neueren (2001) französischen Biographie heißt, den Vergleich mit CAESAR geradezu herausfordert.<sup>15</sup>

Zahlreiche andere Stellen dokumentieren den imperialen Anspruch Spaniens. So heißt es bei JUAN DE LA CUEVA (um 1543 - um 1610), der römische Baetis, der Guadalquivir mit seinen Silberflotten, sei zum berühmtesten Fluss der Erde geworden.<sup>16</sup> In einer seiner Novellen schreibt Cervantes, Venedig sei eine Stadt, der keine andere auf dieser Erde gleichkäme – wäre nicht Kolumbus auf die Welt gekommen. Er fährt fort:

„Dank sei dem Himmel und dem großen Hernando Cortés, der das große Mexiko (gemeint ist hier die Aztekenhauptstadt Tenochtitlán) eroberte; denn so fand doch das große Venedig wenigstens etwas, was sich ihm entgegensetzen lässt. Diese beiden berühmten Städte gleichen sich in den Straßen, die alle aus Kanälen bestehen – die europäische ist die Bewunderung der Alten Welt, die in Amerika das Staunen der Neuen.“<sup>17</sup>

Was die sprachgeschichtliche Relation zwischen dem Lateinischen und dem Spanischen betrifft, so besitzt das *Siglo de Oro* ein richtiges Verständnis der Tatsache, dass das Spanische sich aus dem Vulgärlatein entwickelt hat und Einflüsse anderer Sprachen – der keltiberischen Ursprachen, des Gotischen und des Arabischen – damit verglichen von untergeordneter Bedeutung sind. So behandelt etwa JUAN DE VALDÉS (um 1490 - 1541) den Ursprung des Spanischen und der anderen auf der Iberischen Halbinsel

gesprochenen Sprachen in seinem *Diálogo de la lengua*.

Wo eine Sprache ein solches Statussymbol ist, liegt Missbrauch nahe. Wichtiguer, Halsabschneider aller Art, Kurpfuscher, Quacksalber, falsche Heilige bemächtigten sich ihrer, um ihre Ziele zu verfolgen, ein ständig wiederkehrendes literarisches Motiv. Im ersten europäischen Schelmenroman, dem von einem Unbekannten verfassten *Lazarillo de Tormes* (Klein-Lazarus vom Tormes, dem Fluss, an dem Salamanca liegt) beschreibt der Protagonist einen seiner Herren, einen Ablasskrämer. Dieser macht sich mit Geschenken die Geistlichen geneigt, damit sie ihre Schäfchen zum Ablasskauf ermuntern:<sup>18</sup>

„Kamen die Geistlichen nun, um ihm zu danken, pflegte er herauszufinden, was sie tauten. Wenn sie sagten, sie könnten Latein verstehen, sprach er selber nicht auf Latein, um keinen Schnitzer zu machen, sondern bediente sich eines geschliffenen, eleganten Spanisch (*romance*) – es tropfte ihm nur so von der Zunge. Und wenn klar war, dass es sich um *reverendos* handelte – also um Geistliche mit Geld statt Geist, die ihre Position durch *reverendas* (Empfehlungsbrief von Freunden) erlangt hatten – dann pflegte er unter ihnen zur Höchstform aufzulaufen. Er verwandelte sich in einen wahren Heiligen THOMAS VON AQUIN. Geschlagene zwei Stunden redete er – zumindest schien das Latein zu sein, auch wenn es gar nicht so war.“

In Cervantes' Novelle *Rinconete y Cortadillo* sprechen zwei Ganoven aus Sevilla über einen ‚Berufskollegen‘:<sup>19</sup>

„Auch, berichtete der Alte weiter, traf ich in einer Herberge in der Färberstraße den Juden, als Pfarrer verkleidet, der dort abgestiegen ist, weil er gehört hat, dass zwei *peruleros* (reiche Männer, die in Amerika ihr Glück gemacht haben) im selben Haus wohnen. Er will versuchen, sie zu einem Spielchen einzuladen. Wenn es anfangs auch um einen geringen Einsatz gehen sollte, so ließe er sich später hochtreiben.‘ (...) ‚Auch dieser Jude‘, gab ihm Monipodio zur Antwort, ist ein großartiger Dieb. (...) Hat der Spitzbube doch die Priesterweihe so wenig wie der Großtürke – und Latein kann er soviel wie meine Mutter!“

Dasselbe Motiv erfreut auch das spanische Theaterpublikum, nämlich wenn ein Verliebter mit einer – etwa vom Vater oder den Brüdern – streng bewachten Dulcinea Nachrichten austauschen und in Verbindung bleiben will. Ein Freund geht dann im Hause der Geliebten ein und aus, als lateinisch sprechender Doktor getarnt. Das Grundmuster findet sich schon in MACHIAVELLIS (1469 - 1527) Komödie *Mandragola* (Die Alraune), wo Ligurio seinem Gefährten Callimaco, einem jungen Florentiner Edelmann, rät, sich als behandelnder Arzt Zugang zur schönen Ehefrau des Kaufmanns Nicia, die unfruchtbar ist, zu verschaffen:<sup>20</sup>

*Io voglio che tu faccia a mio modo, e questo è che tu dica di avere studiato in medicina, e che abbi fatto a Parigi qualche sperienza: lui è per crederlo facilmente per la semplicità sua, e per essere tu litterato e poterli dire qualche cosa in gramatica.*

„Ich will, dass du folgendes tust: Sag ihm, dass du Medizin studiert hast und eine Praxis in Paris hattest. Darauf muss er hereinfallen, wegen seiner Einfalt und weil du gebildet bist und ein paar Worte auf Latein sagen kannst.“

Callimaco gibt ein paar lateinische Sätze von sich, und der zu hörende Ehemann ruft verzückt aus: *Costui è il più degno uomo che si possa trovare!* – „Das ist der würdigste Mensch, den man finden kann!“

Damit kann das betrügerische Spiel beginnen. Dieselbe Strategie erfreut auch das spanische Theaterpublikum, etwa in den Komödien LOPE DE VEGAS. In *El acero de Madrid* (Das Eisenwasser von Madrid) schlägt Beltrán seinem Herrn Lisardo vor:<sup>21</sup>

*Ponedme a mí, si queréis,  
un hábito doctoral,  
que yo sé que no haré mal  
lo que los dos pretendéis.  
Un poco sé de latín  
De los récipes, y haré,  
con esto poco que sé,  
que tenga salud.*

„Legt mir, wenn Ihr wollt, die Tracht eines Arztes an, denn ich weiß, dass ich gut das hinbekommen kann, wonach ihr beiden Verliebten strebt. Ein bisschen Latein kenne ich aus Arztrezepten, und

mit dem wenigen, was ich weiß, mache ich deine Angebetete gesund.“

Auch Beltrán hat dann mit dieser Strategie vollen Erfolg.

In Lope de Vegas *El Caballero de Olmedo* (Der Ritter von Olmedo) werden zwei Mittelsleute zwischen dem Protagonisten und seiner Dame eingesetzt: sein Diener Tello und die Kupplerin Fabia. Die Dame, Doña Inés, behauptet in ein Kloster eintreten zu wollen; ihr Vater gestattet daher der als Ordensschwester getarnten Kupplerin, seine Tochter religiös zu unterweisen. Tello soll ihr Latein beibringen. Als der Vater Tello fragt, wo er studiert habe, antwortet er unter dem Gelächter des Publikums „In La Coruña!“ Wann immer der Vater nun die Unterhaltungen zwischen Inés und Tello stört, täuschen die beiden ihre Nachhilfestunde vor.<sup>22</sup>

Tello: *Tu padre. Haz que lees, y yo haré que latín te enseñe.*  
Dominus...

Dona Inés: Dominus...

Tello: Diga.

Dona Inés: ¿Cómo más?

Tello: Dominus meus.

Doña Inés: Dominus meus.

Tello: *Ansí, poco a poco irá leyendo.*

Tello: Achtung, dein Vater! Tu so, also ob du liest, und ich werde so tun, als brächte ich dir Latein bei. Dominus ...

Inés: Dominus...

Tello: Sagen Sie's!

Inés: Was sonst?

Tello: Dominus meus.

Inés: Dominus meus.

Tello: So werden Sie nach und nach lesen lernen.

Alle diese Beispiele belegen, dass, wer als gebildet gelten wollte, vor der Wahl stand, Latein zu lernen – oder mit Geschick Lateinkenntnisse vorzutäuschen.

Anmerkungen:

- 1) A. Buitrago, *Diccionario de dichos y frases hechas*, Madrid, 10. Aufl. 2004, s. v. *saber/entender latín*; Steigerung: *saber latín y griego*.
- 2) *Diccionario Planeta de la lengua española usual*, 5. Aufl. Barcelona 1992.

- 3) Paris 1996, S. 187.
- 4) *Spanische Kultur und Sitte des 16. und 17. Jahrhunderts – Eine Einführung in die Blütezeit der spanischen Literatur und Kunst*, Kempten 1924, S. 111.
- 5) *Los Engañados* (Die Betrogenen), 9.Szene. Text nach der Ausgabe von F. González Ollé, Madrid, 1973, S. 61f.
- 6) W. Reinhard, *Missionare, Humanisten, Indianer im 16. Jahrhundert*. Eichstätter Hochschulreden 89, Regensburg 1993, S. 7; vgl. auch S. 16.
- 7) In der Novelle *La gitanilla* (Das Zigeunermädchen). Vgl. die Ausgabe der *Novelas Ejemplares* von H. Sieber, Bd. I, Madrid 2007 (1980), S. 61.
- 8) In seinem Schelmenroman *El Buscón* (Der schlaue Dieb), Kap. III; vgl. die von F. Abad Nebot eingeleit. Ausgabe Madrid 2001, S. 48.
- 9) Hrsg. von D. Alonso, Barcelona 1993, S. 75, vv. 31 - 33.
- 10) Übersetzt nach der Ausgabe von H. Sieber (vgl. 7), *Novelas ejemplares II*, Madrid 2004 (1980), S. 58. Das Ovidzitat in angeglicher Orthographie; der erste Vers ist bei Cervantes verunstaltet.
- 11) I, vv. 418 - 445. Zitiert nach der Ausgabe von F. Doménech, Madrid 2007, S. 93f.
- 12) I, 6 Zitiert nach der Ausgabe in der *Colección Austral* (keine Angabe des Herausgebers), Madrid, 1962, S. 27f.
- 13) II, 8. Übersetzt nach der Ausgabe von M. de Riquer, Barcelona 1968, S. 592f.
- 14) II,IV,10,Text nach der Ausgabe *Cicéron – Traite des lois* (Belles Lettres), hrsg. und übers. von G. de Plinval, Paris 1968 (Orthographie angeglichen).
- 15) B. Bennassar, *Cortés – Le conquérant de l'impossible*, Paris 2001, S. 21.
- 16) In *El Infamador*, IV, 20, vv. 11 - 12. Hrsg. von Anthony J. Grubbs, Newark 2008, S. 102.
- 17) In *El licenciado Vidriera*, s.o. (10), S. 50f.
- 18) Kapitel V. Übersetzt nach der Ausgabe von C. Castro, Madrid 1974 (1964), S. 91f.
- 19) S.o. (7), S. 238f.
- 20) Text nach der Ausgabe *The comedies of Machiavelli*, hrsg. von D. Sices und J. B. Atkinson, Indianapolis/Cambridge 2007 (1985), I,3., S. 176f. und II,2, S. 186.
- 21) I. Akt, vv. 216 – 223; Text nach der Ausgabe von S. Arata, Madrid 2000, S. 102.
- 22) II. Akt., Vv. 1516ff.; Text nach der Ausgabe von Francisco Rico, Madrid 2006 (1981).

CHRISTOPH WURM, Dortmund



### Christoph Helm 65

Seinen 65. Geburtstag feierte am 27. Januar 2014 Staatssekretär a.D. Prof. Dr. CHRISTOPH HELM. Nach dem Studium der Fächer Latein, Griechisch, Geschichte, Politik und Archäologie an der Universität Göttingen promovierte er 1978 bei CARL JOACHIM CLASSEN mit einer Arbeit über die Konsulatsreden CICEROS. Nach einer Tätigkeit am altsprachlichen Gymnasium Große Schule in Wolfenbüttel wechselte er 1986 in die Wissenschaftsverwaltung des Landes Niedersachsen und wurde nach verschiedenen Stationen Referatsleiter in der Staatskanzlei. Nach der Wiedervereinigung folgten Aufgaben als Abteilungsleiter und schließlich Staatssekretär für Wissenschaft und Forschung in Sachsen-Anhalt und Brandenburg. Hierbei setzte er sich insbesondere für den Ausbau der klassischen Fächer an den Universitäten und Gymnasien in den neuen Ländern ein. Für seine Verdienste wurde er zum Ehrenmitglied der Winckelmann-Gesellschaft ernannt und mit der Winckelmann-Medaille der Hansestadt Stendal ausgezeichnet. Seit 2007 ist er als Honorarprofessor für Wissenschaftsgeschichte an der Europa-Universität Viadrina in Frankfurt/Oder tätig. – Wir gratulieren herzlich.

SANDRA DONNER, Wolfenbüttel

### Bundesverdienstkreuz für Andreas Fritsch

Dem Schriftleiter unseres Mitteilungsblattes, ANDREAS FRITSCH, wurde kürzlich von JOACHIM GAUCK das Verdienstkreuz 1. Klasse des Verdienstordens der Bundesrepublik Deutschland verliehen. Der Bundespräsident würdigte damit dessen „außerordentliche Verdienste um die Lateinische Sprache und Literatur und ihre Didaktik“. Dies erklärte Dr. KNUT NEVERMANN, Berliner Staatssekretär für Wissenschaft, in seiner Laudatio anlässlich der Überreichung der hohen Auszeichnung an Professor Andreas Fritsch am 2. Dezember 2013 in den Räumen des Instituts für Klassische Philologie der Humboldt-Universität zu Berlin.

Staatssekretär Dr. Knut Nevermann hob anerkennend hervor: „Sie haben mehrere Generationen von Berliner Lehrerinnen und Lehrern geprägt, Sie haben mit Ihrer inhaltlich ungemein vielfältigen und nunmehr schier unüberschaubaren wissenschaftlichen Publikationstätigkeit dauerhaft Spuren in Ihrer Fachdisziplin hinterlassen. Und Sie haben hiermit und mit Ihrem bewundernswerten ehrenamtlichen Engagement auch weit über das Fach hinaus erkennbare Wirkungen in das deutsche Bildungssystem entfaltet.

Hierzu zählen Ihre Arbeiten zur Geschichte des Lateinunterrichts, die nach wie vor unersetzliche Grundlagenforschung darstellen und jenseits aller didaktischen Moden von bleibendem Wert sind. Darunter befinden sich insbesondere jene, mit denen Sie nicht nur einen wissenschaftlichen, sondern vor allem einen darüber hinaus gesellschaftlich bedeutsamen Beitrag zur Aufarbeitung des Nationalsozialismus leisteten.

Insgesamt haben Sie in mustergültiger Weise unter Beweis gestellt, dass eine moderne Fachdidaktik nur dann nachhaltige Leistungen erbringen kann, wenn sie auf der Basis ausführlicher historischer Reflexion agiert. Ein derartig geschärftes Bewusstsein für die wechselhafte Geschichte des Lateinunterrichts führt nicht nur zu größerer Gelassenheit gegenüber didaktischen Modeströmungen, sondern verschafft auch eine verlässliche Grundlage für die Entwicklung von nachhaltigen Zukunftskonzepten.

Dieses historisch fundierte Interesse an Bildung zeigt sich auch in Ihrem großen ehrenamtlichen Engagement für die Erforschung und zeitgemäße Rezeption des Didaktikers JOHANN AMOS COMENIUS. Dessen Motto „*Omnia sponte fluant, absit violentia rebus*“ (Alles fließe von selbst, Gewalt sei ferne den Dingen) hat Sie in Ihrem didaktischen und pädagogischen Denken nachhaltig beeinflusst. Sie genießen auch auf diesem Gebiet den Ruf eines national wie international anerkannten Spezialisten. Seit 2005 leiten Sie mit großem Erfolg die Deutsche Comenius-Gesellschaft.

[...] Ein weiterer zentraler Schwerpunkt in Ihrer Vita ist natürlich das gesprochene Latein, zu dessen

profiliersten internationalen Vertretern Sie ohne jeden Zweifel gehören. Ihr Einsatz erschöpft sich dabei nicht auf das Verfassen wissenschaftlicher Beiträge – darunter zentrale Grundlagenwerke –, sondern zeigt sich vor allem in Ihrer höchst erfolgreichen praktischen Betätigung, deren Ziel nicht zuletzt die Popularisierung der lateinischen Sprache in einer breiten Öffentlichkeit ist.

Sie sahen sich stets als Bindeglied zwischen Universität und Schule und haben nicht zuletzt in einem weiteren Ehrenamt von 1980 bis 2006 als langjähriger Schriftführer des Landesverbandes Berlin und Brandenburg im Deutschen Altphilologenverband ganz entscheidend dazu beigetragen, dass sich in Berlin auf dem Gebiet der alten Sprachen eine wohl bundesweit einmalige Kooperation zwischen Universität, Schule und Fachverband etablieren konnte.

Sehr geehrter Professor Andreas Fritsch, Sie verkörpern berlinerische Unaufgeregtheit, gepaart mit vorausschauender Umsicht, hohe Fachkompetenz mit echtem pädagogischem Ethos. Sie sind ein Vorbild für vielfältiges gesell-

schaftliches Engagement im Ehrenamt und zeigen immer wieder die sympathische Menschlichkeit eines zutiefst liberalen Geistes. Ihnen als herausragendem Altphilologen mit großer nationaler und internationaler Reputation und verdienstvollem bürgerschaftlichem Engagement hat der Bundespräsident der Bundesrepublik Deutschland das Verdienstkreuz 1. Klasse des Verdienstordens der Bundesrepublik Deutschland verliehen. Ich freue mich, Ihnen diese hohe Auszeichnung überreichen zu dürfen.“

(Alle Ansprachen sind nachzulesen im Heft 1/2014 der Zeitschrift Latein und Griechisch in Berlin und Brandenburg und können mit folgendem Link aufgerufen werden: [http://davbb.de/images/LGGB\\_012014\\_web.pdf](http://davbb.de/images/LGGB_012014_web.pdf)).

Wir gratulieren Andreas Fritsch zu dieser großartigen Auszeichnung und freuen uns über die öffentliche Anerkennung und Würdigung seiner „außerordentlichen Verdienste um die Lateinische Sprache und Literatur und ihre Didaktik“.

JOSEF RABL

## Zeitschriftenschau

**Heft 6/2013 des *Altsprachlichen Unterrichts*** ist dem Thema „Texterschließung“ gewidmet. Im Basisartikel „Vom Dekodieren zum Rekodieren. Texterschließung – Interpretation – Übersetzung – Versuch einer Begriffsklärung“ unterscheidet EDITH SCHIROK zunächst zwischen der Erschließung auf Text-, Satz- und Wortebene und möchte dies unter dem älteren Terminus „Dekodierung“ zusammenfassen, um so die Verwendung des Terminus „Texterschließung“ als Ober- und Unterbegriff zu vermeiden. In diesem Sinne beziehen sich die Beiträge des Heftes auf die Text-Erschließung, mit der Analyse von Textkohärenz auf transphrastischer Ebene. Es folgt ein systematisierender Überblick über mögliche Beobachtungskriterien im syntaktischen, semantischen und thematischen Bereich. Schirok rät, Schüler möglichst früh mit den Kategorien der Textbeobachtung vertraut zu machen und die Ergebnisse immer in einem Schaubild o. Ä. als

Grundlage für die weitere Textarbeit festzuhalten, was in den folgenden Beiträgen dann auch meist geschieht. – Im Praxis-Teil stellt STEPHANIE HILDEBRANDT unter dem Titel „Mobbing unter Sklaven“ am Beispiel eines Lehrbuchtextes (Felix Neu, L.11) das Prinzip der „Leseverzögerung“ vor: Am Höhepunkt des Spannungsbogens wird die Lektüre unterbrochen und der bisherige Inhalt im Schaubild zusammengefasst. Die Schüler spekulieren über den Fortgang der Handlung, um dann den Schluss des Textes durch Verbalinformationen zu erschließen. – Auf die Lektionen 7 und 17 des Lehrwerks *Prima* bezieht sich ANNE UHLS Beitrag „*Ecce togas viriles!* Textorientierte Erschließung in der Lehrbuchphase“. Über Sachfelder (Kleidung bzw. die Topographie Roms), die Personenkonstellation und Skizzen zum Handlungsfortgang gewinnen die Schüler einen Zugang zum Lektionstext von L 7, ergänzt um eine szenische Umsetzung. Über deren Funk-

tionalität zu einem so frühen Zeitpunkt kann man streiten (dazu auch Uhl S.22); bedenklicher scheint, dass in L 17 der AcI als neuer Stoff erst nach Erschließung der Texthandlung auf einem Arbeitsblatt (knapp und deduktiv) eingeführt wird. – Grundlegend und instruktiv ist dann der Beitrag von MARINA KEIP („Systematischer Aufbau von Textkompetenz“): Einleitende Überlegungen zu Texterschließungsverfahren und Anwendungsmöglichkeiten auf Lehrbuchtexte werden durch einen „typischen Stundenverlauf mit Texterschließung“ ergänzt (Kasten S.29). Es folgen drei konkrete Beispiele mit Erläuterungen zu möglichen Erarbeitungsschritten und dem Kompetenzgewinn (die Ansätze hier nur in Stichwörtern): *Cursus*, L1: Bild, Wortfeld, Stilistik; Felix Neu, L8: Erstes Hörverständnis (ev. Hörspiel), Paraphrase, Sachfeld, Dialogstruktur; *Prima nova*, L14: Hörspiel, Zuordnung von Textabschnitten zu Bildern). Besonders wichtig sind Keip „ein sehr früher Beginn und das beständige Einüben verschiedener Erschließungsformen“ (S.33). – ANDREAS HENSEL stellt „Die First Lady der Lateinstunden – Aufbau und Dramaturgie einer Erschließungsstunde von Cicero, *De re publica* 1,42“ vor (Leistungskurs 12). Die zentrale Passage des Werkes über die Verfassungsformen Monarchie, Aristokratie und Demokratie weist, wie Hensel zeigt, eine hohe sprachliche Dichte und Kohärenz auf. Nach Formulierung einer Erwartungshaltung (nach 1,41 etwa: „Was macht eine Staatsform beständig?“) und „expressives Vortragen“ durch den Lehrer sollte den Schülern aufgrund zahlreicher Rekurrenzen und Konnektoren die Dreigliedrigkeit des Abschnitts in der Tat schnell auffallen. Insofern überzeugt die Grundidee des Konzepts. Die strukturellen Beobachtungen sind dann Grundlage für ein dreispaltiges „Erschließungsbild“. – THOMAS DOEPNER macht in seinem Beitrag „Erschließung und Interpretation poetischer Texte“ Vorschläge zur Lektüre von CATULL, MARTIAL und HORAZ. So bietet sich z. B. bei Catull c. 5 ein textimmanenter Einstieg an, bei c. 2 die Annäherung aus „externer Perspektive“ (S. 43) durch ein Bild; bei c. 86 kann der erste Satz *Quintia formosa est* Ausgangspunkt für Erschließungsfragen sein. Martials Epigramm 5,58 weist viele Zeitangaben

auf, so dass es sich gut über ein Sachfeld erschließen lässt. Einen Zugang zu Horaz, c. 1,11 soll das berühmte *carpe diem* am Schluss der Ode bilden: Eine Betrachtung der Gebote und Verbote im Text macht deutlich, dass *carpe* nicht mit *nutze*, sondern mit *genieße* zu übersetzen ist. – Bei kürzeren Texten will FLORIAN BARTL die Schüler ein „Spontanes Textverständnis durch die Placemat-Activity-Methode“ gewinnen lassen. So werden bei Catull c. 72 in Gruppenarbeit zuerst jeweils einzeln Eindrücke zum Inhalt notiert und dann (nach dem Drehen des Placemats) der Reihe nach von den anderen Gruppenmitgliedern kommentiert und ergänzt – ein für Schüler sicherlich attraktiver Weg der Texterschließung. – Ganzheitlich möchte TAMARA CHOITZ TACITUS, *Ann.* 1,2 erschließen lassen (ein Überblick über die politische Entwicklung Roms von Philippi bis zur Herrschaft des AUGUSTUS). Inmitten dieser sprachlich dichten, fast nur aus Nebensätzen bestehenden Passage „versteckt“ bilde der kurze Hauptsatz mit zwei historischen Infinitiven das „subversive Vorgehen des Augustus“ (S. 51) ab. – Auch KARL-HEINZ NIEMANN schließlich will zur „Selbstständigkeit bei der Texterschließung“ führen und gibt einen systematischen Überblick über textsortentypische Merkmale, die für einen ersten Zugang geeignet sein können (für narrative, rhetorische und dialogische Texte; darüber hinaus: Stilmerkmale eines Autors). Für Schüler hilfreich kann die kurze Übersicht „Einstiege in die Texterschließung“ sein. – Im Magazin mahnt HEINZ ERNST HERKENDELL aus Sicht eines Seminarleiters breiteren Raum für Methoden der Texterschließung im Referendariat an. (Warum eigentlich nicht schon im Studium?) Dies kann durch einen erweiterten, ganzheitlichen Text- und Verstehensbegriff geschehen. Illustriert wird dieses Defizit am Beispiel einer oft vorschnellen Festlegung der Schüler auf eine Angabe des Wörterbuchs oder Übersetzungshilfen. – Ohne Zweifel können die Beiträge dieses Bandes dazu sensibilisieren, Texte der Lehrbuch- wie der Lektürepräsenz auf Möglichkeiten effizienter, der Übersetzung vorgeschalteter Erschließungsphasen hin zu betrachten. Die schriftlich fixierte Übersetzung (Rekodierung) zu einem relativ späten Zeitpunkt, wie alle Beiträge sie planen,

verlangt von Schülern allerdings viel Überblick, einige Übung und Vertrauen in die Methode.

ROLAND GRANOBS

Im Heft 4,2013 der Zeitschrift **Gymnasium** (Jahrgang 120) erörtert W. LINGENBERG das Grundverständnis der Vokabel *quisque*: „Zur Standardübersetzung von *quisque*“ (S. 315-324). Im Abstract der Herausgeber heißt es: Die Übersetzung „jeweils einer“ führt in vielen Fällen zu einem besseren Verständnis der Bedeutung des Pronomens *quisque* als das herkömmliche „jeder“. Im Rahmen der Erörterung des genauen Charakters sowie der spezielleren Verwendungsweisen dieses Wortes werden Beispiele aus der Literatur besprochen: CICERO *Tusc.* 4,7. PHAEDRUS 3,7,23. CAESAR *Gall.* 3,4,2. OVID *met.* 7,563. PLINIUS *epist.* 2,14,8. CICERO *rep.* 1,47. *Caecin.* 7. *nat. deor.* 3,7. *Phil.* 8,33. *rep.* 3,14. – Es folgen dann mehrere Beiträge zum antiken Roman. ST. TILG, „Das ‚missing link‘ in der Geschichte des lateinischen Romans: Die Milesiaka“ (325-342). In diesem Beitrag wird versucht, das verlorene Erzählwerk der Milesischen Geschichten (Milesiaka, ca. 100 v. Chr.) als ein wichtiges Modell des römischen Romans und als „missing link“ in seiner literaturgeschichtlichen Verortung zu deuten. Im Zentrum steht die Frage, ob sich unsere Nachrichten über das Wesen der Milesiaka mit der Annahme einer Romanform vereinbaren lassen und wie diese Form die römischen Romane geprägt haben könnte. Als Nachgedanken folgen noch Überlegungen zur Frage eines Gattungsbegriffs von „Milesischen Geschichten“ und zu den Konsequenzen des hier entwickelten Modells für unser Bild von der Entwicklung des antiken Romans überhaupt. – Es folgt: JUDITH HINDERMANN, „Eros und Wissensvermittlung im Garten. Zum Exkurs im griechischen Roman“ (343-360). Die Gattung der sogenannten ‚Buntschriftstellerei‘, der AELIANS Werke *De natura animalium* und *Varia historia* zugeordnet werden, wurde bislang kaum zur Deutung des antiken Romans herangezogen. Anhand einer Analyse der Gartenexkurse bei ACHILLES TATIUS und LONGUS wird im folgenden Beitrag die Frage nach dem Verhältnis von Haupthandlung und Exkurs neu angegangen und gezeigt, dass sowohl im Roman als auch in

der ‚Buntschriftstellerei‘ eine Symbiose zwischen Eros und Wissensvermittlung besteht, die auf PLATONS Dialoge *Symposium* und *Phaedrus* rekurriert. Die fließende Grenze zwischen ‚Buntschriftstellerei‘ und Roman manifestiert sich nicht nur im Gebrauch der Tier- und Pflanzenmetaphorik, sondern auch in der Geschichte der ASPASIA, die als Roman-Fragment in AELIANS *Varia historia* integriert ist. – P. HABERMEHL, Neuerscheinungen zum lateinischen Roman (361-367). – P. I. SCHNEIDER, „Anmerkungen zu einer neueren Studie über Hypokausten und Tubuli“ (369-372). – In Heft 5,2013 findet man folgende Beiträge: ST. FREUND, „Verres als Frauenschänder. Tyrannentopik und Voyeurismus in Ciceros Rhetorik“ (413-437). CICERO charakterisiert VERRES als *expugnator pudicitiae*. Als Belege für diesen Vorwurf lassen sich der versuchte Übergriff auf die Tochter des PHILODAMUS in Lampsakos, der freilich scheitert, und die Liebesaffären mit CHELIDO, CALLIDAMA, PIPA, TERTIA und NICE, auf die sich die Frauen zum eigenen Vorteil einlassen, benennen. Eine nähere Untersuchung dieser Passagen zeigt: Cicero überformt die Darstellung unter Anwendung historiographischer Tyrannentopoi und nutzt diese zur negativen Charakterisierung des Angeklagten sowie für die eigentlichen Anklagepunkte, insbesondere den Amtsmissbrauch. Zudem gestaltet er die Frauenepisoden als rhetorische *lumina*, die er in wichtige Anklagekomplexe einfügt, und hält so durch erotische Pointen und narrative Glanzstücke, die mit Skandallust und Voyeurismus des Lesers spielen, dessen Aufmerksamkeit wach. – MARIA LUISA DE SETA, „Überlegungen zur Verwendung von Gräzismen in Ovids Amores“ (439-460). Dieser Beitrag untersucht die Verwendung lexikalischer, morphologischer und syntaktischer Gräzismen in OVIDS *Amores*. Dabei wird auch geprüft, wo der Dichter der literarischen Tradition folgt oder von ihr abweicht. Seine Gräzismen wollen bewusst den Stil, insbesondere in den ‚metaliterarischen‘ Gedichten, heben. Ob sich das jeweilige Gedicht mit einem griechischen Vorbild auseinandersetzt, scheint dabei nicht entscheidend zu sein. – K. M. GIRARDET, „Die Barbaren haben durch mich Gott erkannt.“ Zum universalistischen Christianisierungsprogramm

Kaiser Konstantins d. Gr.“ (461-488). – V. HINZ, „*De C. Zangemeisteri vocibus singularibus*. Ein Heidelberger Iocosum aus der Feder von Gustav Uhlig“ (489-499). Aus dem Nachlass KARL ZANGEMEISTERS (1837-1902) der Universitätsbibliothek Heidelberg wird Heid. Hs. 2479, ein *De C. Zangemeisteri vocibus singularibus* betiteltes Manuskript GUSTAV UHLIGS (1838-1914), ediert und mit erklärenden Bemerkungen versehen. Die zu Zangemeisters Doktorjubiläum 1887 von Uhlig in gepflegtem Latein verfasste Persiflage nimmt nicht nur typische Ausdrucksweisen des aus Thüringen stammenden renommierten (Alttertums)Wissenschaftlers und Bibliotheksdirektors aufs Korn, sondern parodiert auch scharfsinnig den Stil philologischer Untersuchungen und spart nicht mit ironischen Anspielungen auf zeitgenössische Gelehrte. So wirft sie Licht auf die sonst in den Quellen schwieriger zu fassende humorvolle Seite des Verfassers wie des Jubilars und trägt dazu bei, die Heidelberger Gelehrtenkultur des 19. Jh. weiter zu erhellen. – Beiträge in **Heft 6, 2013**: F. SCHAFFENRATH, „Zur Form von Isokrates' Panathenaikos. Eine unitarische These“ (519-534). *The Panathenaikos, Isokrates' last work, shows distinctive formal features in its combination of a speech and a dialogue. As a first step, this paper will present the argument that the Panathenaikos is one integral work, not merely a speech that has been amplified by an appendix in the form of a dialogue. In a second step, it will present the case that this experiment of combining a speech with a dialogue fits in with Isokrates' general aspiration for literary innovation, in this case especially as a reaction to Plato's Phaidros.* – H. BERNSDORFF, „Die Kunst, sein Publikum einzuschläfern. Erzähltechnik und Mythenallegorese in Merkurs Geschichte von Pan und Syrinx (Ov. *Met.* 1,689-712)“ (535-548). Die Erzählung des Merkur über Pan und Syrinx in OVIDS erstem Metamorphosenbuch wechselt nach der ersten Hälfte von der direkten in die indirekte Rede. Als Grund dafür erweist sich später, dass der Zuhörer Argos eingeschlafen ist und Merkur den zweiten, in indirekter Rede wiedergegebenen Teil nicht erzählt. Diese Technik dient nicht nur, wie bereits früher beobachtet, der Spannungssteigerung und der poetologischen Reflexion, sondern spielt auch auf

eine allegorische Deutung der Hermesgestalt an, nach welcher der Gott als himmlischer Bote den *lógos prophorikós* („äußere Sprache“), als Unterweltsgeleiter den *lógos endiáthetos* („innere Sprache“) repräsentiert. Die Einbeziehung der allegorisierenden Interpretation fand Ovid als traditionelles Element der HOMERadaptation vor, innerhalb der Metamorphosen trägt es freilich auch zum philosophisch-didaktischen Charakter des Werkes bei. – K. M. GIRARDET, „Die Christianisierung der 4. Ekloge Vergils durch Kaiser Konstantin d. Gr.“ (549-584). Ein spätantiker, unter dem Namen KONSTANTINS D. GR. überlieferter Redetext enthält einige Kapitel, in denen der Autor den größten Teil der 4. Ekloge VERGILS, ins Griechische übersetzt, nahezu vollständig Vers für Vers vorgelegt und auf eine neue Art und Weise interpretiert hat. Diese Kapitel besitzen eine „einzigartige Stellung und Bedeutung“ (A. WLOSOK) in der Geschichte der Vergilrezeption und der christlichen Rezeption paganer Literatur; denn es handelt sich, auf dem Hintergrund der Ablehnung paganer Literatur und Poesie seitens der Christen in den Jahrhunderten vor der Zeit Konstantins, um „die erste christliche Exegese eines literarischen, genauer poetischen Textes der paganen Literatur lateinischer Sprache“. – R. STEFEC, „Bemerkungen zum Verlust der klassischen griechischen Literatur im 15. Jahrhundert“ (585-594). Neue Fortschritte auf dem Gebiet der Kodikologie und Textgeschichte ermöglichen es, die letzte Etappe der Überlieferung der klassischen griechischen Literatur besser zu verfolgen. Anhand einiger Beispiele wird gezeigt, dass es noch im 15. Jahrhundert möglicherweise zu Einbußen in ihrem Bestand kam.

In der Zeitschrift **Antike Welt, Heft 5, 2013** stößt man auf S. 5 auf eine Notiz von M.-A. VON HASE SALTO betitelt „Zur Farbigekeit des Kolosseums“, aus der hervorgeht, dass das Innere dieses Gebäudes ursprünglich farbig gestaltet war. „Im Inneren des Gebäudes befand sich ein in Rot gehaltener Sockelanstrich von etwa 1,80 m Höhe. Darüber folgte eine weiße Zone, die mit vegetabilem Dekor, Palmetten und Pfeilen dekoriert war und auch Spuren von anderen Farben aufwies: grün, grau, rosa, ocker und schwarz. Eine echte Sensation ist aber die Entdeckung blauer Farbreste

über diesem Bereich. Denn der Gebrauch blauer Farbe (Azurit) war in jener Zeit nicht allgemein üblich und eher kostbaren Fresken mit figürlichen Darstellungen vorbehalten.“ – Ein Herbstritual der Athenerinnen stellt FRANZISKA WEISE vor: „Die Thesmophoria – Kleine Ferkel für eine große Ernte“ (S. 8). – SABINE NEUMANN erläutert eine Ausstellung eines römischen Mosaiks aus Lod, Israel, in der Rotunde des Alten Museums in Berlin: „Es wird wild – Exotische Tiere ziehen in die Rotunde ein“ (39-41). – Weitere Beiträge: ASTRID LARCHER, „Tod und ‚Gräberluxus‘ am Rande der großgriechischen Welt – Daunische Gräber einer Nekropole in Ascoli Satriano“ (42-51). – CHRISTINA WOLF, „Eine römische Bronzwerkstatt im Zeusheiligtum von Gerasa – Neufunde belegen die Existenz der Werkstatt und werfen weitere Fragen auf“ (52-58). – A. STINSKY, „Ein ländliches Domizil mit herrschaftlichem Charakter – Die gallo-römische Großvilla von Reinheim“ (68-75): Im Saarland wurden am Unterlauf der Blies nahe dem Grenzort Reinheim die Überreste einer Villa aus römischer Zeit ausgegraben, die mit 7 ha zu den größten ihrer Art im Saar-Mosel-Raum zählt. – D. WILDUNG stellt das neue Staatliche Museum Ägyptischer Kunst in München vor: „Portal in das Alte Ägypten. Das Museum Ägyptischer Kunst in München macht seinem Namen alle Ehre“ (86-89). – Das **Heft 6, 2013** ist dem Thema „ISIS – Zwischen Ägypten und Rom“ gewidmet und bietet dazu fünf größere Artikel: SVENJA NAGEL, „Man jubelt dir zu in jedem Land‘ – Die Entwicklung und Ausbreitung des Isiskultes“ (10-15). Der Kult der ägyptischen Göttin Isis hat sich zwischen dem 4. Jh. v. und dem 4. Jh. n. Chr. weit über die Grenzen ihres Heimatlandes hinaus bis in alle Teile des Römischen Reiches ausgebreitet. – KATHRIN KLEIBL, „Möge dir Osiris frisches Wasser geben‘ – Nilwasser und seine Bedeutung für den Isiskult“ (16-21). Wasser war das wichtigste der vier Grundelemente im gräco-ägyptischen Isiskult. Zahlreiche Textquellen und archäologische Funde beleuchten den Einsatz von Wasser in den Riten und bei festlichen Anlässen. – B. STEINMANN, „Ägyptisch und doch römisch – Der Isistempel von Pompeji“ (22-26). Dank seines guten Erhaltungszustands erlaubt der Isistempel von Pompeji nicht nur Einblicke

in den Isiskult der römischen Zeit, sondern vermittelt auch einen besonderen Eindruck von der architektonischen Ausstattung und Gestaltung eines solchen Heiligtums. – ULRIKE EGELHAAF-GAISER, „Bunte Götter und weiße Kultanhänger – Religiöse Farbigekeit im Isisbuch des Apuleius“ (27-32). Kleidung ist nicht nur im Isiskult, sondern allgemein in religiösen Kontexten ein wichtiges Zeichen von Identität – und Farbigekeit spielt dabei eine maßgebliche Rolle. – SUSANNE ERBELDING, „Imperium der Götter: Isis – Mithras – Christus. Kulte und Religionen im Römischen Reich“ (33-40). Waren die Götter die eigentlichen Herrscher des Imperium Romanum? Welchen Stellenwert besaßen Kult und Religion in der Öffentlichkeit sowie im Alltags- und Privatleben der Römer? – Weitere Beiträge: M. LANGNER, „Geschenke zum Fest – Terrakottastatuetten im römischen Wohnhaus“ (55-64). Römische Terrakotten wurden unterschiedlich interpretiert: als Kinderspielzeug, als Wohnraumschmuck oder als Andachtsbilder. Vieles spricht jedoch für eine andere Deutung. – G. BINDER, „Im Land der hundert Hügel – Eine kulturhistorische Fahrt um die Colli Euganei“ (Teil 2) (69-76). Dies ist der zweite Teil von Gerhard Binders Reise. Sie führt in das Städtchen Arquà Petrarca, dann weiter nach Este und Vicenza. – K. EHLING, „Von Rom nach Mailand und Trier – Konstantin 313 n. Chr.“ (77-83). Zu Recht spricht man von der „konstantinischen Wende“ des Jahres 312/13 n. Chr., mit der die christlichen Grundlagen des spätantiken und byzantinischen Staates geschaffen wurden. – „Neues aus Pompeji“ steht groß auf der Titelseite des **Heftes 1, 2014** der Zeitschrift **Antike Welt**. Im Zuge der Berichterstattung über einstürzende Mauern sind neue wissenschaftliche Erkenntnisse über Pompeji in letzter Zeit in den Hintergrund getreten. Nicht zuletzt haben große Ausstellungen in Halle, Madrid, London und München den Blick wieder auf die Erforschung der Vesuvstädte gelenkt. Im Titelthema der Antiken Welt geht es um spannende Themen, etwa wie Geschäftsleute und Handwerker nach Einbruch der Dunkelheit ihren Arbeitstag verlängern und ihren Umsatz vergrößern konnten oder welche Schlüsse auf die Gesellschaft der Vesuvstädte die dort verwendeten teils exotischen Stoffe zulassen: D. G. GRIFFITHS,

„Licht ins Dunkel bringen‘. Künstliche Beleuchtung in Pompeji“ (10-14). – ANNETTE PAETZ gen. SCHIECK, SYLVIA MITSCHKE, LUIGA MELILLO, „Purpur, Gold und Seide. Textile Vielfalt aus der Asche des Vesuvs“ (15-21). – CHRISTIANE BRASSE, „Mauern im Wandel. Neue Forschungen zum Befestigungssystem von Pompeji“ (22-28). – S. ORTISI, „Prätorianer, Flottensoldaten und Veteranen. Das römische Militär in der Vesuvregion“ (29-38). – E. M. MOORMANN, „Vulkane, Puppenschränke und elegante Sphingen. Drei Generationen Goethe in Herkulaneum und Pompeji“ (39-44). – Weitere Beiträge in diesem Heft: W.-D. HEILMEYER, „Neuere Forschungen an der ‚Berliner Göttin““ (45-47). – J. K. ZANGENBERG, „Der letzte Weg des Großen Königs. Herodes im Rampenlicht“ (59-65). – F. S. KNAUSS, „Das ‚Pompejanische Haus‘ in Aschaffenburg. Zweigmuseum der Staatlichen Antikensammlung und Glyptothek München“ (84-87).

Die Zeitschrift **Welt und Umwelt der Bibel**, **Heft 4, 2013**, hat HERODES zum Titelthema gewählt. Das Neue Testament erzählt, wie Herodes die Weisen aus dem Osten zu hintergehen versuchte und kaltblütig die Kinder Betlehems ermorden ließ. Das hat sein Bild festgemeißelt: Er ist bekannt als der missgünstige Machtpolitiker, der an seinem Stuhl klebt und den Messias töten will. Die neuere geschichtswissenschaftliche Forschung hat ein ganz anderes Bild des Herodes aus den schriftlichen Quellen und den archäologischen Zeugnissen entworfen. Wer sich 40 Jahre an der Macht halten kann, zudem Städte, Paläste und Tempel baut, diplomatische Drahtseilakte besteht, aus der Provinz bis nach Rom hin Einfluss geltend machen kann, wer all die Brüche in seiner Herkunft, seinem Territorium und in seiner untergebenen Bevölkerung kontrollieren kann – der muss schon ein Mensch mit außergewöhnlichen Energien und Managerqualitäten gewesen sein. Folgende Beiträge befassen sich mit Herodes dem Großen: LINDA-MARIE GÜNTHER, „Bösewicht oder Genie? Annäherungen an Herodes“ (6-11). – E. BALTRUSCH, „Der richtige Mann zur richtigen Zeit am richtigen Ort. Herodes aus der Perspektive der römischen Kaiser“ (12-17). – J. K. ZANGENBERG, „Der Alltag der Macht. Herodes als Innenpolitiker“ (18-26). – R. KRUMEICH/A. LICHTENBERGER, „Auf der Suche nach den Statuen des Königs. Ehrenstatuen für Herodes in der griechischen Welt“ (27). – TH. SCHUMACHER, „Unglück über Unglück‘. Die dunklen Seiten des Herodes“ (28-32). – TH. SCHUMACHER, „Herrscher zur Zeit Jesu. Das Reich unter den Nachfolgern des Herodes“ (33-41). – MONIKA BERNETT, „Die heikle Symbolik des Kaiserkults. Der Kaiserkult unter Herodes und seinen Nachfolgern“ (42f.). – R. WENNING, „Keine einfache Beziehung. Herodes und die Nabatäer“ (44f.). – A. LICHTENBERGER, „Bauen als politisches Handeln. Herodes der Bauherr“ (46f.). – A. LICHTENBERGER, „Pracht, Wohlstand und Wehrhaftigkeit. Die Paläste“ (48-51). – G. VÖRÖS, „Wo Johannes der Täufer enthauptet wurde. Die Palastfestung Machärus“ (52-55). – A. LICHTENBERGER, „Cäsarea. Palästinas Tor zur Welt“ (56f.). – KATHARINA GALOR, „Zum Ruhme Gottes und des Königs. Der Tempel von Jerusalem“ (58-61).

In den Schulschriften vieler Gymnasien in Deutschland mag es zahllose mitunter bemerkenswerte Beiträge geben; drei jüngere Artikel seien hier genannt. In den **Mitteilungen der Kieler Gelehrtenschule**, **Heft 38, 2011** schreibt P. PETERSEN unter der Rubrik „Wer erinnert sich noch ...?“ über „Herkunft, Geschichte und Bedeutung der ‚Schule von Athen‘ in der Aula der Kieler Gelehrtenschule“ (80-92); dabei handelt es sich um eine Ausschnittskopie des Malers ANTON RAPHAEL MENGES (geb. 1728), die als Original im Herrenhaus Emkendorf ausgestellt ist und seit 1984 als technisch aufwändig hergestellte Photokopie in der Aula der Kieler Gelehrtenschule zu sehen ist. – In **Heft 40, 2013** ist aus Anlass des Todes von PETER WAPNEWSKI am 21.12.2012 ein weiterer Artikel von P. PETERSEN erschienen „Peter Wapnewski – Das Leben eines ehemaligen Gelehrtenschülers und seine Erinnerungen an seine ‚Schulzeit im Dritten Reich““ (79-84). – J. SCHILLING erinnert an gleicher Stelle S. 86f. an eine der bedeutendsten Absolventinnen, die die Kieler Gelehrtenschule im 20. Jahrhundert hervorgebracht hat, an LEIVA PETERSEN (1912-1992), die nach dem Studium der Klassischen Philologie 1939 in den Verlag Hermann Böhlaus Nachfolger in Weimar eintrat, dessen Geschicke sie über die Brüche der deutschen Geschichte hinweg bei-

nahe ein halbes Jahrhundert lang bestimmte. Der Verlag wurde unter ihrer Leitung zu einem der bedeutendsten geisteswissenschaftlichen Verlage Deutschlands.

Wer so richtig schwelgen will in der Fülle von Neuerscheinungen zur klassischen Philologie und zum Unterricht in den Alten Sprachen, der muss zur Nr. 34, 2013 der Zeitschrift **Ianus. Informationen zum Altsprachlichen Unterricht** greifen. Neben Dutzenden von Buchbesprechungen zur Didaktik, zu Geschichte und Kulturgeschichte, Biographie und Literaturwissenschaft, Archäologie und Kunst findet der Leser auch wieder einige wissenschaftliche bzw. essayistische Beiträge, so etwa KL. BARTELS, „Zweimal drei Grazien, die Schule und das Leben. Ein Plädoyer für die humanistische Bildung“ (7-13). – H. GRASSL, „War der Dichter Vergil im Raum von Solva?“ (13f.). – G. LACHAWITZ, „Ovids ‚Pyramus und Thisbe‘: Novelle, Tragödie, Parodie“ (15-24). – F. MAIER, „Prometheus’ Feuer – Die Zukunft noch in unserer Hand? Natur- und Geisteswissenschaften als Partner im Gymnasium“ (25-30). – W. J. PIETSCH, „Peter Rosegger und die Antike? Griechisches und Lateinisches im Kontext des ‚Volksdichters‘. Hinweise im Jahr seines 170. Geburtstages“ (31-38). – U. REINHARDT, „Der antike Mythos in der europäischen Kunst von der Renaissance bis zur Gegenwart (1. Teil)“ (39-49). – M. FRISCH, „Liebeskunst – Kann man Liebe lehren und lernen?“ (50-68, davon S. 57ff.: Kommentierte Textauswahl mit Übersetzungshilfen).

In der Zeitschrift **Circulare (Nr. 3, 2013)** wird auf die Einrichtung eines Helpdesk verwiesen, um Lehrkräfte bei der Korrektur von Klausurarbeiten zu unterstützen: REGINA FLESS-KLINGER u. a., „Latein-Helpdesk. Ausgewählte Beobachtungen und Beispiele“ (1-5); vgl. <https://www.bifie.at/node/2264>

Die **Litterae Saxonicae** bringen in **Heft 1, 2013** folgende Beiträge: G. KIEFER, „Der Hydraulos – eine antike Wasserorgel“ (7-11). – „Musik heute. Fragen an Sebastian Krumbiegel“ anlässlich seiner Auszeichnung mit dem Humanismuspreis des Deutschen Altphilologenverbandes beim Erfurter Bundeskongress (11-15). – P. TRACK, U. FRÖHLICH, „Vergleichendes Interpretieren in der Lektürepraxis. Catull trauert um seinen in

der Troas verstorbenen und begrabenen Bruder“ (15-34).

Um die schulpolitische Lage der alten Sprachen in Baden-Württemberg geht es auf den ersten Seiten des **Heftes 2, 2013** von **Latein und Griechisch in Baden-Württemberg**. Die „Stellungnahme des Kultusministeriums Baden-Württemberg vom 23.10.2013 zum Antrag der Abgeordneten GEORG WACKER u.a., CDU, vom 2.10.2013 ‚Kommt der altsprachliche Unterricht bei der Bildungsplanreform unter die Räder?‘ Drucksache 15/4100“ (6-9) wird von H. MEISSNER kommentiert und kritisiert: „Gegen den Zwang der Schulpolitik zur Oberflächlichkeit im Latein- und Griechischunterricht“ (9-14). – TH. BAIER, „FATA VIAM INVENIENT. Entscheidungsfreiheit und Verantwortlichkeit in der Aeneis“ (15-21). – J. BLÄNSDORF, „Ciceros Anthropologie und Sozialtheorie (*De finibus* V 24ff. und *De officiis* I 53ff., 107ff.)“ (32-48). – B. ZIMMERMANN, „Odysseus – Facetten eines epischen Helden“ (49-54). – H. MEISSNER, „Michael von Albrecht zum 80. Geburtstag“ (54-56).

In **Scrinium. Alte Sprachen in Rheinland-Pfalz und im Saarland (Heft 3, 2013)** berichtet CHRISTIANE SIEWERT (die neue Vorsitzende des Landesverbandes Saar) über die erfolgreiche Beteiligung von zwei Klassen des Theodor-Heuss-Gymnasiums Sulzbach beim Gruppenwettbewerb des Bundeswettbewerbs Fremdsprachen; ihre Wettbewerbsbeiträge sind abgedruckt (6-14). – W. BURNIKEL referierte beim Tag der Alten Sprachen über den ersten besoldeten Professor für lateinische Rhetorik in Rom und fragt: „Wer war Quintilian?“ (17-25).

Im **Mitteilungsblatt des DAV, Landesverband Nordrhein-Westfalen, Heft 3, 2013**, findet man zur Lektüre: CHR. WURM, „Rollenspiele eines mittelalterlichen Poeten – Hugo Primas von Orléans“ (8-17). – H.-H. RÖMER berichtet ausführlich über den „Bundeswettbewerb Latein in NRW 2013“ und die anstehenden Veränderungen für 2014 (18-27).

In **Heft 3, 2013** von **Die alten Sprachen im Unterricht** untersucht J. STETTNER die Attraktivität der Heroidenbriefe unter dem Titel „Ovid neu entdecken – Liebespost aus Ithaka“ (7-35). – In den Essays von MICHEL DE MONTAIGNE liest A.



BLÜMEL nach: „Meine Muttersprache Latein. Wie Montaigne Latein lernte und pflegte“ (36-40).

In **Latein und Griechisch in Berlin und Brandenburg, Heft 3, 2013**, gibt J. RABL einen Rückblick auf den soeben abgeschlossenen 13. Wettbewerb Lebendige Antike: „Antike am Wegesrand. Spuren der griechischen und lateinischen Sprache in unserer Umgebung“ (35-50). – In **Heft 4, 2013** berichtet der Fremdsprachendidaktiker L. SCHIFFLER „Wie Latein in Form des triple coding das Langzeitverhalten im Oberstufenunterricht Englisch fördern kann“ (63-71). – HEIKE GÜNZL, KATRIN JENTSCH, GERLINDE LUTTER, ANNE SCHALDACH reisten „Auf den Spuren der Römer in Barcino in Spanien“ (72ff.). – K. BARTELS steuert noch „Geflügelte Worte“ bei (74). – Mit **Heft 1, 2014** gratuliert der Landesverband Berlin &

Brandenburg seinem langjährigen Vorstandsmitglied ANDREAS FRITSCH zur hohen Auszeichnung durch den Bundespräsidenten JOACHIM GAUCK. Das Heft dokumentiert die Feier anlässlich der Verleihung des Bundesverdienstkreuzes an Prof. Andreas Fritsch am 2. Dezember 2013 in den Räumen des Instituts für Klassische Philologie der Humboldt-Universität zu Berlin. Nachzulesen sind die Begrüßung durch Prof. Dr. ULRICH SCHMITZER (3f.), die Laudatio des Staatssekretärs für Wissenschaft, Dr. KNUT NEVERMANN (5-8), die Reden von Prof. Dr. STEFAN KIPF (9-11) und Dr. JÜRGEN SEIFFERT (13) sowie die Dankesworte von Prof. Andreas Fritsch (15-18). Alle Reden sind auch online zugänglich: [www.davbb.de/images/LGBB\\_012014\\_web.pdf](http://www.davbb.de/images/LGBB_012014_web.pdf).

JOSEF RABL

## Besprechungen

*Boris Dunsch / Arbogast Schmitt / Thomas A. Schmitz (Hg.): Epos, Lyrik, Drama – Genese und Ausformungen der literarischen Gattungen. Festschrift für Ernst-Richard Schwinge zum 75. Geburtstag, Heidelberg (Winter) 2013. 421 S., € 74,- (ISBN 978-3-8253-6166-2).*

*Palíntonos Harmonía* – die „gegenstrebige (SEIDENSTICKER), widerstrebende Fügung“ des Uralten und der Gegenwart kennzeichnet programmatisch die Forschungen des in anzuzeigender Festschrift Geehrten: die literarischen Werke der Antike in ihren gesellschaftlichen und geistigen Bedingtheiten („individuelle Physiognomie“ – so der Untertitel von Betrachtungen [zur] Odyssee – nach den Odysseen 1993) ins Verhältnis zu setzen zur Geschichte ihrer Aufnahme und Wirkung über die Zeiten hinweg – dies aber nun auch nicht rein historisch-beschreibend, sondern stets mit der Frage verbunden, ob diese Wirksamkeit ihrerseits wiederum an bestimmte politische, ethische, religiöse Voraussetzungen gebunden ist und damit zeitbedingt, oder aber „diese Werke ... überzeitlich schlechthin wirken“ (S. 8). Schwerpunkte der Arbeiten SCHWINGES sind unter diesen Vorzeichen Epos und Drama,

frühgriechische und alexandrinische Lyrik sowie die mit ARISTOTELES' Poetik einsetzende antike Literaturwissenschaft, sein rezeptionsgeschichtliches Interesse richtet sich im besonderen auf das Deutschland des 18. und 19. Jh. – wie das (115 Titel umfassende) Schriftenverzeichnis S. 413 - 421 anzeigt –, und dem trägt auch der Titel der Festschrift Rechnung, in welchem die „gattungstheoretische Problematik antiker Literatur“ aus einem Aufsatz in *Antike & Abendland* 27 (1981), 130 - 162 wieder aufscheint.

Dieser Programmatik mit ihrem Blick auf die Entstehung literarischer Gattungen entsprechen ebenso die hier versammelten, werkchronologisch angeordneten 14 Beiträge: GERHARD BAUDY versteht „Die Irrfahrt des Odysseus“ (S. 13 - 54) als eine Zeitreise auf die Vorstufen der Zivilisation und diese Reise ethnologisch als einen (S. 23) „verräumlichten Kulturentstehungsmythos“ in drei Phasen – Sammler, nomadische Hirten, sesshaft gewordene Bauern –, dessen vorhomerische Grundidee der Aristoteleschüler DIKAIARCHOS VON MESSENE als Entwicklungsstufen der Menschheit in die hellenistische Kulturtheorie einführen wird: der paradiesische Urzustand als

Kindheit, das Hüten des Viehs als Kennzeichen des Jugendlichen, das Bestellen des Feldes und die Begründung eines eigenen Hausstandes bilden in jeder individuellen Biographie das Erwachsenwerden der Menschheit ab (S. 24). Dies vollziehe sich aber auch an unserem epischen Helden: als erwachsener Mann zurückgeworfen in paradiesische Gegenwelten müsse er auf seinen Irrfahrten die Stufe (kannibalischer) Hirten durchqueren und als gleichsam vorerwachsener Mann sein Kulturland wie seine Frau als Ehefrau von Neuem erobern (S. 25). Das Verlassen der Kultursiedlung in Richtung ‚jenseitiger Orte‘ als sozialer Tod des noch jugendlichen Helden im Märchen und seine Rückkehr aus dämonischen Gegenwelten als Wiedergeburt bilden kollektive Initiationsriten einer Jugendweihe in die Erwachsenengemeinschaft ab; die fiktive Begegnung der Jungen mit den Ahnen ‚im Jenseits‘ sorgt für die Weitergabe des kulturellen Gedächtnisses (S. 18).

Epen-Metamorphosen von der narrativ-rühmenden, hexametrischen Sängerdichtung – auch der Troiakämpfer als Sänger (S. 60) – „längst-bekannter, -vergangener alter Stoffe“ einer fest definierten Adelsschicht zum reflektierenden, schichtenübergreifenden Problematisierungsepos HOMERS (S. 71) und Sachepos HESIODS (S. 77) zeichnet im zweiten Beitrag JOACHIM LATACZ (S. 55 - 88) nach. Dabei hatte der vorhomerische Sängervortrag mit seiner auf Entrückung und Bildung abzielenden Wirkung eine wichtige sozialisierende und erzieherische Funktion für die Führungselite Griechenlands, bis diese im Zuge des ‚Seevölkersturms‘ im 12. Jh. entwurzelt wird (S. 63 - 70). Der Wandel der Funktionen sichert das Weiterleben der Gattung (S. 78) als zeitlos freie, multifunktionale (Leer-)Form in griechisch-römisch-byzantinischer bis in die Neuzeit (18. Jh.), bevor diese von ihrer Nachfolge-Gattung, dem Roman, der Erzählung, der Novelle übernommen werden (eine überaus lehrreiche Übersicht hierzu S. 85 - 88).

Narrative Erfordernisse in der Kleinform behandelt TH. A. SCHMITZ, *Erzählung und Imagination in Sapphos Aphroditelied*, frg. 1 V (S. 89 - 103): die lyrische Erzählung bezieht ihre Zuhörer mit ein, lässt sie, wie es später auch THEOPHRAST (bei DEMETRIOS, *Peri her-*

*menéias* 222) empfehlen wird, mitarbeiten und Ausgelassenes oder Umgestelltes im (durchweg mythischen) Erzählstoff eigenständig und damit lebendig wiederherstellen. Damit motiviert das Sapphagedicht auch zur Schaffung einer zweiten, „möglichen“, literarischen Welt aus der Alltagsrealität des Publikums heraus; als Bindeglied gehört die aktuell Vortragende dieser ebenso an wie als Sprecherin im Gebet an die Liebesgöttin der imaginären (S. 96 - 98).

Drama und dramatische Technik kommen mit L. KÄPPELS Bemerkungen ... zum (ps-) aischyleischen ‚*Prometheus Desmotes*‘ (S. 105 - 128) ins Spiel: ausgehend von der Tragödiendefinition der aristotelischen Poetik (c. 6) legt er an den Prometheus die Messlatte einer von ihm aus den sechs unbestritten echten Stücken, namentlich der Orestie (S. 111 - 113) entwickelten, dramaturgischen „aischyleisch-idealen Ästhetik“ (S. 107). Das dem Prometheus innewohnende ästhetische Prinzip, der Charakterkonstruktion Vorrang zu geben vor derjenigen der Handlung, unterscheidet diesen um ein Weiteres von den übrigen Stücken des AISCHYLOS (S. 122f.) – als unecht. C. W. MÜLLER, *Die Ilias-Zitate im platonischen Hippias* (S. 129 - 134) erweist Sokrates als den dialektisch überlegenen, vor Allem aber souveräneren und authentischeren HOMER-Kenner „gegenüber dem Weisheitslehrer und Alleskönner“ aus Elis, mit Folgen für seinen Staatsentwurf ...

Mit ARISTOTELES lenkt A. SCHMITT den Blick wieder zurück auf die Entstehung der Gattungsunterschiede in der Dichtung (S. 135 - 212); Ausgangspunkt sind E.-R. SCHWINGES Arbeiten zur Gattungstrinität. Im Gattungssystem der Poetik kommt die Lyrik gegenüber Epos, Tragödie und Komödie scheinbar gar nicht vor, und doch kenne Aristoteles durchaus das Epische, Lyrische und Dramatische (S. 136); nur seien dies keine gattungsstiftenden Merkmale, „sondern Einteilungskriterien auf zu unterscheidenden Ebenen“: Dichtungsgattung ist allein das Epos; Drama zielt auf den Darstellungsmodus – der Handelnde spricht und handelt im Medium selbst (S. 147) – und ist, wie die narrative Präsenz, auch in Epos und Lyrik zu finden; Lyrik ist Dichtung überhaupt „als Wende zu subjektiver Empfindung“ (S. 197). Kriterien lassen sich für diese aus dem Gegen-

stand (Handlung, Charakter), dem Medium (Sprache) und der Art der Darstellung (Bericht, Rede) beziehen (vgl. *cap.* 1 - 3 der Poetik). Die Dichtungsgattungen sind mithin Ausdruck des Blicks des Menschen auf seine Befähigung, sein Handeln von der Anschauung bestimmt zu erkennen und dessen innere Gründe in der Darstellung von Reden und Tun zu offenbaren, sie bieten den begrifflichen Rahmen für „Möglichkeiten der Gestaltung von Handlungsdarstellung“ (S. 212). ‚Kürze‘ und ‚Pointe‘ (besonders am Schluss) in Epigrammen des KALLIMACHOS zieht A. KÖHNKEN (S. 213 - 223) nicht nur für die Interpretation, sondern auch für textkritische Fragen (hier: gegen die Athetese der beiden Schlussverse in Epigr. 28 und 21 Pf.) heran. Ein Epigramm (64 AB) des Elegikers POSEIDIPPOS VON PELLA (3. Jh. v. Chr.) auf die von dem kretischen Bildhauer KRESILAS (Akmé 450 - 420, auf Ägina?) geschaffenen Bronzestatuen der Troiakämpfer Idomeneus und Meriones rekonstruiert B. SEIDENSTICKER in Text, Kommentar und Interpretation (S. 225 - 235). Dem Einfluss antiker Literatur- und insbesondere Stilkritik auf die Einordnung eines – jetzt römischen – Autors in der modernen Wahrnehmung – Stichwort: „Archaismus“ – geht B. DUNSCH, Die plautinische Komödie in republikanischer und kaiserzeitlicher Literaturkritik (S. 237 - 300) nach: Äußerungen von ihm selbst, seinen jüngeren ‚Kollegen‘ TEREZ und ACCIUS, Lob bei VOLCACIUS SEDIGITUS (um 100 v. Chr.), AELIUS STILO und VARRO (S. 271 - 274), CICERO („*Plautus noster*“ *off.* I 104), harsche Kritik (allerdings nicht zum Stil) bei HORAZ (*Epist.* II 1, *Ars poet.*; S. 277 - 283), als Stilideal in Briefen FRONTOS (*cos.* 143 n. Chr.) geadelt (S. 287ff.); dessen Schüler GELLIUS stellt (*Noct. Att.*) Urteile zur *elegantia* plautinischer Lexik zusammen (S. 293).

M. HOSE, Wie Horaz und ein Philologe die Satire erfanden (S. 301 - 313), zeichnet nach, wie Horazens Selbsteinordnung in eine von LUCILIUS im 2. Jh. geschaffene literarische Form (*sermones*) zur Kanonisierung der Gattung durch QUINTILIAN (*Inst. or.* X 1, 93) führt. Als politisches Lehrstück in fünf Akten stellt K. HELDMANN, Der Kaiser singt zur Kithara. Tacitus über Neros Künstlerkarriere und den Gang der Geschichte (S. 315 - 358) die Entwicklung vom jungen Princeps

zum Despoten orientalischen Typs in den *Annales* – samt Eingriff in die vorliegende Überlieferung – den negativen NERO-Bildern bei SÜETON und CASSIUS DIO gegenüber. Die für TACITUS mit dem Muttermord 59 n. Chr. einsetzende Theaterleidenschaft (S. 316) gipfelt 65 im ersten öffentlichen Auftritt als Kitharöde in Rom. Auftakt zu den *scelera* (S. 352) ist der tödliche Fußtritt gegen seine schwangere Frau POPPEA SABINA nach den 2. Neronischen Fünfjahresspielen (65), Höhepunkt die Hinrichtung des THRASEA PAETUS wegen unterlassener Huldigung für den Vergöttlichten, Ursache des Umschlags in die Despotie aber die Willfährigkeit des Senats (S. 356).

Der Rezeption im 18./19. Jh. sind die drei letzten Beiträge gewidmet: K.-D. MÜLLER, Einspruch gegen den Klassizismus – Lenz' Hofmeister und das Problem der Gattungsmischung in der deutschen Literatur des 18. Jh. (S. 359 - 376): der aristotelische Grundsatz der Naturnachahmung auf der Bühne führt vor einer veränderten politisch-sozialen Lebenswirklichkeit des Publikums in den Gegensatz zu einer klassizistisch-puristischen Poetologie und schafft (GOTTSCHED, DIDEROT u. a.) Mischformen aus Tragödie und Komödie (LESSING: „Schauspiel“, S. 363). Exemplifiziert wird dies am ‚Trauerspiel‘ (1772 - 74) des Sturm- und-Drang-Dramatikers J. M. R. LENZ sowie seinen Anmerkungen übers Theater (S. 364ff.). B. ZIMMERMANN, Tragische Experimente – Zu Friedrich Schillers Braut von Messina (S. 377 - 388) zeigt im Spätwerk von 1803 SCHILLERS Tragödientheorie insbesondere in der Rolle des Chores als Resonanzboden der dramatischen Handlung, welcher der Reflexion dient, die Illusion der Aufführung und die Identifikation des Zuschauers aber und damit ihre von ARISTOTELES (*Poet. c.* 6) geforderte Wirkung (*Phóbos* und *Eleos* → *Kátharsis*) aufhebt. F. KRUMACHER, Antigone „mit seinem Ohr“ – Mendelssohns Musik in Droysens Sicht (S. 389 - 411) bewertet, ausgehend von einer Rezension des Althistorikers aus dem Folgejahr, die zeitgenössische Reaktion auf die Vertonung des 1841 erstmals wiederaufgeführten sophokleischen Dramas durch FELIX MENDELSSOHN BARTHOLDY (in der Übersetzung von J. J. CHR. DONNER 1839, sowie später partiell von A. BÖCKH).

So liegt ein nach außen ansprechend gestalteter, im Innern reichhaltiger und durchaus vielfältiger Kranz von anregenden, Fachgrenzen auch überschreitenden Arbeiten vor, manche fast monographischen Umfanges, deren Vielfalt freilich durch zwei Aspekte zusammengehalten und unter ein gemeinsames Dach gestellt wird: „Genese und Ausformung der literarischen Gattungen“ – so das Programm der Festschrift zum Einen, zum Anderen die Spiegelung der wissenschaftlichen Tätigkeitsfelder des Geehrten in den Beiträgen der ihn Ehrenden.

MICHAEL P. SCHMUDE, Boppard

*Christoph Ulf/Robert Rollinger (Hrsg.): Lag Troia in Kilikien? Der aktuelle Streit um Homers Ilias. Wissenschaftliche Buchgesellschaft, Darmstadt 2011, 448 Seiten, EUR 49,90 (WBG-Preis EUR 39,90; ISBN 978-3-534-23208-6).*

Ist der Streit noch so aktuell? Auf jeden Fall war er erbittert und leidenschaftlich, nachdem im Dezember 2007 die berühmte Schrott-These veröffentlicht worden war.<sup>1</sup> An eine Szene während des Bundeskongresses des DAV im Frühjahr 2008 kann ich mich noch gut erinnern, als nach einem Vortrag über HOMER die Frage aus dem Publikum kam, was denn von RAOUL SCHROTT und seiner These (die zu diesem Zeitpunkt ja ganz „frisch“ war) zu halten sei. Der Vortragende sagte darauf nur: „Was sie wert ist, sagt doch schon der Name.“ Ein, wie mir schien, befreites, erleichtertes Lachen war die Reaktion. Die Welt der Altphilologen, so schien es, war wieder in Ordnung. Denn darum ging und geht es ja auch: ist der Homer der Altphilologen der Homer, den sie gewohnt sind, oder ist er vielleicht gar ein ganz anderer? Unter anderem darum geht es in dem oben genannten Buch. In dem Zusammenhang möchte ich aber auch auf das Buch<sup>2</sup> von JOACHIM LATACZ, der von WOLFGANG KOFLER als „der in der deutschen Homerforschung dominierende Philologe auf der Seite von MANFRED KORFMANN“<sup>3</sup> bezeichnet wird, eingehen und es R. Schrott entgegenstellen. Korfmann hat ja bekanntlich seit 1988 die Forschungen in Troia/Hisarlik geleitet und ist 2005 unerwartet verstorben. Sein Nachfolger, Professor E. PERNICKA und ebenfalls Tübinger Archäologe, hat im Jahr 2012 aufgehört und die Leitung an

den klassischen Archäologen W. AYLWARD aus den USA weitergegeben.

Doch zunächst einmal soll die Schrott-These wiedergegeben werden. Ich ziehe dazu einige Aufsätze von Autoren heran, die zu dem oben genannten Buch beigetragen haben. So nimmt beispielsweise ANDREAS MEHL zu Beginn seines Aufsatzes Bezug auf die These Raoul Schrotts, Homer sei ein in Kilikien lebender Grieche gewesen und habe in seiner *Ilias* Zustände und Ereignisse im Kilikien des frühen ersten Jahrtausends, insbesondere dortige lokale Aufstände gegen neuassyrische Herrscher, geschildert, indem er aus Griechenland und dem Ägäisraum über Zypern nach Kilikien und so auch zu ihm gelangte Mythen vom Troianischen Krieg entsprechend umgearbeitet habe. Von daher ist für Schrott als geschichtlicher Hintergrund das Verhältnis zwischen Zypern und Kilikien wichtig.<sup>4</sup>

Bei HAJNAL<sup>5</sup> heißt es folgendermaßen: „In seiner Publikation ‚Homers Heimat‘ entlarvt Raoul Schrott den griechischen Dichtervater Homer als einen in assyrischen Diensten stehenden Schreiber, der seine Arbeit im siebten vorchristlichen Jahrhundert in Kilikien an der südöstlichen Ägäisküste Anatoliens verrichtet hat.“

Und weiter: „Demnach habe in der ausgehenden Bronzezeit der entscheidende Kulturtransfer zwischen Griechen und Kleinasien in Kilikien stattgefunden, weshalb viele kilikische Realia ins Epos eingeflossen seien. In erheblichem Maße beruht Schrotts These auf Topo- und Anthroponymen.“ (ebd.)

BARBARA PATZEK formuliert es in ihrem Beitrag „Altorientalische ‚Textvorlagen‘ für die *Ilias*?“<sup>6</sup> wie folgt:

„Zu den zentralen Thesen Raoul Schrotts gehört, dass Homer ein ‚schreibender, fremde Texte aufarbeitender und auf das Visuelle fixierter Autor‘ gewesen sei, der zumindest zwei Sprachen beherrschte, das Akkadische und das Griechische.<sup>7</sup> Ein ‚kompilierender‘ Schreiber also nach altorientalischem Vorbild,<sup>8</sup> der an einer im eroberten Kilikien installierten neuassyrischen Schreiberschule anhand von Schultexten sozusagen Literatur gelernt habe und durch diese Vorbilder auf die Idee gekommen sei, auch für die Griechen eine ähnliche Literaturkultur zu begründen.“

In seiner kritischen Rezension (sie ist nicht in dem Sammelband von ULF und ROLLINGER enthalten) zur *Ilias*-„Übertragung“ von R. Schrott fasst PAUL DRÄGER<sup>9</sup> die Schrott-These folgendermaßen zusammen:

„Kernpunkt ist die ‚Entdeckung‘, das ‚wahre‘ Troia der uns vorliegenden *Ilias* sei nicht das an den Dardanellen im Nordwesten der heutigen Türkei von CALVERT/SCHLIEMANN ausgegrabene und dann seit 1988 ... weiter erforschte Areal (heute: Hisarlik), sondern das rund 800 km Luftlinie entfernte, im Süden der Türkei im Binnenland gelegene Káratepe (‚Schwarzberg‘, späthethitisch Azatiwada) und das rund 100 km Luftlinie davon entfernt im Südwesten zum Meer hin um das späthethitische Adanija (heute die Millionenstadt Adana) gelegene Areal im später ‚Kilikien‘ (hethitisch: Kizzuwatna; assyrisch: Hillaku) genannten Gebiet; Homer ... sei ein griechischer Schreiber und Eunuch in einer auf dem heutigen Káratepe gelegenen assyrischen Residenz-Kanzlei gewesen, der – mit Ortskenntnissen der Troas ausgestattet – seine Epen unter Verwertung des alten Troia-Sagenstoffes vornehmlich aus orientalischen Quellen, wie dem Gilgamesch-Epos, aus diversen orientalischen Erzählungen und Dokumenten sowie aus zeitgeschichtlichen assyrischen Ereignisabläufen kompiliert habe.“

Das Buch von Ulf und Rollinger (beide sind Professoren in Innsbruck), das im Zentrum dieses Berichtes steht, „geht auf eine an der Universität Innsbruck vom 13. – 15. November 2008 durchgeführte Tagung mit dem Titel ‚Homer – Troia – Kilikien. Symposium über die Thesen von Raoul Schrott‘ zurück.“ Das Buch enthält 20 Beiträge aus verschiedenen Wissenschaftsdisziplinen und ist äußerst spannend zu lesen, ist aber auch sehr anspruchsvoll. Vor allem die beiden Aufsätze von FRANCIS BREYER<sup>10</sup> und von I. HAJNAL (s. Anm. 5) lassen beim Laien ein leichtes Gefühl der Überforderung entstehen. Auch beim wiederholten Lesen stößt man immer wieder auf neue Gedanken, Gesichtspunkte und Probleme. Wer zu diesem Buch greift, muss außerdem auch bereit sein, tief in die Geschichte Griechenlands und Anatoliens mit benachbarten Gebieten in der zweiten Hälfte des zweiten Jahrtausends und der ersten Hälfte des ersten Jahrtausends vor Chris-

tus einzutauchen. Gleichzeitig ist dieses Buch schwer zu besprechen, und zwar auf Grund der Vielzahl der verschiedenen Gedanken, Ansätze und Bezüge; im Grunde genommen, verdiente ein jeder Aufsatz seine eigene Rezension. Die Aufsätze befassen sich mit verschiedenen Themenkreisen, nämlich den naturräumlichen Gegebenheiten, dem historisch-politischen sowie dem wissenschaftsgeschichtlich-ideologischen Umfeld, der Etymologie, dem Text als Dichtung und der Beziehung der *Ilias* zum Orient. Es geht immer nur um die *Ilias*, nie um die *Odyssee*. Übergeordnetes Erkenntnisinteresse ist dabei immer wieder festzustellen, ob beziehungsweise inwieweit Schrott „Recht“ hat. Die Autoren kommen dabei zu unterschiedlichen, aber meist eher zurückhaltend und vorsichtig geäußerten Ergebnissen. Als Fazit kann man sagen, dass er kaum volle Zustimmung erfährt. DIETER HERTEL zum Beispiel kommt am Schluss seines Aufsatzes zu dem Ergebnis:

„Aus dem hier Dargelegten geht hervor, dass Homer nicht von Kilikien und von Karatepe spricht. Es kann nicht ein tragfähiges Indiz dafür angeführt werden, dass Troia auch oder ganz besonders in Südostanatolien zu lokalisieren wäre.“<sup>11</sup>

Auch A. MEHL sieht keine Argumente „für eine kilikische ‚Ilias‘ eines kilikischen Homers ...“ (s. Anm., S. 218).

Andere gestehen ihm aber durchaus auch Verdienste zu. I. HAJNAL (s. Anm. 5) sieht es als Verdienst von R. Schrott an, „das Augenmerk der Homerforschung in eine neue Richtung gelenkt zu haben.“ (S. 241) LANFRANCHI (s. Anm. 13) ist der Meinung, dass das Buch von Schrott „*should be considered a generous and enthusiastic attempt to produce a rift in this common conviction*“ (L. meint mit „*this common conviction*“ die Überzeugung von der „griechischen“ *Ilias* und dem „*Greek miracle*“ (S. 236), „*although many of his suggestions cannot be accepted from the scholarly point of view.*“ (S. 236/237) Nach JUSTUS COBET<sup>12</sup> wollte Schrott mit dem „Skandalon der Kilikien-These“ als Außenseiter „beides aufmischen, die Klassizisten, Abendländer und Oberlehrer, wie auch die etablierten Wissenschaftsdisziplinen.“ (S. 430)

Vor allem wollte er sicherlich, so ist man geneigt provokant festzustellen, die „Oberlehrer“ (im gegebenen Zusammenhang kann damit wahrscheinlich nur die seltsame „Spezies“ der deutschen – und wahrscheinlich auch österreichischen – Altphilologen gemeint sein), die erstens einmal alles besser wissen und zweitens von nichts **wirklich** Ahnung haben, „aufmischen“, denn diese verkraften es bestimmt nicht, dass ihr Glaube an Troia, Homer und Schliemann zusammenbrechen könnte – vgl. dazu die einleitende Bemerkung bezüglich der Szene in Göttingen. Und sicherlich könnte ihnen überhaupt nicht gefallen, dass Homer das „Antlitz eines ... Wanderers zwischen den Kulturwelten“<sup>13</sup> bekommen oder gar ein „armer Mann, fast ein Türke, der ausgerechnet den Griechen die Kultur bringt!“, werden könnte. Homer fast ein Türke, das wäre in der Tat schrecklich. Wenn Homer ein früher Türke war, dann waren das THALES und HERODOT (im Hafen von Bodrum (=Halikarnassos) befindet sich eine Statue von ihm) auch. Und Milet, diese „Zelle der geistigen Revolution“,<sup>14</sup> wäre dann auch etwas Türkisches. Ausgerechnet in diesem Gebiet fand die „Entdeckung des Geistes statt“ (MAIER, S. 102), hier war das „große Erdbebengebiet des Geistes“.<sup>15</sup> Väter der Dichtkunst, der Philosophie und der Geschichtsschreibung wären dann also Türken oder frühe Türken oder „fast-Türken“. Ein durchschnittlicher „Oberlehrer“ kann das wahrscheinlich wirklich nicht verkraften.

Nur, wie viele Türken gab es denn zu der Zeit, in der Homer lebte und auch in den Jahrhunderten danach? Jedem, der die Geschichte Kleinasiens etwas kennt, ist wohl bekannt, dass „die Türken“, und zwar genauer die Seldschuken, erst nach der Schlacht bei Mantzikert/Malazgirt 1087 n. Chr. (Sieg über das byzantinische Heer) große Teile Kleinasiens eroberten, besetzten und beherrschten. Rund 200 Jahre später kamen dann die Osmanen und errichteten ihr Reich. Erst dann kamen also Angehörige der Turk-Völker nach Kleinasien. Auch erst ab dem 11. Jahrhundert wurde Kleinasien islamisch. Und die zahllosen Völker, die vorher und auch nachher in Kleinasien ansässig waren oder dort durchzogen, machten doch das erst aus, was man dann „die Türken“ nennen kann: Hethiter, Assyrer, Hurriter, Kelten,

Phryger, Makedonier, Griechen, Römer, Parther, Byzantiner, Angehörige der Turkvölker, Westeuropäer, Mongolen, Tartaren, Perser, Araber usw. COBET spricht in seinem schon erwähnten Aufsatz auch von „aktuellen Vereinnahmungen der Ilias durch die moderne Türkei“ (a. a. O., S. 435) und verweist auf die Eröffnung der Ausstellung „Troia – Traum und Wirklichkeit“ im März 2001 in Stuttgart. In einem Bericht von ARNO WIDMANN in der Berliner Zeitung vom 17. 3. 2001 heißt es darüber:

„(Die Geschichte Troias) ist nicht mehr der Beginn der Geschichte Europas. Sie ist jetzt untrennbar mit der des alten Orients verbunden. Damit erhält die troianische Geschichte nicht nur für das Selbstverständnis Europas, sondern auch für das der Türken eine völlig neue Bedeutung. [...] Troia kann nach den jüngsten Forschungsergebnissen, die die Rolle Griechenlands entscheidend reduziert haben, in eine orientalische Identität integriert werden. [...] Das vor allem macht die Ausstellung zu einem Politikum. Im Grußwort zum Katalog spricht der türkische Staatspräsident davon, ‚dass sich die stärksten Wurzeln der europäischen Kultur in Anatolien befinden.‘“<sup>16</sup>

Man kann und muss noch weiter in die Geschichte zurückgehen. Bekanntlich wird im südostanatolisch / mesopotamischen Raum der „Fruchtbare Halbmond“ angesetzt, jenes Gebiet, in dem vor rund 12000 Jahren die Jungsteinzeit, das Neolithikum, einsetzte.

„Für den grundlegenden Wandel der Wirtschaftsform vom altsteinzeitlichen Wildbeuter zum jungsteinzeitlichen Ackerbauern und Viehzüchter hatte 1925 der australische Prähistoriker V. G. CHILDE den Begriff ‚Neolithische Revolution‘ geprägt ... In ihren Auswirkungen ist sie nach der Beherrschung des Feuers durch den altsteinzeitlichen Jäger nicht weniger bedeutend als die ‚Städtische Revolution‘, die in Mesopotamien in der zweiten Hälfte des 4. Jt. v. Chr. einsetzt, oder gar die ‚Industrielle Revolution‘ der Neuzeit. Das Neolithikum als eigenes Zeitalter war schon 1865 von J. LUBBOCK ... benannt worden.“<sup>17</sup>

Am Göbekli Tepe (=Nabelberg), am nördlichen Rand dessen, was „fruchtbarer Halbmond“ genannt wird (im eben zitierten Buch ist auf S. 27

eine gute Veranschaulichung mit den wichtigsten Fundorten abgebildet), einige Kilometer von der noch in der heutigen Türkei liegenden südostanatolischen Stadt Urfa entfernt, gräbt der deutsche Archäologe KLAUS SCHMIDT schon seit etlichen Jahren die „ältesten Monumente der Menschheit“ aus.<sup>18</sup> Auf S. 151 des ausgezeichneten Buches des Badischen Landesmuseums ist eine Karte abgedruckt, auf der sehr schön die allmähliche „Verbreitung der neolithischen Lebensweise“ von ihrem Kerngebiet her bis nach Westeuropa hin zu sehen ist. Auf den Seiten 151 und 159 ist zu erkennen, wann ungefähr die einzelnen Regionen erreicht worden sind: die Peloponnes etwa um 6600 v. Chr., Italien und der Adria-raum etwa um 6000 und das westdeutsche Gebiet ungefähr um 5200 v. Chr. Auch dieser Blick auf die Geschichte zeigt die enorme Bedeutung dieses Gebietes für die Entwicklung der Menschheit. Die These, dass wir auch „Kinder des Orients“<sup>19</sup> sind, ist also nicht falsch.

J. HAUBOLD<sup>20</sup> kommt zu dem Ergebnis, dass der kilikische Homer Schrotts abzulehnen ist. Kilikien hat Homer nicht interessiert. „Das klassische Kilikien kommt in der Ilias nicht vor, ... Eine persönliche Verbindung Homers mit Kilikien wird ... nicht ersichtlich ...“ (S. 385). Er fügt hinzu, dass R. Schrotts These damit „deutlich an Attraktivität“ (ebd.) verliert; trotzdem stellt er fest:

„...unsere Zeit braucht einen neuen, kulturell geschmeidigeren Homer, das gilt für den deutschen Sprachraum wie anderswo auch. An der Aufgabe kann spätestens seit dem Streit um Korfmanns Troja kein Zweifel bestehen. Schrott hat hier Dankenswertes geleistet.“ (S. 385)

Zwei Fragen seien hier erlaubt: Erstens einmal ist zu fragen, was ein „kulturell geschmeidigerer Homer“ ist, und zweitens, wieso „unsere Zeit“ ihn „braucht“. Aussagen, die zur Beantwortung dieser Fragen beitragen könnten, finden sich in dem Buch nicht.

Einige Beiträge wenden sich an Spezialisten, zum Beispiel der Aufsatz „Kilikien, Hethiter und Danaer in ägyptischen Quellen der Spätbronzezeit“ von FRANCIS BREYER auf den Seiten 149 bis 181, wobei es um Entsprechungen zwischen den ägyptischen Hieroglyphen und dem bei den

Hethitern benutzten Keilschrift-Luwischen geht, sowie der schon erwähnte Aufsatz von I. HAJNAL (s. Anm. 3), der als Aufgabe seines Beitrags sieht, „die von Raoul Schrott propagierte ‚*Cilician connection*‘ aus Sicht der Onomastik zu prüfen“ (S. 241). Alle Aufsätze umfassen einen größtenteils sehr umfangreichen Anhang von Anmerkungen und Literatur, zwei Aufsätze, nämlich der von D. HERTEL und M. MEYER (s. Anm. 10 und 30) enthalten etliche Pläne, Skizzen und Abbildungen.

Ulf und Rollinger sprechen in ihrem Vorwort davon, dass schon in der Diskussion unmittelbar nach Erscheinen des Zeitungsartikels (s. Anm. 1) und des kurz danach erschienenen Buches von Schrott (s. Anm. 3) „Detailfragen der Sprachwissenschaft“ (S. 7) behandelt wurden. Es ging aber auch schon sehr früh in dem zweiten Streit um die *Ilias* (der erste Streit drehte sich um den Ort Troia selbst und darum, ob er in „engen Beziehungen zu den Hethitern und in die Ägäis“ stand (ebd.), darum, ob Homer der „Vater Europas“ sei, denn „er steht für Europa; der Dichter wie der Kontinent sollen vor ‚dem Orient‘ bewahrt werden“ (S. 8), so verlange es nämlich das bisherige Homer-Bild der Althistoriker und Altphilologen. Die Herausgeber des Bandes sehen es als „Vorzug dieses Bandes, dass er die traditionelle Perspektive der Antike als dem Feld der Geschichte von Griechenland und Rom weit überschreitet und nicht nur die Hethiter und Assyrer, sondern auch Zypern und Ägypten einschließt. Zudem werden in ihm die Grenzen der wissenschaftlichen Disziplinen überschritten, so dass ein multiperspektivischer Zugang zur Fragestellung vorliegt, den es in dieser Form bisher nicht gibt“ (S. 8).

Ist diese Aussage so richtig? Ich glaube, die Zeit ist vorbei, in der Althistoriker nur die Geschichte Griechenlands und Roms sahen. Für das 19. Jahrhundert und auch den Beginn des 20. Jahrhunderts mag das gelten; da waren allerdings z. B. auch noch nicht die Keilschrifttexte der Hethiter bekannt. Der schon vorher erwähnte J. LATACZ (s. Anm. 2 und 3) stellt jedenfalls eindeutig fest: „Die Zeit, da Altertumswissenschaft im Wesentlichen mit Kunde von der griechisch-römischen Antike identisch war, neigt sich ihrem Ende zu.“ (Troia und Homer, S. 98) Schon kurz vorher (S. 94) spricht er die „anatolische Grund-

orientierung Troias“ an; es steht für ihn fest, dass Troia „im 2. Jahrtausend v. Chr. jedenfalls politisch und kulturell primär fest in die hethitisch-luwische Einflußsphäre eingebunden war.“ (a. a. O., S. 148) So sensationell ist diese Formulierung wiederum auch nicht. Schon vor Jahrzehnten stellte MARGARETE RIEMSCHEIDER fest: „So waren, wenn nicht Priamos und Paris überhaupt, so doch mindestens die meisten der trojanischen Hilfsvölker luwische Hethiter.“<sup>21</sup> Einige Seiten weiter nach der Bemerkung von S. 148 stellt Latacz ganz klar fest, dass sich der „bisher exklusiv über Troia wachenden Klassischen Altertumswissenschaft ... Disziplinen wie Anatolistik und Hethitologie hinzugesellen“ (a. a. O., S. 171) werden müssen. Das ist doch wohl eindeutig.

Warum es der Altphilologie so schwer fällt, sich von dem bisherigen Homer-Troia-Ilias Bild zu lösen und neue, andere Sichtweisen zuzulassen, untersucht CHRISTOPH ULF in seinem einleitenden Aufsatz.<sup>22</sup> Dafür macht er verschiedene Annahmen verantwortlich:

- „dass ‚Völker‘ als soziale und politische Einheiten seit jeher existieren würden und dass diese über ... ein Wesen verfügen würden, das jeweils unvergleichbar und unableitbar sei“ (S. 13);
- die „Hypothese von der mündlichen Entstehung der homerischen Epen“ (ebd.) und eine lange Tradition von mündlich weitergegebenen Mythen;
- die *Ilias* und die *Odyssee* werden „als der Anfang der ‚griechischen Literatur‘ und damit meist gleich auch ‚der‘ europäischen Literatur betrachtet“ (S. 14). Verbunden wird das mit der Annahme eines griechischen Volkes, „das sich eine nationale Literatur schafft ...“ (S. 15). Damit ist der Gedanke verbunden, dass die antike Geschichte „als Vorgeschichte des gegenwärtigen Europa interpretiert“ wird – „auch um die behauptete kulturelle Superiorität Europas in der Welt zu begründen“ (ebd.);
- es wird angenommen, dass der Hexameter „ein klares Indiz für“ die „Mündlichkeit der Epen“ und damit für ihr hohes Alter sei (ebd.);
- die Archäologie wird als Wissenschaft verstanden, die die Geschichtlichkeit „sowohl

für die Entstehung der Epen als auch der in ihnen dargestellten Geschehnisse“ nachweisen könne (S. 17).

Demgegenüber betont Ulf, dass die homerischen Epen „Dichtungen“ sind und als Dichtung „auch fiktionale Texte sind“ (S. 17).

Den abschließenden Abschnitt seines Aufsatzes überschreibt Chr. Ulf mit „Das Beharrungsvermögen des Klassizismus“. Darunter versteht er einerseits, dass die Altphilologie die Prämissen, die in den eben genannten Punkten aufgeführt wurden, aufstellt und an ihnen festhält, und zweitens, dass dieses Beharrungsvermögen in der eigenen historischen und ideologischen Situation ihrer Begründer und Vertreter begründet ist. Das soll heißen, dass die Altphilologie, speziell die deutsche, Zustände der griechischen Geschichte und der Entstehung der griechischen Literatur so annahm, wie sich deutsche Geschichte und Literatur zur Zeit ihrer eigenen Entstehung darstellten.

„Auf diese Weise kann die romantische Sicht von Volk und Nation mit den Griechen als Vorbild in Einklang gebracht werden, wenn man nur die Griechen mit der eigenen Gegenwart wiederum in Beziehung setzen kann. Aus deutscher Perspektive gelang das auch gut, bieten doch die Griechen insofern eine ausgezeichnete Parallele für die eigene Gegenwart, als sie so wie die Deutschen des 19. Jahrhunderts über keine politische Geschlossenheit verfügten, sich aber über ihre Kultur als Nation definieren ließen.“ (S. 23)

Wäre die Altphilologie fähig, wie der Satiriker LUKIAN<sup>23</sup> es mit seiner „Distanzierung vom gängigen Bildungsbetrieb seiner Zeit“ (S. 12) geschafft hat, sich von ihren Prämissen zu lösen, hätte sie sich ihn als Vorbild nehmen können, dann wäre der Weg frei, zu einer neuen Sicht zu gelangen. (Dieser antike Schriftsteller – als in Samosata=Samsat Geborener übrigens auch fast ein Türke! – konnte etwas, was heutige Altphilologen nicht vermögen). Das ist jedoch erst dann möglich, wenn man sieht, „dass die bisher als beinahe unumstößlich geltenden Prämissen für die Interpretation der homerischen Epen nur das Produkt einer unglaublichen Beharrung auf Spekulationen sind, die im ausgehenden achtzehnten Jahrhundert ihre Wurzel haben, ...“ (S. 18). Dann



wird man auch anerkennen können, dass „Begegnungen mit fremden ‚Kulturen‘, im Konkreten mit Phönikern und Assyrern“ (S. 22), eine große Rolle für die „Ausbildung eines gemeinsamen griechischen Bewusstseins“ (ebd.) gespielt haben. Dazu trugen „ohne Zweifel die immer wiederkehrenden, zum Teil länger dauernden Begegnungen mit fremden ‚Kulturen‘, im Konkreten mit Phönikern und Assyrern“ bei (ebd.). Denn das „ist der historische Kontext, in dem neue Texte von der Art der homerischen Epen ihren Platz haben“ (ebd.). Ulf verlegt die Entstehung der homerischen Epen in die Zeit um 700 v. Chr., bestreitet die Verbindung zwischen Homer und Mykene, findet die mykenische Adelswelt „als Hintergrund für die homerischen Epen ... nicht länger haltbar“ (S. 21) und sagt, dass sich erst ab dem Ende des achten Jahrhunderts unter den griechisch sprechenden Bewohnern „langsam das Bewusstsein einer Gemeinsamkeit entwickelte“ (S. 22). Damit positioniert sich Ulf als zumindest „Schrott-nah“. Er berührt sich hier mit der Sichtweise von GIOVANNI B. LANFRANCHI, wie sie in seinem Aufsatz<sup>24</sup> sichtbar wird. Der „historische Kontext“, von dem Ulf spricht, ist folgendermaßen zu verstehen. Ab der Mitte des 8. vorchristlichen Jahrhunderts betrieb das Neuassyrische Reich, vor allem unter den Königen TIGLAT-PILESAR III. („Ihre Hälse schnitt ich ab wie von Lämmern“ ist eine typische, die eigenen Siege feiernde Inschrift in seinem Palast) und SARGON II., eine auch in der Bibel erwähnte intensive Expansions- und Unterdrückungspolitik, der zu begegnen vielen Völkern und Herrschern bewusst war (Eroberung des Nordreiches Israel 722, worauf Samaria – nach dreijähriger Belagerung und schließlicher Einnahme – zu einer assyrischen Provinzhauptstadt wird).

„...the political élites very soon and dramatically realized that the Assyrian expansionism ... was a deadly threat. The independence of their countries, their own political and social status, and even their own survival were in serious danger. In this emergency, they were forced to develop an efficacious political reaction. It was necessary to acknowledge that no state, whatever its extension or its military strength, might have resisted to the Assyrian attack with its own forces only. It was deadly necessary to

*stipulate alliances and to build coalitions between states. The only hope of resisting and possibly blocking the Assyrian imperialism consisted in taking a common stand against it; consequently, it was urgently necessary to extinguish all previous hostilities and rivalries between states, kings and dynasties. Unity and concord were the only means for salvation.*“ (Lanfranchi, a. a. O., S. 227)

Die *Ilias* wird damit zu einer politischen Schrift und Homer zu einem in historischen und politischen Zusammenhängen stehenden Autor. Lanfranchi drückt es so aus: „... it is possible to understand immediately that Homer ... presents his poem as a hymn in favour of unity against division ...“ (S. 231) und etwas später sagt er noch deutlicher, dass „the incipit of the Iliad may be safely interpreted as an appeal to unity against a possible foreign attack, ...“ (ebd.), allerdings „verpackt“ in eine „mythological story“ (ebd.). Auch die Griechen kamen demnach in Kontakt mit Assyrien und die griechischen Eliten waren sich des assyrischen Imperialismus bewusst. So kam es, dass alleine „unity and concord among Greeks might have granted the possibility to resist the Assyrian empire ...“ (S. 233). Es musste akzeptiert werden, „that the Assyrian empire was dangerously projecting its shadow over the Aegean, and the well-known Assyrian imperialism was much closer than ever in the past.“ (S. 235) Aber kann dieser Text dann noch von einem in assyrischen Diensten stehenden griechischen Schreiber stammen? Dieser hätte dann ja gegen seinen eigenen „Arbeitgeber“ angeschrieben; sehr überzeugend klingt das nicht.

Abschließend stellt Lanfranchi fest, dass der assyrische Imperialismus und sein Einfluss auf die Entwicklungen „of the Greek archaic world“ (S. 236) viel zu lange unterschätzt wurde oder gar nicht gesehen wurde.

Ein Zusammenhang mit Assyrien und der Region wird auch in anderen Beiträgen deutlich. So spricht auch ROBERT ROLLINGER in seinem Aufsatz „Homer und der ‚Orient‘“<sup>25</sup> mehrmals davon, dass Beziehungen dorthin und Einflüsse von dort bestanden, vor allem kultureller Art, wobei er aber betont, dass Homer „mit Sicherheit kein assyrischer Schreiber“ (S. 39) war. Auch WALTER BURKERT<sup>26</sup> spricht von zahlreichen

Kulturberührungen und -einflüssen, wenn er beispielsweise „die akkadische Ependichtung“ und ihre „Parallelen zu ‚Homer‘“ (S. 418) nennt. Burkert erwähnt auch MARTIN WEST, der ebenfalls zu dem Ergebnis kommt, dass die *Ilias* „ja durchgehend in Stil und Stoff orientalisches geprägt“<sup>27</sup> ist, wie jetzt auch „allgemein zugegeben“ (ebd.) wird. So fragt auch JOSEF WIESEHÖFER, „woher und auf welchen Wegen der Iliasdichter seine orientalischen Anregungen bezogen hat.“<sup>28</sup> BARBARA PATZEK geht in ihrem Beitrag „Altorientalische ‚Textvorlagen‘ für die *Ilias*?“ (vgl. dazu Anm. 4) dabei besonders auf das Gilgamesch-Epos ein, nachdem sie einleitend die These von R. Schrott skizziert hat, dass sowieso zu beobachten sei, dass man allgemein „nach altorientalischem Vorbild“ (S. 391) geschrieben habe.

„Ähnlich, wie auch im Israel derselben Zeit ‚das Verlangen‘ entstanden sei, das Deuteronomium schriftlich zu fassen. Und ähnlich wie dort die altmesopotamische Flutgeschichte als Vorlage für die Noahlegende, die Sargonlegende für die Mosesgeschichte und die Vasallenverträge Assarhaddons der Abfassung der Bundestheologie dienten, so sei auch die *Ilias* aus konkreten Textvorlagen hervorgegangen.“ (Ebd.)

Unwillkürlich denkt man da ja gleich an das damals als sensationell empfundene, heute eher als „alter Hut“ geltende Buch von WERNER KELLER „Und die Bibel hat doch Recht“.<sup>29</sup>

Eine besondere Rolle spielt, wie schon oben in den Zitaten über die Schrott-These anklang, der Südosten Kleinasiens und da besonders die Bergfestung Karatepe in Kilikien, die mit ihren Inschriften 1946 entdeckt und ab 1968 ausgegraben wurde. Für Schrott ist dieses Karatepe das homerische Troja. Schrott begründete das unter anderem damit, dass es in der *Ilias* Hunderte von Hinweisen auf die Landschaft um Karatepe gebe. Der Erbauer dieser Burg war um 740 v. Chr. ein späthethitischer Kleinkönig namens Azatiwada (der außerhalb von Karatepe völlig unbekannt ist), nach dem seine Festung Azatiwadaja benannt war. Sie liegt auf einem 224 m hohen Berg, ungefähr 130 m über dem Fluss Ceyhan und in einer Entfernung von ca. 40 km zum Meer. RÖLLIG sagt: Es kann „hier keine größere Dauersiedlung, schon gar keine ‚Stadt‘ gegeben“<sup>30</sup> haben. Diese

Festung wurde nicht erobert, es gibt keine Spuren, die darauf hindeuten könnten. Sie ist wohl verlassen worden, aber wann und warum das geschah, ist ebenfalls unbekannt. Wichtig ist, dass hier auf Orthostaten und Reliefs eine Bilingue mit einem hieroglyphen-luwischen und einem phönizischen Teil gefunden wurde, wodurch die „endgültige Entzifferung der hieroglyphen-luwischen Schrift und Sprache“ (Röllig, S. 116) möglich wurde. Eine Übersetzung ins Griechische gibt es nicht, auch keine griechischen Texte überhaupt. Röllig kommt zu dem Schluss, dass mit der Entdeckung des Karatepe, der Bergfestung und ihres Erbauers Azatiwada ein kurzer Einblick „in die vielschichtigen Beziehungen Kilikiens zu Assyrien ... im Osten, der Levante im Süden“ möglich wurde „– aber nicht zur Ägäis oder gar zu Griechenland.“ (S. 130) Damit spricht er sich auch gegen die These von Schrott aus. Schon einige Seiten vorher in seinem Aufsatz hatte er festgestellt, dass sich die phönizische Sprache „zusammen mit der phönizischen Schrift also schon im neunten Jahrhundert in Nordostsyrien und wenig später auch in Kilikien verbreitet zu haben“ scheint (S. 124).

Auch M. MEYER bringt etliche Einwände gegen das Troia Schrotts vor.<sup>31</sup> Sie weist darauf hin, dass „Karatepe ca. 40 Kilometer Luftlinie von der Küste entfernt liegt. Belagerer dieser Stadt würden sich nicht regelmäßig zu einem Schiffs-lager zurückziehen können. Die Burg liegt auf einem steilen Hügel und wurde im Osten vom Pyramos und im Süden von einem Zufluss des Pyramos umgeben ... Weder ist es möglich, von den Stadtmauern Kämpfenden zuzusehen, noch ist es möglich, jemanden um die Stadt zu jagen oder zu schleifen.“

Für sie ist Karatepe eindeutig anatolisch. Wichtig ist ebenfalls ihr Hinweis, dass „man beim derzeitigen archäologischen Kenntnisstand“ (S. 88) nicht von einer ‚Achäisierung‘ Kilikiens sprechen kann, wobei M. Meyer bei dieser Beobachtung von fehlenden Keramikfunden ausgeht. Sie stellt aber fest, dass „seit etwa 800 v. Chr. mit griechischer Keramik in Kilikien zu rechnen ist“ (S. 89).

Allein schon deswegen, so denke ich, müsste die Karatepe=Troia-These „erledigt“ sein. DRÄGER spricht in seiner oben schon erwähnten Rezension

(s. Anm. 7) gar von einer „Kilikien-Phantasterei“ Schrotts und nennt seine Entstehungstheorie „absurd“.

Weitere Namen, die in diesem Zusammenhang von enormer Wichtigkeit sind, müssen noch erwähnt werden. Es fällt auf, dass einige dieser Namen mit ziemlicher Unsicherheit, was ihre genaue Ein- und Zuordnung angeht, verbunden sind. Ein solcher Name ist Arzawa, wobei es sich um einen Staat im westlichen Kleinasien handelte, der von den Hethitern ab dem 14. Jhd. v. Chr. erobert und in drei kleinere Staaten aufgeteilt wurde. Ein weiterer ist (die heutige türkische Großstadt) Adana; in hethitischen Quellen erscheint der Name als Adanija, mit dem Volk der Danuna. Diese Danuna waren auch schon den Ägyptern bekannt; schon in der Mitte des 14. Jahrhunderts taucht der Name in ägyptischen Quellen auf. Die Versuchung liegt nahe, die Danuna mit den Danaern gleichzusetzen; und hier besteht dann auch wieder eine Verbindung zur Schrott-These. Adana war der Hauptort Kilikiens (hethitisch: Kizzuwatna). Eine ganz wichtige Rolle spielen Wilusa/Wilusija/Wilios, welches LATACZ mit Troia gleichsetzt (s. dazu a. a. O., S. 109). Wilusa (bei den Hethitern auch Taruwisa bzw. Truwisa genannt) war auch das Gebiet um Troia herum, also die Troas. Dieses Wilusa war ein kleinasiatischer Staat (einer der drei Nachfolgestaaten von Arzawa) der späten Bronzezeit, der zwischen 1400 und 1200 v. Chr. erwähnt wird und ein Vasallenstaat unter hethitischer Oberherrschaft war. Die größte Bedeutung aber hat Achijawa (auch: Ahhijawa/Ahhijawa), welches in hethitischen Texten des 15. bis 13. vorchristlichen Jahrhunderts (ganz genau in einem Text des hethitischen Königs Amuwanda zu Beginn des 14. Jahrhunderts) erwähnt wird und als gleichrangige Macht gesehen wird. Es gab dabei durchaus so etwas wie einen diplomatischen Schriftverkehr. Unter den *Achijawa* werden heute allgemein die Achäer (*Achaioi*) verstanden. Auch in ägyptischen Quellen des späten 2. Jahrtausends tauchen die Achäer und auch die Danaer auf und werden eindeutig Griechenland zugeordnet. Nur bei Schrott „sind Achaier – zusammen mit Danaern – bereits im zweiten vorchristlichen Jahrtausend in Kilikien ansässig.“<sup>32</sup>

Den Achaiern und Danaern widmet Latacz in seinem Buch ein eigenes Kapitel (S. 150ff). Ausgangspunkt ist dabei die Feststellung, dass Homer für die Griechen drei Namen benutzt, nämlich die *Argeoi*, die *Achaioi* und die *Danaoi*. Homer hat diese Namen nicht erfunden und er benutzt sie auch nicht willkürlich; vielmehr waren diese Namen da und waren historische Realität. Sie bezeichnen bei Homer „keine separaten Einzelstämme, sondern die Gesamtheit der Aggressoren“ (Latacz, ebd.). Der älteste dieser Namen ist *Argeioi* (die Leute/Menschen von der Ebene – der Peloponnes nämlich), was schon vor 1500 auftaucht und sich auf Menschen auf der Peloponnes bezieht. Die *Danaoi* (ein Stamm oder ein Adelsgeschlecht) sind in ägyptischen Quellen ab 1400 als *Danaja* bekannt. Sie besiedelten ebenfalls die Peloponnes und müssen mit den Mykenern gleichgesetzt werden, zu denen die Ägypter seit der Okkupation Kretas intensivere Beziehungen hatten. *Ahhijawa* schließlich ist der hethitische Name für die *Achaioi*, einen Volksstamm, der Ostgriechenland und Inseln der östlichen Ägäis dominierte. Dass eine Landschaft im Norden der Peloponnes auch Achaia heißt, stört dabei aber etwas.

Interessant ist nun, dass die genannten Namen, wenn man die gängigen Geschichtsatlanten zu Rate zieht, je nach Ausgabe durch die Regionen „wandern“. Im Historischen Weltatlas des Cornelsen Verlags von 1990 sind die West- und die Südküste Kleinasiens eindeutig als „Mykenische Kultur ... und Einflußzone ... um 1200 v. Chr.“ (S. 4) angegeben. Hatte Schrott diese Karte vor Augen? Der dtv-Atlas Weltgeschichte verzeichnet auf S. 34 (2. Auflage, 2001) Arzawa an der Südküste Kleinasiens, Wilusa ebenfalls, die Hethiter in der Mitte und im Süden, der Eintrag AHHIJAVA im Nordwesten der heutigen Türkei wird mit einem Fragezeichen versehen; der Atlas Weltgeschichte (Klett Verlag, 2009) macht überhaupt keine Angaben, während die Kartenausgabe des Putzger (Historischer Weltatlas, Cornelsen 2011) die Gebiete sehr detailliert aufführt: die Hethiter beherrschen den Großteil Kleinasiens, Arzawa liegt im Westen, Ahhijawa liegt in der Mitte der Ägäisküste mit der Hauptstadt Abasa (= Ephesos), und zwar nur dort, also

nicht im heutigen Griechenland, und Wilusa ist ein kleines Gebiet ganz im Nordwesten der heutigen Türkei. (Das ist nur ein kleiner Ausschnitt aus Geschichtsatlant) Die Hethiter selbst bezeichneten Ahhijava / Achijawa) als westlich von ihrem Staatsgebiet liegend – was genau darunter zu verstehen war, bleibt unklar: in Kleinasien, in der Ägäis, in Griechenland? GERD STEINER sagt eindeutig, dass Ahhijawa „auf jeden Fall auf dem anatolischen Festland gelegen haben“<sup>33</sup> muss und dass es „kein Land ... in Griechenland gewesen sein“ (ebd.) kann. Mit dieser Annahme steht er allerdings ziemlich allein. Allerdings muss es sich auch laut HAJNAL bei Ahhijava „um ein echtanatolisches Toponym handeln, das mit dem griechischen Namensstamm ... formal nicht identisch sein kann“ (Ulf/Rollinger, S. 251). Für Steiner ist Ahhijava „ein anatolisches Königtum im südwestlichen Kleinasien, etwa im Bereich des späteren Karien“ (S. 282).

Latacz sieht das konträr anders: „Ahhijawa kann nicht in Kleinasien gelegen haben.“ (A. a. O., S. 155.)

„Ahhijawa ist endgültig aus der Kompetenz der Kleinasienkunde ausgeschieden. Es ist ein griechisches Gebiet außerhalb Kleasiens, mit Brückenköpfen, vor allem Milet, an der kleinasiatischen Gegenküste.“ (A. a. O., S. 156.)

Und genau so zeigt es auch die Karte, „Kleinasien, Ägäis und Griechenland im 13. Jahrhundert vor Christus“ auf den ersten beiden Seiten seines Buches. Auf S. 103 seines Buches weist Latacz auf folgende Beobachtung hin:

„In dem 1949 konzipierten und dann 1953 in erster Auflage erschienenen ‚Großen Historischen Weltatlas‘ des Bayerischen Schulbuch-Verlages München (damals eine international vielbeachtete wissenschaftliche Pionierleistung) war als Karte 5 ... eine Darstellung des ‚Hatti-Reichs‘ erschienen, die in den Grundzügen auch heute noch standhält. Auf Lokalisierungen in dieser Karte, die schon damals ... das Richtige trafen ..., werden wir im folgenden hin und wieder hinweisen, um der möglichen Vorstellung entgegenzuwirken, das hier verhandelte Thema der hethitischen Geographie sei eine völlig neue Errungenschaft oder gar ein Exoticum, das mit Misstrauen beobachtet werden müsse.“

Und an anderer Stelle (S. 157) ergänzt er, dass auch schon 1953 in die Karte des Bayerischen Schulbuch-Verlages Mittelgriechenland und die südliche/südöstliche Ägäis „ausdrücklich als Reich der Ahhijava“ eingezeichnet worden sind. Es scheint so zu sein, dass dieser Wissensstand im Laufe der Jahrzehnte verloren gegangen ist.

Seiner Meinung nach spricht sowieso vieles dafür, dass das boiotische Theben „ein oder sogar das Zentrum des Reiches gewesen sein könnte“ (a. a. O., S. 158), was seiner Meinung nach auch sehr gut erklärt, „daß die achaische Allianz zum Rachefeldzug gegen Troia ausgerechnet von Aulis (vis-à-vis von Euboia) aufbricht“ (ebd.), denn Aulis war der Hafen von Theben. Einen wichtigen Stellenwert hat dabei der Schiffskatalog in der *Ilias* (Zweiter Gesang, Vers 494 - 759), in dem nur Orte des griechischen Festlandgebietes und Kreta sowie einige Inseln verzeichnet sind, aber kein einziger aus Kleinasien. Und dieses Achijawa (vielleicht unter Führung Thebens) „war in der zweiten Hälfte des 2. Jahrtausends eine expansive Macht im Mittelmeergebiet. Es griff im 15. Jahrhundert nach Kreta aus und trat nach Ausschaltung der Minoer-Seeherrschaft über die Ägäis Kretas Erbe auch in Kleinasien an: Es setzte sich in Milet fest. Von dort aus versuchte es sich weiter auszubreiten ... Achijawas Versuche, dem Großreich der Hethiter ... Schaden zuzufügen, endeten aber schließlich mit einem Gegenschlag der Angegriffenen: Achijawa verlor seinen Brückenkopf in Westkleinasien, Milet.“ (A. a. O., S. 340/341.)

Und weil Achijawa diese Schlappe (die Eroberung und Zerstörung von Milet/Millawanda durch die Hethiter zur Zeit ihres Königs MURSILI II. hat um 1320/1315 stattgefunden) nicht hinnehmen wollte, schaute es sich nach „Ersatz“ an der kleinasiatischen Westküste um und fand ihn an einer Stelle, „die wegen ihres wachsenden Reichtums und ihrer handelspolitischen Bedeutung schon lange im Visier der Achijawer war: Troia“ (S. 341) Das ist das historische „Szenario“ (S. 140), das J. Latacz entwirft und das er an anderer Stelle so formuliert: „Was sich da deutlich abzeichnen scheint, ist Expansivität, aber nur in eine Richtung: Von West nach Ost, von Achijawa nach Kleinasien – nicht umgekehrt.“ (S. 336)

Überhaupt geht Latacz von der Historizität des Troianischen Krieges aus, billigt ihr allerdings nichts „wirklich Verbindliches“ zu, aber doch eine „Wahrscheinlichkeit“ (S. 342). Im Zuge seiner Beweisführung kam er sowieso immer wieder zu Zwischenergebnissen und Folgerungen wie „Homers Handlungskulisse ist historisch“ (S. 169ff.), „Die Welt der Angreifer ist mykenisch“ (S. 261), „Die Troia-Geschichte ist in der mykenischen Zeit erdacht worden“ (S. 297ff.), bis endlich das Buch mit dem letzten Abschnitt „Das Resultat: Ein Krieg um Troia ist wahrscheinlich“ (S. 338 - 342) abschließt.

Selbstverständlich kann ich nicht beweisen, dass Latacz „Recht“ und Schrott „Unrecht“ hat. Bei der Gesamtwürdigung des Buches ist allerdings festzustellen, dass die These von R. Schrott eher vorsichtig und distanziert aufgenommen wird. Uneingeschränkte Zustimmung erfährt er nicht. Ich habe aber ein wenig den Eindruck, dass die Universität Innsbruck mit ihrem Homer- und Schrott-Kongress aus Sympathie für und Solidarität mit einem österreichischen „Außen-seiter und Aufmischer“ den herkömmlichen Wissenschaftsbetrieb und die allgemein akzeptierte Lehrmeinung etwas einseitig zuspitzt und verbiegt, um dem begabten und natürlich klugen und gelehrten Landsmann mehr Wahrscheinlichkeit und auch vielleicht mehr wissenschaftlich unterfütterte Publizität zukommen zu lassen.

#### Anmerkungen:

- 1) Raoul Schrott: „Adana: Homer hat endlich ein Zuhause – in der Türkei“, in: Frankfurter Allgemeine Zeitung, 22. Dezember 2007.
- 2) Joachim Latacz, Troia und Homer. Der Weg zur Lösung eines alten Rätsels. Piper Verlag GmbH, München 2003 (Taschenbuchausgabe).
- 3) Wolfgang Kofler, „Die Ilias als fiktionaler Text“ in: Ulf/Rollinger, S. 311.
- 4) Andreas Mehl, „Zyperns Einordnung in die politische Welt Vorderasiens im späten 2. und frühen 1. Jahrtausend v. Chr.“, in: Ulf/Rollinger, S. 207.
- 5) Ivo Hajnal, „Namen und ihre Etymologien – als Beweisstücke nur bedingt tauglich?“, in: Ulf/Rollinger, S. 242. Hajnal bezieht sich hier auf Schrotts Buch: Homers Heimat. Der Kampf um Troia und seine realen Hintergründe, München 2008.
- 6) In: Ulf/Rollinger, S. 391 – 407.

- 7) Vorwort zu Homer, Ilias übertragen von Raoul Schrott, München 2008, VII (bei Patzek Anm. 1 auf S. 404).
- 8) R. Schrott, Homers Heimat...München 2008, S. 96f. (bei Patzek Anm. 2 auf S. 404).
- 9) „Wer hat mein Lied so zerstört?“ – Dr. Paul Draeger zur Ilias-„Übertragung“ von Raoul Schrott <http://www.alte-sprachen.de/?p=1206>.
- 10) „Kilikien, Hethiter und Danaer in ägyptischen Quellen der Spätbronzezeit“, in: Ulf/Rollinger, S. 149 - 180.
- 11) Dieter Hertel, „Übereinstimmungen und Widersprüche zwischen Text und Örtlichkeit (Hisarlık und Troia)“, in: Ulf/Rollinger, S. 58 (vgl. dazu die Ergebnisse bei Haubold, s. Anm. 16).
- 12) Justus Cobet, „Die Ilias, Asien und Europa“, in: Ulf/Rollinger, S. 425.
- 13) Barbara Patzek, a. a. O., S. 392.
- 14) Friedrich Maier, Schicksal, Glück und Lebenssinn. Lateinische Glanzlichter der europäischen Literatur. J. Lindauer Verlag, München 2011, S. 101.
- 15) Bezeichnung von H. Heuser, Als die Götter lachen lernten. Griechische Denker verändern die Welt, München 1997, S. 11. (zitiert von Maier auf S. 99; auf S. 12 seines Buches hatte Maier diese Stelle auch schon zitiert.)
- 16) Cobet, a. a. O. (s. Anm. 11), S. 438/39, Anm. 39.
- 17) Harald Hauptmann/Mehmet Özdoğan, „Die Neolithische Revolution in Anatolien“, in: Die ältesten Monumente der Menschheit. Herausgegeben vom Badischen Landesmuseum Karlsruhe, Konrad Theiss Verlag GmbH, Stuttgart 2007, S. 26.
- 18) Vgl. dazu sein Buch „Sie bauten die ersten Tempel. Das rätselhafte Heiligtum der Steinzeitjäger“ von 2006.
- 19) Siehe dazu den Aufsatz von Cobet (vgl. Anm. 11) auf S. 426.
- 20) Johannes Haubold, „Lykien (und Kilikien) in der Ilias“, in: Ulf/Rollinger, S. 375 – 390.
- 21) Phaidon Verlag, Essen. Dieses Buch war Teil der in den Jahren 1958 bis 1966 in mehreren Auflagen erschienenen Serie „Große Kulturen der Frühzeit“.
- 22) „Die Diskussion über Ilias und Homer: alte Thesen – neue Zugänge“, in: Ulf/Rollinger, S. 11 bis 24.
- 23) Ulf bezieht sich hier auf Lukians „Wahre Geschichten“, Teil 2.
- 24) „The Expansion of the Neo-Assyrian Empire and Its Peripheries: Military, Political and Resistance“, in: Ulf/Rollinger, S. 225 - 239.
- 25) Ulf/Rollinger, S. 31 - 43

- 26) „Varianten der Kulturbegrenzung“, in: Ulf/Röllinger, S. 409 - 423.
- 27) „Die Entstehung der Ilias“, in: Ulf/Röllinger, S. 329 - 340.
- 28) „Homers ‚orientalische Verbindungen‘“, in: Ulf/Röllinger, S. 135 - 147.
- 29) Econ-Verlag GmbH, Düsseldorf 1955 (bis 1957 acht Auflagen mit 280.000 Exemplaren).
- 30) Wolfgang Röllig, „Und ich baute starke Festungen an allen Enden auf den Grenzen ...‘ Zur Bedeutung der Inschriften und Reliefs vom Karatepe-Aslantaş“, in: Ulf/Röllinger, S. 117.
- 31) Marion Meyer, „Kilikien: örtliche Gegebenheiten und archäologische Evidenzen“, in: Ulf/Röllinger, S. 91.
- 32) Hajnal (s. Anm. 5), S. 247 (vgl. S. 249 u.).
- 33) Gerd Steiner, „Namen, Orte und Personen in der hethitischen und der griechischen Überlieferung“, in: Ulf/Röllinger, S. 277.

Heinz-Jürgen Schulz-Koppe, Köln

*Hakan Baykal: Der erste Reporter – Herodots Berichte aus aller Welt, Wissenschaftliche Buchgesellschaft (Primus-Verl.) Darmstadt 2013. 159 S., EUR 19,90 (ISBN 978-3-86312-040-5).*

Um es vorauszuschicken – HAKAN BAYKAL (B.) legt nicht die (wieviele?) durchgängige wissenschaftliche Monographie über den *pater historiae* (CICERO) vor, sondern eine geistreich-unterhaltsame wie angenehm lesbare Sammlung journalistischer Essays zu seinem Landsmann und ihm Seelenverwandten, deren Leichtigkeit der Darstellung die Selbstverständlichkeit der gleichsam beiläufig mitgegebenen Einzelinformationen wohl nicht ohne Absicht entspricht.

So zeigt die Einführung in Zeit und Werk (S. 7 - 14) HERODOT als Erzähler von Geschichte wie Fabulierer von Geschichten, als Ethnologen und Geographen, als Biologen und Klimaforscher – als Enzyklopädisten der zu seiner Zeit bekannten Welt und ihrer Phänomene, und immer wieder: ihrer Menschen. Der ‚rote Faden‘, von welchem er ebenso oft ins Anekdotische und Legendenhafte abschweift wie er zu den historischen Fakten zurückkehrt, sind die Auseinandersetzungen zwischen Griechen und dem Perserreich, im Besonderen die Kriege zwischen 490 und 479 v. Chr.

Es ist ein Füllhorn kleiner Einzelbilder, die B. aus ihrer Abfolge im Geschichtswerk seines Kollegen löst und in fünf Themenkreisen – durch

Querverweise teils (S. 125, 128, 142, 147) aufeinander bezogen – neu zusammenfasst, die aber den o. g., weitergehenden Fachgebieten Herodots durchaus angemessen sind: Von Göttern und Menschen (S. 15 - 48) – Von Völkern und Ländern (S. 49 - 76) – Von Forschern und Entdeckern (S. 77 - 104) – Vom Feiern und Trauern (S. 105 - 130) – Von Fürsten und Dienern (S. 131 - 153). Ein kurzes Verzeichnis allgemeinerer Literatur sozusagen um den Autor herum (S. 159) rundet die bunte Anthologie ab, Textgrundlage ist die Kröner-Übersetzung der Historien von A. HORNEFER (Stuttgart 41971). So hören wir von der tranceseligen Reise des ARISTEAS AUS PROKONNESOS, Apollons Schamanen (S. 16 - 21), von der Küste des Marmarameeres ins Innere Asiens, auf der Route einer Seidenstraße, die es (im 7. Jh. v. Chr.) noch lange nicht gab und nahezu 2000 Jahre vor MARCO POLO – in der Erzählung des antiken Reporters wie der Machbarkeitsprüfung des modernen, welcher sich hierfür auch auf Fachautoritäten stützt. Geschlechtliche Verbindungen von Mensch und Tier sind auch dem griechischen Mythos nicht fremd, man denke an die kretische Königin Pasiphae und den Minotaurus oder die Spartanerin Leda und ihren Schwan, aber Herodot siedelt seinen ersten Skandal im Rahmen des ägyptischen Logos im östlichen Nildelta an – die Anekdote um den Bock von Mendes (S. 28 - 33), während eines Aufenthaltes des Autors ebenda und zuvor bereits von Pindar bestätigt, wird aus ägyptologischer und religiöser, aus sexologischer und moderner juristischer Perspektive gedeutet – als Urthema der Menschheit wie auch der Kavallerie des Alten Fritz. Die Beschneidung – nicht Verstümmelung – , von Herodot bei den Ägyptern merklich distanziert beobachtet und mit Hygiene begründet, bei manchen Völkern Aufnahme ritual in die Kriegerklasse, im AT von JAHWE im Zeichen des Bundes (S. 34 - 37) als Gesetz schon ABRAHAM aufgegeben, zeigt sich – nicht ohne Schalk beschrieben – über die Verehrung des *sanctum praeputium* des beschnittenen Messias (Lk) bis in die Neuzeit hinein für B. noch in der tagesaktuellen Diskussion als „gleichsam konstituierendes Element des jüdisch-christlichen Abendlandes“ (S. 35). Rituelle Tötungen, die Herodot den

Persern attestiert (S. 38 - 43 → AT, germanisch-nordische oder mittelamerikanische Praktiken), Tempelprostitution bei den Babyloniern, die er – auch mit einer Prise Süffisanz („Altherrenwitz“) – ausweidet (S. 44 - 48 → Devadasi in Indien), erweist B. als zeitenübergreifende multikulturelle Phänomene und findet einmal mehr – journalistisch recherchiert – für beides Beispiele auch im Heute.

Sitten und Bräuche des ägyptischen Pharaonenreiches beschreibt der Ethnograph mittels ihrer völligen Gegensätzlichkeit zu den eigenen, hellenischen Verhältnissen – „Symmetrie im Gegensätzlichen“ als Erzählprinzip (R. BICHLER, S. 51), Eigentümliches bis Skurriles, eine Verkehrte Welt (*mundus inversus*, S. 50 - 54), die er Mitte des 5. Jh. v. Chr. in Augenschein nimmt, über deren kulturelle Leistungen er seine Leserschaft aber mit Bewunderung und Faszination staunen lässt. Überhaupt ist der antike wie moderne Reporter zum einen Publizist und Vortragender, welcher sein Publikum finden und unterhalten will, zum anderen Wissenschaftler und Intellektueller, welcher mit der Darstellung fremdartiger Zustände auch Stellung bezieht zu denen der eigenen Gesellschaft. Und jene findet Herodot bei den barbarischen Völkern am Rande der *Oikumene* (S. 55 - 59), das Ideal des ‚edlen Wilden‘ (Aithiopen) ebenso wie eine Rohheit, die sich – abgestuft – vor allem in Formen von Kannibalismus und sexueller Promiskuität zeige – und für die eigene „*Performance*“ (S. 58) ein dankbares Sujet hergab. Das bedrohliche Eintreten der skythischen Reiternomaden ins Blickfeld der Griechen als Folge einer eurasischen Völkerwanderung im Nordosten, die Diskussion um die kleinasiatische Herkunft der Etrusker im Westen (Herodot – DIONYSIOS VON HALIKARNASS – THEOPOMP, S. 60 - 64), Herodots Unglaube an die Hyperboreer, des PYTHEAS VON MASSILIA Bericht über Thule im Nordwesten, PLATONS Atlantis weit westlich der Säulen des Herakles, schließlich die Berührungen Europas mit dem *El Dorado* im Osten, dem indischen Subkontinent (S. 71 - 76) umreißen den geographischen Horizont unserer beiden Reporter. B. zeichnet dabei auch das Wiederauftauchen der legendären Inseltrias im Übergang von Renaissance zu

Aufklärung nach – mitsamt der kruden Ableitung NIETZSCHES zu Beginn seines Antichrist und ihrer widerwärtigen Vereinnahmung durch die nationalsozialistische Ariosophie (S. 65 - 70). Die Landnahme(n) Indiens durch ALEXANDER D. GR. und römische Händler, über den 2. Kreuzzug (1147 - 49) und VASCO DA GAMA'S Entdeckung des Seewegs dorthin (1498) bis zum Ende der britischen Kolonialherrschaft 1947 haben den antiken Reporter dann aber bereits weit hinter sich gelassen.

Für den modernen (S. 78 - 82) sind die Phönizier die ersten und besten unter den Entdeckern zur See: die Expedition im Auftrag des ägyptischen Pharaos NECHO II. (610 - 594 v. Chr.), nachdem der Durchstich von Rotem ins Mittelmeer gescheitert war und ins 19. Jh. verlegt werden musste, umschiff laut Herodot Libyen = Afrika auf großer Fahrt von Osten her, ihre Nachfahren, Punier unter HANNO VON KARTHAGO, werden in der Gegenrichtung die Säulen des Herakles hindurch zunächst an Westafrika entlang fahren und immerhin den Golf von Guinea erreichen; auf ihren Landexpeditionen begründen sie Siedlungen und entdecken wilde Völker – Gorillas. Erst Ende 1487 wird mit dem Portugiesen BARTOMOLËU DIAZ wieder ein Seefahrer das Kap der Guten Hoffnung umrunden ... An den Quellen des Segens (S. 83 - 87) spürt er die Ursprünge des sagenumwobenen Nil im Gebirge des heutigen Burundi und Ruanda auf – Herodot kommt nur bis zur Insel Elephantine beim ersten Katarakt (und dem modernen Assuan). Die nach Herodot von Pharao PSAMMETICH I im 7. Jh. durch ein Experiment mit Neugeborenen angestoßene und bis heute letztlich erfolglose Suche nach der Ursprache (S. 88 - 93), die Erfindung der Eisenverhüttung (S. 94 - 98) im hethitischen Großreich – Herodot führt das Löten von Eisen auf einen GLAUKOS VON CHIOS (unter dem Lyderkönig ALYATTES im 6. Jh. v. Chr.) zurück – , Kryptographie und geheime Botschaften (S. 99 - 104), ausgehend von Herodots Episode um HISTAIOS und ARISTAGORAS VON MILET als Anstifter des Ionischen Aufstandes und von B. bis ins 20. Jh. weitergeführt, beschließen diesen Reigen von dem Forschergeist antiker wie moderner Zeiten gewidmeten Artikeln, für welche das einleitende

Zitat aus den Historien durchweg ‚nur‘ als Ausgangspunkt dient.

Bewußtseinsverändernde Rauschmittel werden von Herodot (Skythen) wie von modernen Konsumenten der Exotik des Nahen und Fernen Orients zugeschrieben, aber B. (S. 106 - 110) legt ihre lange abendländische Tradition wieder frei. Die bekannte (und sprichwortgebende) Geschichte von der Vertanzten Hochzeit (S. 111 - 115) am Hofe des KLEISTHENES VON SIKYON zu Beginn des 6. Jh. v. Chr. gibt B. Gelegenheit zu einer kleinen Kult- und Kulturgeschichte des Tanzes. Und er bleibt weiter im privat-persönlichen Bereich: seinem antiken Kollegen attestiert er eine fast besessene Neugier an zwei gesellschaftlichen Urphänomenen – der Sexualität und dem Umgang mit Tod und Toten, die diesem auch als Gradmesser des Zivilisationsstandes der beschriebenen Völker – sei es der nomadischen Massageten nördlich des Kaspischen Meeres, sei es der bewunderten Ägypter vergleichsweise ‚vor der Haustür‘ – dienen, und speist einmal mehr auch hier Beispiele aus unserer Gegenwart mit ein (S. 116 - 125). Herausgehoben die Bestattungsriten der Skythen (S. 126 - 130), Vorboten der ‚Gefahr aus dem Osten‘ kommender Jahrhunderte (Hunnen, Mongolen, Türken), und auch hier wird der detaillierte Autopsie-Bericht (IV 81) des Reporters durch die von B. zitierte moderne Wissenschaft bestätigt – es sind merklich die ethnographischen Partien aus Herodots Geschichtswerk, denen B. mit Vorliebe die Blüten für seinen Kranz entnimmt.

Stärker historisch ausgerichtet der letzte; nur lose an Herodot anknüpfend (S. 132 - 137) über Formen antiker (namentlich römischer) wie moderner Sklaverei: der sagenhafte Prunk des persischen *schahan schah*, Organisation und Infrastruktur des Achaimenidenreiches, militärische Rüstung – Hybris am Beginn der Niederlage, bei KROISOS, XERXES und REZA PAHLEVI (S. 138 - 143). Das wahnsinnige Wüten des Jüngeren KAMBYSES unter den Einwohnern des ägyptischen Memphis wie in seiner eigenen Familie, nicht – wie Herodot erklärt – aufgrund von Epilepsie (S. 144 - 147), der aussichtslose Kampf der 300 (tatsächlich etwa 1000) bei den Thermopylen 480 v. Chr., nicht kriegsentschei-

dend, aber mythenbildend (S. 148 - 152), zuletzt die Begründung des Kulturkampfes zwischen hellenischem (demokratischem) Okzident und dem (despotischen) Orient der Barbarenvölker (S. 153 - 157) in den Frauenraub-Sagen durch unseren Reporter aus Halikarnass sowie seine fragwürdige Stilisierung zum Ost-West-Konflikt in Generationen nach einem AISCHYLOS (Perser) oder Herodot runden die Sammlung ab.

Ein Buch, das man – einmal mit der Lektüre begonnen – nicht ohne Weiteres wieder zur Seite legt: unangestrengt kenntnisreich, auf unterhalt-same Weise historisch, geographisch, ethnolo-gisch informativ, durchgängig auch im Rückgriff auf die fachwissenschaftliche Diskussion – feuille-tonistische Essays im besten Sinne, mitunter den Leser direkt ansprechend (S. 75, 104, 120) oder sympathisch Anteil nehmend (S. 41, 70, 121). Eine Werbung für einen antiken Autor, gerichtet zumal an diejenigen, welche ihn – wie B. (S. 8f.) – nicht in Schule oder Universität kennenlernen konnten oder wollten.

MICHAEL P. SCHMUDE, Boppard

„*Neues von Sisyphus*“. *Sprichwörtliche Mythen der Antike in moderner Literatur, Medien und Karika-turen. Mit 166 Abb. (Kulturelle Motivstudien 13)* Wien 2013: praesens. 393 S., EUR 43,80 (ISBN 978-1069-0716-3).

Griechische und lateinische Sprichwörter (hier kurz: Spr.) und sprichwörtliche Redensarten (RA) begegnen seit Jahrhunderten in allen Kom-munikationsbereichen: Romanen, Aphorismen, Graffiti, Zeitschriften- und Zeitungs-Schlagzeilen, Bildunterschriften bei Gemälden, auf Plakaten und Werbetafeln usw., „was bei einem vielleicht heute doch weniger klassikerfesten Publikum zu Verständnisschwierigkeiten führen kann“, zumal wenn es sich um bloße Anspielungen handelt wie in einer Veröffentlichung des Stuttgarter Oberbürgermeisters MANFRED ROMMEL „Vor uns der Stein des Sisyphus, über uns das Schwert des Damokles, hinter uns der Stall des Augias ...“. In solchen Fällen das Verständnis zu fördern bemüht sich in dem hier vorzustellenden Buch WOLFGANG MIEDER, langjähriger Leiter des Ger-manistik-Departments der Universität Burling-ton (Vermont), im internationalen Maßstab der



Sprichwortforscher schlechthin, s. die Auswahl der von ihm verfassten und herausgegebenen Publikationen in: *Wer ist wer?*, Bd. LI 2013/2014, Lübeck 2013, und in: *Kürschners Deutscher Gelehrten-Kalender 2014*, Berlin und Boston 2014 sowie in: Wolfgang Mieder, *International Bibliography of Paremiology and Phraseology*, 2 Bde., Berlin, New York 2009. In FC wurden bereits folgende Werke Mieders gewürdigt: „Cogito, ergo sum“ (FC 1/2007, 59 - 61, auch in *Proverbium* 25, Burlington 2008, 447 - 449) sowie „Sein oder Nichtsein“ (1/2009, 70 - 72, auch in *Proverbium* 26, 2009, 447 - 450 und in *Phasis* 11, Tbilisi 2008, 179 - 182). In *Proverbium* 27, 2010, 393 - 402 wurde „Geben Sie Zitatenfreiheit“ zu „gestutzten Worten“ SCHILLERS vorgestellt; ein entsprechendes Werk zu GOETHE erschien 2011: „Wie anders wirkt dies Zitat auf mich ein. Johann Wolfgang von Goethes entflügelte Worte“ (wird besprochen). Mieder greift für „Neues von Sisyphus“ wie für seine anderen einschlägigen Arbeiten auf ein in über 40 Jahren aufgebautes höchst eindrucksvolles Archiv und zahlreiche Vorarbeiten zurück. Er tut dies in seinem neuen Buch außer in Vorwort und Einführung in 28 jeweils einem Spr./einer RA gewidmeten Kapiteln mit insgesamt knapp 800 unterschiedlich langen Texten (am längsten sind die von NIETZSCHE), wobei Wiederholungen und Überschneidungen unvermeidlich sind. (Zu Sisyphos gibt es 150 Zitate!) Ihnen sind 166 Abbildungen beigegeben, schwarzweiß oder *chamois*, aus drucktechnischen Gründen hinter den Texten; der Buchumschlag verwendet MATTHEUERS Holzschnitt „Der übermütige Sisyphus“. Allein dieser mythischen Gestalt sind 22 Abbildungen gewidmet: Ein Mann versucht, den mit Hammer und Sichel dekorierten „Reform“-Stein einen steilen Berg hochzuschieben (1991!); auf einer Karikatur von 2006 bemüht sich Gysipha (augenscheinlich MERKEL), einen Fels, gegen den Widerstand von vier „Landesfürsten“ („Andenpakt“?) einen Steilhang hochzubewegen. Hier noch einige Beispiele für die unterschiedlichen Aspekte auf die Sisyphos-Gestalt anhand nicht-bebildeter Texte: „Sisyphos lebt: Er wäscht ab“; „Büroschluss: Sisyphos steigt erleichtert hinunter“; „Kollege X hatte man eine verantwortliche Sisyphus-Arbeit anvertraut, aber er missbrauchte

das in ihn gesetzte Vertrauen und brachte die Arbeit zum glücklichen Ende“; „Sisyphos wird nie arbeitslos“; „Sisyphos ist deprimiert seit sie ihm den Arbeitsplatz wegrationalisiert haben“; „Sisyphos erhält Arbeitslosenunterstützung, nachdem er den Stein ans Ziel gebracht hat“. Zu zahlreichen mythischen Lemmata treten einige andere, etwa historische, die zum Beispiel den Kyniker DIOGENES und König PYRRHOS betreffen. In der Regel gibt Mieder nach einer kurzen Einführung (z. B. Worum geht es bei „Prokrustesbett“?) in chronologischer Folge die nicht oder nur geringfügig veränderten Zitate, Fremdsprachliches gewöhnlich (auch) in deutscher Übersetzung, gelegentlich mit Rekurs auf die ursprüngliche griechische bzw. lateinische Form; Weiterführungen (in einem Ikaros-Gedicht beginnt die 5. Strophe: „Es ist nicht wahr, dass er abgestürzt ist ...“), Travestien bzw. „Antisprichwörter“ (dazu, wie zu anderen allgemeineren Problemen, s. meine oben erwähnte Besprechung von Mieders Buch über Schillers „gestutzte Worte“. Mieder bietet gelegentlich Englisches, aber im allgemeinen Deutsches, hauptsächlich aus Quellen, die nicht jeder von uns im Blick hat. Wer liest z. B. – 100. Geburtstag hin, 100. Geburtstag her – WILLY BRANDT-Reden, in denen er sich über „Die Taktik des ‚trojanischen Pferdes‘ ... in der kommunistischen Politik gegenüber allen anderen Arbeiterorganisationen“ äußert. Mieder bietet vielfach Entlegenes, auch Allerneuestes: Im Lemma „*Pecunia non olet*“ sind WESTERWELLE und die Hotelsteuer von 2011 erwähnt. Ein „Zeit“-Artikel von 2012 betrifft „Pandoras neue Büchse. Griechenlands Los ist unser Schicksal“. Für derlei aparte Fundstücke, die von einer permanenten Wachsamkeit des ‚Feldforschers‘ zeugen, muss ihm der Leser besondere Anerkennung zollen. Ich tue es, indem ich ihm Vorschläge für eine unbedingt zu wünschende Neuauflage mache.

Zusätzlich aufgenommen werden sollte aus SHAKESPEARES Kaufmann von Venedig III 5 die Äußerung von Shylocks Diener Lancelot zu dessen Tochter Jessica: „*Thus, when I shun Scylla, your father, I fall into Charybdis, your mother*“. Vor einer der letzten Bundespräsidentenwahlen in Deutschland gab es eine Wählerinitiative zugunsten des Künstlers LORIOT („*Loriot for president*“),

und diese Initiative stand unter einem Motto, das den bürgerlichen Namen des Künstlers – VICTOR VON BÜLOW – enthielt: „*Veni vidi Vicco*“. Mit „*Veni vidi vici*“ berichtete CAESAR über einen erfolgreichen Feldzug sprachlich und rhythmisch unüberbietbar einprägsam: dreimal die gleiche grammatische Form: 1. Sing. Ind. Perf. Akt. und damit die gleiche Endung; gleiche Silbenzahl; Alliteration. Die von PLUTARCH überlieferte Übersetzung ins Griechische, das muss ich als Gräzist leider sagen, ist längst nicht so eindrucksvoll: ἤλθον εἶδον ἐνίκησα. ERIKA PLUHAR zitiert in einem ihrer Lieder einen italienischen Lover: *Veni vidi vitschi*. Zum „Trojanischen Pferd“, mit dem man sich, wie die Griechen vor Troja, unbemerkt beim Gegner einschleicht (das „Danaergeschenk“ hat bei Mieder ebenfalls einen Artikel) gehört der als „Trojaner“ gefürchtete Computervirus. Nichts mit Troja zu tun hat (wie man bei der häufig falschen Aussprache Trō-ika annehmen könnte) die in den Medien jetzt viel zitierte „Troika“; es ist das russische Wort für „Dreiheit“. Als jemand den späten BRECHT darauf hinweist, dass er – der Friedensfreund – 1915 kriegsbegeisterte Verse geschrieben hat (Brecht war da Gymnasiast!) repliziert er: „Auch ich habe meine Achillesverse“. Sisyphos, einer der bekannten von den Göttern für Frevel bestraften Gestalten des Mythos, liefert den Nickname für den seit Jahren um die Etablierung der Partei Die Linke unaufhörlich bemühten Politiker Gysi: Gysiphos. – Vielfach gibt Mieder Verständnishilfen. So ordnet er einem doppelgesichtigen BISMARCK aus dem „Kladderdatsch“ von 1890 folgenden Text zu: „Janus. Man ist sehr gespannt auf die Probe, ob die für den inneren Sieg zu errichtende Siegestsäule so groß werden wird, wie die für den äußeren Sieg [1871 über Frankreich] errichtete“. Mit dem „inneren Sieg“ gemeint ist vermutlich die Durchsetzung der Sozialistengesetze. In „*Mens sana ...*“ stellt in einer SPIEGEL-Karikatur von 1989 eine Gestalt mit gutaussehendem großem Kopf auf einem kleinen Körper den damaligen Bundespräsidenten VON WEIZÄCKER dar, eine zweite Gestalt mit einem kleinen Kopf auf einem Riesenkörper den Bundeskanzler KOHL. – Mieder nennt aus der kaum noch überschaubaren einschlägigen Literatur zahlreiche Titel. Hier seien einige zusätzliche genannt, die

zusätzliches Material und weiterführende Hinweise enthalten. (Zu den im Folgenden genannten Publikationen meine Rezensionen in Klammern.) WINFRIED BÜHLER (Hg.), *Zenobii Athoi proverbia ...* 4, 1982 (Götting. Gel. Anz. 240, 1988, 92 - 96; Deutsche Literaturzeitung 109, 1988, 366 - 369); REINHARD HÄUSSLER (Hg.), Nachträge zu A. OTTO, *Sprichwörter der Römer*, 1968; CHRISTIAN HELFER, *Crater dictorum*, 1993 (Gnomon 69, 1997, 368 - 371); HERBERT HUNGER, *Lexikon der griechischen und römischen Mythologie mit Hinweisen auf das Fortwirken antiker Stoffe und Motive in der bildenden Kunst, Literatur und Musik des Abendlandes bis zur Gegenwart*, 5. Aufl. 1957 (Gymnasium 79, 1972, 158 - 162), 9., vollst. Neub. Aufl. von CHRISTINE HARRAUER, 2006 (FC 2/2011, 159 - 161); DETLEF LIEBS, *Lateinische ... Rechtssprichwörter* (FC 4/2000, 286 - 288; zur 7. Aufl. 2007 FC 1/2008, 66f.; REINHARD STRÖMBERG, *Greek Proverbs*, 1954 (Deutsche Literaturzeitung 81, 1960, 1078 - 1083); RENZO TOSI, *Dizionario delle sentenze Latine e Greche*, 3. Aufl. 1992. – Zu ARLT, *Die Flucht des Sisyphos* (Mieder S. 17) s. die Rez. FC 2/2009, 154 - 156; zu KLAUS BARTELS, *Veni*, 12. erg. Aufl. 2008 (FC 4/2008, 272; zur 11. Aufl. ausführlich Gymnasium 114, 2007, 398ff.; 13., erg. Aufl. 2010); zu SEIDENSTICKER/WESSELS, *Mythos* (Mieder S. 17; FC 3/2001, 2006 - 2008); zu STRÖMBERG, *Griechische Sprichwörter* (Mieder S. 10; Fortsetzung seiner *Greek Proverbs*; Rez.: Deutsche Literaturzeitung 81, 1962, 792 - 796).

Wolfgang Mieders Buch sind insbesondere im Hinblick auf hochinteressante, schwer zugängliche, oft ausgesprochen witzige Texte und Abbildungen ein gutes Echo und eine erweiterte Neuauflage zu wünschen.

JÜRGEN WERNER, Berlin

*Florence Dupont, Rom – Stadt ohne Ursprung. Gründungsmythos und römische Identität. Darmstadt 2013. EUR 29,99 (ISBN 978-3-8053-4679-5).*

Jede Schülerin/jeder Schüler des Lateinischen kennt den Mythos von Aeneas, aber auch die Geschichte von Romulus und Remus. Der Dichter VERGIL hat bekanntlich die Geschichte des Aeneas in seinem Epos so verarbeitet, dass die herrschende

Meinung der Forschung darin besteht, zu glauben, die Römer hätten einen engen Zusammenhang zwischen der Größe ihres Reiches und einer eindeutig bestimmbar Identität und Herkunft hergestellt. Die Pariser Forscherin FLORENCE DUPONT, Tochter von PIERRE GRIMAL, versucht in ihrem Buch diese These zu widerlegen.

In der Einleitung (11 - 25) erklärt sie ihre Absicht, „die heute geläufige Vorstellung einer nationalen Identität vor dem Hintergrund der römischen Antike zu überdenken und analytisch zu entzaubern“ (11). Insofern ist das Buch von Florence Dupont (D.) auch ein politisches Buch. Im Vordergrund ihrer Untersuchungen weist D. darauf hin, dass der entscheidende Text für ihre Analysen die *Aeneis* des Vergil ist; dies geht aus dem französischen Titel eindeutig hervor, nicht aber aus der deutschen Fassung (*Rome, La ville sans origine. L'Énéide: un grand récit du métissage?*). Der deutsche Titel ist daher ungenau, denn er suggeriert einen Rückgriff auf zahlreiche wichtige lateinische Texte und stellt nicht – wie im Französischen – die *Aeneis* als eine bedeutende Erzählung der Mischung/Ver-mischung in den Vordergrund und gleichzeitig in Frage. D. widerlegt auch die Vorstellung, die im 19. Jahrhundert vorherrschte, dass Rom einfach ein Imitat von Griechenland bzw. Athen war und dass man daher auf das Ursprüngliche, nämlich das Griechische, zurückgehen solle. D. belegt ihre These an zahlreichen Beispielen. Athen kapselte sich als Stadtstaat nach außen ab (ebenso die anderen griechischen Poleis), betonte die eigene Identität, hatte eine eigene Götterwelt, die griechischen Stadtstaaten waren insgesamt sehr unterschieden und auch stolz darauf; Rom hingegen war nach außen offen, nahm ehemalige Feinde sogar als freie Bürger auf, verschaffte sich Macht und Reichtum durch den Zuzug zahlreicher Fremder aus allen Teilen des Reiches und integrierte diese (13ff.). Die Fähigkeiten und Talente sowie den materiellen Reichtum dieser zugezogenen Fremden nutzte Rom, um das römische Reich immer größer und mächtiger werden zu lassen. Das Besondere war nun, dass die Bürger, egal ob sie direkt aus Rom stammten, aus italischen Nachbarregionen und gar aus dem Osten des Reiches, ihren Herkunft-

ort (*origo*) bewahren konnten bzw. sich innerhalb des römischen Reiches mit einem bestimmten Ort identifizieren durften. Hieran war das Bürgerrecht geknüpft (17). Daraus ergab sich folgende Konstellation: „Jeder Römer war auf diese Weise sowohl Bürger Roms als auch Bürger des Ortes, der seine *origo* darstellte, auch wenn er womöglich an keinem der beiden Orte jemals gelebt hatte. Die *origo* ist also ein juristischer Kunstgriff, unabhängig vom Wohn- oder Geburtsort des jeweiligen Bürgers; allerdings ist sie ein Konstrukt, das eine konkrete Wirklichkeit schafft: Die *origo* ermöglicht die Bindung des einzelnen Bürgers an das Territorium des römischen *imperium* und macht ihn zum Teil der Bürgerschaft (*civitas*)“ (17). Wie anders die Griechen verfahren, geht allein schon daraus hervor, dass sie keinen äquivalenten Begriff für *origo* besaßen. Als herausragendes Beispiel für die Integration nennt D. das Beispiel des PLUTARCH, dessen *origo* die Stadt Chaironea war, der – nicht zuletzt wegen seiner Bekanntschaft mit zahlreichen römische Adligen und natürlich auch wegen seiner in Griechisch verfassten Texte – das römische Bürgerrecht erhielt und sich den Namen LUCIUS MESTRIUS PLUTARCHUS zulegte.

D. erläutert auch, warum sie die *Aeneis* des Vergil als Grundlage ihrer Analysen nahm: sie versteht dieses Epos „als einen Sprechakt und ein komplexes anthropologisches Phänomen (...) und nicht als ein literarisches Denkmal“ (20). Daher prüft sie, warum dieser Text in Rom gelesen wurde und unter welchen Bedingungen, und verzichtet gleichzeitig auf überzogene Lobhymnen. Am Ende ihrer Einleitung erklärt D. ihr weiteres methodisches Vorgehen.

Daran schließen sich sechs Kapitel an, in denen sie versucht, die oben genannte These zu untermauern. Kapitel 1 lautet: Wer die Anfänge Roms sucht, findet griechische Geschichten (27 - 59), Kapitel 2 thematisiert das Ritual der *origo* in Rom und stellt den Pilgerzug nach Lavinium vor (61 - 81), Kapitel 3 untersucht die ORIGO und das *nomen Latinum* (83 - 106), Kapitel 4 bietet eine Schreibanleitung zur *Aeneis*: eine Poetik der *origo* (107 - 136), Kapitel 5 erläutert die Begriffe Genealogie, Etymologie und *origo* (137 - 155), in Kapitel 6 erklärt D., wie es Aeneas in der *Aeneis* gelingt, nicht zur Gründerfigur zu werden (157

- 184). Auch im Fazit spielt der Begriff der *origo* eine herausragende Rolle (185 - 208). Im Schlussteil findet der Leser die Anmerkungen (209 - ) sowie die Bibliographie (223f.).

Die eingangs erwähnten Mythen von Romulus und Remus sowie von Aeneas sind nicht die einzigen Erzählungen, und erst recht ist die These eines zweifachen Ursprungs Roms nicht besonders alt (27). Vielmehr gab es zahlreiche Gründungsgeschichten der Stadt Rom; der Mythos von Aeneas ist nach D. ein Konstrukt, das auf einer Reihe von unterschiedlichen griechischen Erzählungen basiert. Diese Texte waren Grundlage jenes Mythos über Aeneas, der sich erst im ersten vorchristlichen Jahrhundert herauskristallisiert hat (29). Im ersten Kapitel beschreibt und analysiert D. unterschiedliche Erzählungen, die zunächst ohne Zusammenhang waren, lediglich der Name Rom verband sie. Von einer römischen Identität ist in keiner griechisch geprägten Gründungserzählung die Rede. Andererseits ist Rom auch keine griechische Stadt wie jede andere, denn durch die Einflüsse der Barbaren, die integriert wurden, erhielt Rom sein typisches Gepräge, wie bei DIONYSIOS VON HALIKARNASS zu lesen ist (52ff.). Wichtig ist aus der Sicht von D. der Kontakt der Römer zu den unmittelbaren Nachbarn, vor allem den Latinern. So hätte – wie D. nachzuweisen glaubt – Vergil einheimische Latiner erfunden (186), die trotz der Verbindung, also Vermischung mit den Trojanern Latiner geblieben seien. In diesem Zusammenhang ist der Begriff *nomen Latinum* von entscheidender Bedeutung; darunter ist „die Gesamtheit der *Latini* zu verstehen: Als *Latini* werden diejenigen Völker definiert, die zum Bundesheiligtum des *Jupiter Latiaris* in den Albaner Bergen kommen, wo sie jedes Jahr anlässlich der *Feriae Latinae* einen weißen Stier an der Quelle Ferentina opfern. Indem sie sich selbst durch diesen Akt als Latiner definieren, definieren sie gleichzeitig einen geographischen Raum, nämlich Latium. Latium hat niemals einem genau bemessenen Territorium entsprochen, und schließlich wurde mit diesem Namen ganz Mittelitalien bezeichnet und damit ein Gebiet, das sich immer noch weiter ausdehnen konnte“ (87).

Im 6. Kapitel beschreibt D., in welchen Schritten Aeneas sich geographisch von Troja und HOMER entfernt. Aeneas war in seiner Konstruktion keine griechische Gründerfigur wie Odysseus. Vielmehr löst Vergil ihn schrittweise von seinem homerischen Vorbild Odysseus. Es gibt einfach keinen griechischen Ort, wo Aeneas ein neues Troja gründen kann (164ff.). Vergil evoziert beim Leser folgende Vorstellung: Natürlich hat Aeneas eine zweifache Herkunft, als Nachfahre des Dardanos ist er ein Grieche aus dem Osten, „und durch Dardanos aus Cortona ist er ‚italisch‘“ (184). Der Leser sieht in der Darstellung Vergils „eine Gleichzeitigkeit dieser doppelten Herkunft des Aeneas“ (184). Dennoch gelingt es dem Dichter aus Mantua nach D., Aeneas auf die ein oder andere Herkunft festzulegen. „Durch diesen Verbleib im Ungefähren löst Vergil Aeneas aus dem Kontext der homerischen Dichtung wie der Gründungserzählungen“ (184).

Politische Dimensionen hat das Buch insofern, als D. immer wieder aktuelle Zeitbezüge herstellt, wenn auch zwischen den Zeilen; da es Rom gelungen ist, viele Menschen aus allen Teilen der damaligen Welt zu integrieren, warum – so könnte der aufmerksame Leser fragen – sollte dies heute nicht auch gelingen?

Auch wenn man D. nicht auf allen Wegen ihrer Argumentation folgen möchte, so lädt das Buch auf jeden Fall dazu ein, über den Gründungsmythos der Stadt Rom und ihrer Identität erneut nachzudenken. D. greift aufgrund ihrer profunden literarischen Kenntnisse zahlreiche Details der mittelmeerischen Kulturen auf und versucht ihre Thesen zu untermauern.

DIETMAR SCHMITZ, Oberhausen

*Michael von Albrecht, Große römische Autoren. Texte und Themen. Bd. 1, Caesar, Cicero und die lateinische Prosa. Universitätsverlag Winter, Heidelberg 2013, 266 S., EUR 24,- (ISBN 978-3-8253-6076-4).* – Ders., *Große römische Autoren. Texte und Themen. Bd. 2, Horaz, Vergil und seine Nachfolger. Universitätsverlag Winter: Heidelberg 2013, 266 S., EUR 24,- (ISBN 978-3-8253-6077-1).* – Ders., *Große römische Autoren. Texte und Themen. Bd. 3, Von Lukrez und Catull zu Ovid. Universitätsverlag Winter, Heidelberg 2013, 315 S., EUR 24,- (ISBN 978-3-8253-6078-8).*

Der Verfasser möchte mit den drei Bänden, die jeweils den Titel „Große römische Autoren“ tragen und die bedeutendsten Schriftsteller römischer Prosa und Poesie und deren Nachfolger vorstellen, die besondere Bedeutung der römischen Literatur insgesamt hervorheben. Er betont in der Einführung (9), dass es sich bei der römischen Literatur um „die erste ‚abgeleitete‘, ‚lernende‘ Literatur“ handelt. Das Besondere an diesem Projekt ist die bewusst vorgenommene Abwechslung von Textinterpretationen und darstellenden Beiträgen (13). MICHAEL VON ALBRECHT, Professor em. für Klassische Philologie an der Universität Heidelberg, beabsichtigt mit seinen *Opera* die Freude an die Leser weiterzugeben, die er „an allen hier vorgelegten Texten erfahren hat“ (13), des weiteren möchte er dazu anregen, „lateinische Prosa aufmerksam zu lesen und mit ihr – sei es im unsterblichen Latein oder in der geliebten Muttersprache – zu wetteifern“ (13).

Die Lektüre der drei Bände ist mit den zahlreichen anderen Werken des Autors zu verbinden, insbesondere mit der zum Standardwerk avancierten „Geschichte der römischen Literatur“, die bereits in der dritten Auflage existiert (Berlin<sup>3</sup>2012; – vgl. FC 2/2012, 136 - 138).

Der erste Band enthält vier große Abschnitte; im ersten Kapitel (15 - 75) mit dem Titel: Allgemeines präsentiert Michael von Albrecht (A.) gewissermaßen als Grundlage vier Beiträge, die bereits an anderer Stelle erschienen sind: Die römische Literatur als eine Schule Europas (15 - 24), Wertvorstellungen: Recht und Sitte in der römischen Literatur (25 - 39), Literatur und Wissenschaft in Rom: Wechselwirkungen (41 - 56) und Philosophie und Religion in der lateinischen Literatur der Kaiserzeit (57 - 75). Vieles Erhellende bietet A. in den vier genannten Beiträgen, die hier nicht vertiefend behandelt werden können, vielmehr empfiehlt der Rezensent eine genaue Lektüre der Abschnitte, um auf diese Weise gut vorbereitet die folgenden Kapitel lesen zu können. Das zentrale Kapitel des Buches ist mit Sicherheit der Abschnitt, der CAESAR und CICERO in den Focus stellt (77 - 132). Die Literatur über beide Autoren ist für den „Normalverbraucher“ kaum noch zu überschauen, auch in den letzten Jahren ist eine Reihe von Monographien und Aufsätze über Caesar und

Cicero publiziert worden (A. MORDEL, Marcus Tullius Cicero. Was wir heute noch von ihm lernen können. Würzburg 2012; W. SCHULLER, Cicero oder Der letzte Kampf um die Republik. Eine Biographie. München 2013; M. MÖLLER, Ciceros Rhetorik als Theorie der Aufmerksamkeit. Heidelberg 2013). Umso dankbarer ist der Leser, wenn ihm – wie in diesem Buch von A. – ein Leitfaden an die Hand gegeben wird, der es ihm erlaubt, einen gewissen Überblick über das Werk eines Autors – in diesem Falle der beiden wohl bedeutendsten Prosaautoren der römischen Literatur – zu erhalten, wenn er gleichzeitig aber auch Detailkenntnisse von Textabschnitten erwirbt, die der Verfasser in eingehenden Interpretationen vermittelt. Im darstellenden Teil seines Beitrags (79ff.) beschreibt A., wie Caesar das Wort als Waffe nutzt und untermauert seine Thesen im Folgenden durch die Interpretation zweier Originaltexte. A. wählt einen Brief Caesars an Cicero aus (Cic. Att. 10, 8 B), zunächst in deutscher Übersetzung, dann im lateinischen Original. In dem genannten Brief versucht Caesar, einen noch schwankenden potentiellen Gegner (Cicero) massiv einzuschüchtern; Michael von Albrecht erläutert die Vorgehensweise Caesars Schritt für Schritt, immer mit Textbelegen, wobei sowohl inhaltliche als auch formale Aspekte berücksichtigt werden, ebenso sprachliche und grammatische Einzelheiten. So gelingt es dem Interpreten auf knappem Raum dem Leser eine Vorstellung davon zu geben, wie eine römische Rede aufgebaut sein kann, welcher sprachlicher Mittel sich der *orator* bedient, welche Wertbegriffe und Schlüsselbegriffe in die Rede integriert sind (zum Beispiel: *amicitia, benevolentia, fortuna, vir bonus, controversiae civiles* usw. (82), welches Bild der Redner von sich selbst zu vermitteln versucht und welche Überredungsmethoden er anwendet. Dass A. in der Lage ist, lateinische Texte genauestens und in höchstem Maße überzeugend zu interpretieren, hat er häufig bewiesen, der Rezensent verweist vor allem auf die beiden Werke: Meister römischer Prosa (Heidelberg<sup>3</sup>1995) und Römische Poesie (Tübingen<sup>2</sup>1995). Wie geschickt Caesar das Wort einzusetzen vermochte, wenn es darum ging, seine Soldaten in einer scheinbar ausweglosen Situation moralisch aufzurüsten, zeigt A. mittels eines Abschnitts aus dem *Bellum civile* (3, 73); auch

diesen Textabschnitt präsentiert A. zunächst in deutscher Übersetzung und dann im lateinischen Original, damit man seine anschließende Interpretation verfolgen kann (85f.). A. nimmt in gleicher Weise den Leser an die Hand, führt ihn durch den Text, macht auf wichtige inhaltliche Aussagen aufmerksam, bezieht entscheidende sprachliche Besonderheiten des Textes mit in die Interpretation ein, stellt wiederum wichtige Schlüsselwörter und Wertbegriffe (*fortuna, virtus, felicitas* usw.) heraus, so dass der Leser erkennen kann, wie Caesar sprachliche Mittel eingesetzt hat, um erfolgreich zu sein. Anschließend bietet A. weitere kurze Beispiele dafür, welcher taktischer Mittel Caesar sich bediente, um sich selbst ins rechte Licht zu stellen und andere zu überreden bzw. zu überzeugen, sei es durch kleine Sätze oder gar mit einzelnen Wörtern (90f.).

In den folgenden beiden Kapiteln verbindet A. Untersuchungen zu Caesar und Cicero, indem er die Rede *Pro Marcello* untersucht (93ff.) und, ausgehend von einer Stelle in Ciceros Schrift (*De officiis* 1,21,82), das Verhältnis der beiden zueinander beleuchtet. Die Interdependenz zwischen rhetorischer Theorie und rednerischer Praxis steht im nächsten Abschnitt im Vordergrund (109ff.); der programmatischen Schrift Ciceros *De inventione* widmet A. einige interessante Ausführungen. Während im folgenden Abschnitt die Rede *Pro Archia* interpretiert wird, prüft A. im letzten Abschnitt des zweiten Kapitels Ciceros Beziehungen zur Philosophie und zur Musik, einem Bereich, dem Michael von Albrecht ebenfalls sehr zugeneigt ist.

Im dritten Kapitel stehen die römischen Geschichtsschreiber SALLUST, LIVIUS und TACITUS im Focus (133 - 184). Alle Abschnitte sind so aufgebaut, dass der Leser nach einer kurzen Einleitung einen Originaltext mit vorheriger deutscher Übersetzung vor Augen hat, dem Erläuterungen zu Text und Autor folgen. Sprachliche Besonderheiten werden ebenso berücksichtigt wie rhetorische, stilistische und intertextuelle Details. Jeder Abschnitt endet mit einem gehaltvollen Schlusswort.

Im letzten Kapitel befasst sich A. mit SENECA und einigen Autoren der Spätantike: HIERONYMUS, SYMMACHUS, AUGUSTINUS (185 - 233).

Bei der Darstellung des Verhältnisses zwischen Seneca und NERO konzentriert sich A. auf Textabschnitte aus *De clementia* (1,19) und *De brevitate vitae* (1). Er verfährt bei der Behandlung ebenso wie bereits im Kapitel über Caesar und Cicero. Der Briefliteratur gilt A.'s besonderes Interesse bei der Interpretation eines Textes von Hieronymus (*epist.* 21,20f.). Das Spiel mit den rhetorischen Traditionen steht im Mittelpunkt der Betrachtungen eines Textes von Symmachus (*Relatio* 3,8, - 10), im letzten Abschnitt untersucht der Verfasser Augustins Musikverständnis in seiner Schrift *Confessiones* (219f.). Den Band beschließen die Anmerkungen (235ff.) und ein Register (Namen und Sachen in Auswahl (261 - 266).

In ähnlicher Weise wie der erste Band sind auch die beiden anderen Bände aufgebaut. In Band 2 stehen die größten Dichter Roms im Zentrum: HORAZ und VERGIL erhalten jeweils einen eigenen Abschnitt, ein dritter Abschnitt führt in die Dichtung nach Vergil ein und berücksichtigt Dichter wie LUCAN, VALERIUS FLACCUS, SILIUS ITALICUS und CLAUDIAN. Eine wichtige These Michael von Albrechts ist, dass die klassische Prosa Ciceros Voraussetzung für die klassische Dichtung eines Vergil oder Horaz ist. Daher hat A. die Anordnung gewählt, im ersten Band die Werke Ciceros zu behandeln und in den anderen Bänden die Dichter. Er betont aber auch, dass eine Interdependenz zwischen Prosa und Poesie besteht, denn schließlich habe Seneca die Werke OVIDS sehr gut gekannt und diese Kenntnisse für seine Texte fruchtbar eingesetzt. Für A. ist es ein Forschungsdesiderat, dass die Beziehungen zwischen Dichtung und Rhetorik nicht genügend erforscht sind, ja die These sei falsch, dass es sich hierbei um unvereinbare Gegensätze handle (Bd. 2, 9). Im ersten Abschnitt analysiert A. die Satiren des Horaz, den Brief an Albius und die Römeroden. Da ihm viel an der Musik liegt, prüft er das Verhältnis von Musik und Dichtung bei Horaz.

Einen breiten Raum im Band nimmt das Kapitel über Vergil ein. Natürlich steht die Behandlung der *Aeneis* im Vordergrund, vor allem die Protagonisten Aeneas, Dido und Turnus, aber auch einige Gleichnisse werden einer genauen Untersuchung unterzogen. A. geht auch Fragen nach der Entstehung des epischen Werkes Vergils nach,

widmet sich sowohl der Erzähltechnik als auch der Geschichtsauffassung. Wie intensiv Vergil auf die späteren Dichter gewirkt hat veranschaulicht A. sehr instruktiv an den bereits genannten Dichtern wie Lucan, Silius Italicus und auch Claudian.

In Band 3 verfährt A. wiederum chronologisch und befasst sich zunächst mit LUKREZ (15 - 55), dann mit CATULL und den Elegikern (57 - 202), um schließlich OVID im dritten Kapitel zu behandeln (203 - 277). Bereits in der Einführung liefert A. den Beweis für die Tatsache, dass ein lateinisches Wort vielfältige Bedeutungen haben kann; illustriert wird dies am Beispiel von *foedus*, ein Begriff, der in der Grundbedeutung übersetzt werden kann mit: das politische Bündnis. Lukrez hingegen bezeichnet mit *foedus* die Atomverbindungen, während Catull darunter „seinen freien Liebesbund mit Lesbia“ (9) versteht. Im ersten Beitrag zu Lukrez zeigt A. auf, dass der Dichter mit seinem Werk *De rerum natura* die Menschen von Furcht befreien möchte. Nach A. ist Lukrez kein Atheist, sondern warnt vor falscher Götterfurcht und deren willkürlichem Gebrauch, Schrecken und Gewalt zu rechtfertigen. Es wird anschaulich erklärt, wie sehr Lukrez auf die Nachfolger bis zu den Kirchenvätern Einfluss gehabt hat. Im zweiten Beitrag stellt A. die Relevanz des Dichters für die europäische Kultur heraus. Sein literarisches Werk zeigte eine starke Wirkung nicht nur auf Autoren, die philosophisch oder materialistisch ausgerichtet waren, sondern auch auf Moralisten, Verfasser von Satiren und Komödien. Zahlreiche Autoren sehen sich in der Tradition des Lukrez, von der Antike über DANTE bis GRÜNBEIN.

Im zweiten Kapitel steht die Behandlung der römischen Elegie im Vordergrund. Verständlicherweise beginnt A. mit dem Werk CATULLS, das – wie auch die *Opera* von LUKREZ, APULEIUS und TACITUS – lediglich aufgrund einer einzigen Handschrift, die ins Mittelalter gelangte und Grundlage für spätere Texteditionen war, in die Neuzeit gerettet werden konnte. Auch hier – wie bei den anderen Autoren – werden vielfältige Aspekte beleuchtet und stets an originalen Textstellen genauestens untersucht. Dabei wird besonders klar, dass das Fach Latein kein reines Kulturfach werden darf, bei dem man lediglich mit Übersetzungen arbeitet; vielmehr beweist

Michael von Albrecht bei allen Beiträgen, dass der Blick in die lateinischen Originaltexte, die Arbeit mit ihnen für das Verständnis der jeweiligen Autoren eine unabdingbare Voraussetzung darstellt, um diese Texte angemessen interpretieren und beurteilen zu können.

Dass A. in diesem Band OVID an letzter Stelle behandelt, ist sicherlich kein Zufall, denn er hat sich mit diesem bedeutenden Dichter immer wieder auseinandergesetzt. Ihm gilt der allerletzte Abschnitt des dreibändigen Oeuvres. In anderen Publikationen hat sich A. intensiv mit den Metamorphosen befasst, so dass er sich jetzt auf die *Amores*, die *Heroides* und das Gesamtwerk konzentrieren kann. Die *Amores* stellen das Erstlingswerk des Dichters dar. A. lenkt den Blick auf den Aufbau des Werkes und vergleicht diesen mit den Metamorphosen; beide Werke weisen ähnliche Strukturen auf, allerdings mit Variationen. Hier ist nicht der Platz, alle beobachteten Details auch nur anzuschneiden, doch ist die Lektüre des Abschnitts sehr zu empfehlen. In dem Kapitel über die *Heroides* thematisiert A. die Begriffe: Romanisierung und Identitätsschöpfung und deren Bedeutung. Das Spiel mit der Tradition, vor allem die Auseinandersetzung mit HOMER, wird am Briseis-Brief illustriert. Ein besonderes Anliegen des Verfassers ist die Untersuchung von Nachfolgern antiker Autoren; in diesem Fall bot sich BALDERICH VON BOURGUEIL an, da die Anzahl der Publikationen zu diesem Autor minimal ist. Hierbei zeigt sich auch, dass A. anderen Forschern große Wertschätzung entgegenbringt, denn er betont, die Briefe von Paris und Helena aus Ovids Heroiden seien von ausgezeichneten Interpreten untersucht (WALTHER KRAUS, BERND LATTA, UTA FISCHER und anderen) (253). Die Beziehungen zwischen Dichter und Leser erklärt A. am Beispiel Ovid (259ff.). A. lässt am Ende des Buches Ovid mit seinen Gedanken an eine junge Dichterin (*Tristia* 3,7) zu Wort kommen und analysiert feinsinnig diesen Brief (269ff.).

Abschließend lässt sich feststellen, dass Michael von Albrecht einen äußerst wichtigen Beitrag zum besseren Verständnis der lateinischen Literatur geleistet hat. Zahlreiche Abschnitte sind bereits an anderer Stelle veröffentlicht, aber stets sind sie verändert und gründlich überarbeitet

worden, so dass man die drei Bände als eine organische Einheit betrachten kann. Viele feinsinnige Interpretationen, interessante Anregungen und neuartige Ansätze tragen dazu bei, dass die Lektüre ein Genuss für jeden Interessierten ist, eine Bereicherung, die sich keine Lehrkraft des Lateinischen und keine Studentin / kein Student der klassischen Sprachen und Literaturen entgehen lassen sollte. Die Texte sind sehr angenehm zu lesen. Eine Fülle von bibliographischen Hinweisen findet der Leser in den Anmerkungen oder auch in den anderen Werken desselben Autors. Die drei vorgelegten Bände werden auf lange Zeit ein zentrales Standardwerk bilden.

DIETMAR SCHMITZ, Oberhausen

*Marcus Tullius Cicero, Pro Archia poeta. Verteidigung für den Dichter Archias. Übersetzt, hg. und mit einem Essay von Carsten Schmieder. Berlin 2010. Hybris. 98 S. EUR 26,90 (ISBN 978-3-939735-02-1).*

Der Latinist und Kulturwissenschaftler CARSTEN SCHMIEDER, bislang hervorgetreten durch eine Dissertation (Zur Konstanz erotischer Erfahrung: Martial, Juvenal, Pasolini. Berlin 2006), weitere Studien zu HORAZ, SENECA d. J. und MARTIAL sowie durch eine kommentierte Edition und Übersetzung der „Disputatio juridica“ des Bremer Juristen FRIEDRICH WOLPMANN (Berlin 2007; s. dazu W. M. in: Mlat. Jb. 43, 3, 2008, S.494 - 496), legte 2010 eine zweisprachige Edition der schmalen Rede CICEROS für den griechischen Dichter A. LICINIUS ARCHIAS vor. Neben der juristischen Problematik, die dessen angefochtenes Bürgerrecht betrifft, geht es in diesem Kleinod politischer und kulturhistorischer Rede um Fragen der Enkulturation literarischer Bildung und um Werbung für ambitionierte Bildungsanstrengungen der römischen Gesellschaft. Eine übersetzungstheoretische Betrachtung sowie ein Essay zu Ciceros Selbstbild als *summus orator* sind beigegeben.

Einen gewissen Schatten auf Schmieders Publikation dürfte die zeitgleich erschienene Monographie des Althistorikers ALTAY COSKUN (Cicero und das römische Bürgerrecht. Die Verteidigung des Dichters Archias. Einleitung, Text, Übersetzung und historisch-philologischer Kommentar, Göttingen 2010, 178 S.) werfen. Schmieder

kommentiert den Text mehr als knapp (40) und macht in einer ebenso schlanken editorischen Notiz (42 - 43) deutlich, dass er „vorwiegend auf die handschriftliche Überlieferung, wie sie die kritischen Apparate anbieten“, zurückgegriffen hat; der Codex a heißt übrigens nicht ‚Laurentinus‘, sondern ‚Laurentianus‘. Da auch Schmieders Kapitel ‚Cicero und seine Rede Pro Archia poeta‘ (44 - 48) ebenso knapp die Rede kontextualisiert, kann man glücklicherweise zu Coskun greifen, der über textkritische, literarhistorische, staatsrechtliche und allgemein-historische Fakten äußerst solide aufklärt.

Schmieders Übersetzung, die nunmehr mit M. FUHRMANN'S (1978) und A. Coskuns Übersetzung konkurriert, ist geschmeidig und fein orchestriert und gibt die verschiedenen Timbres des Orator Cicero adäquat wieder. Den schwierigen Mittelweg zwischen möglichst großer Nähe am Original und Lesbarkeit für den modernen Benutzer ist gewahrt, wenngleich Schmieder einige wenige Ungenauigkeiten – auch im lateinischen Text – unterlaufen sind: §8 statt „*His tu tabulas*“ lies „*Hic ...*“, §12 statt „*somnus retardit*“ lies „... *retardarit*“, §19 statt „*repondent*“ lies „*respondent*“. Strittig könnte z. B. die Übersetzung §12 „Stress“ für „*contentio*“ oder §19 „*non ... moveamur*“ für „uns sollte ... kalt lassen“ bleiben. In der synoptischen Übersetzung finden sich ebenfalls einige Versehen und Eigenwilligkeiten: §9 statt „*Licinus*“ lies „*Licinius*“, §24 statt „*Theophanis*“ lies „*Theophanes*“ (so auch S. 98, richtig dagegen S. 94), *ibid.* statt „gefunden hat“ lies „gefunden hast“ (*inveneras*). Und helfen folgende Verdeutschungen tatsächlich das Original besser zu verstehen: §8 „*nobilissimi homines*“ „Menschen von größter Glaubwürdigkeit“ (hoch angesehene), §14 „*plenae sapientium voces*“ „unerschöpflich die Gesänge der Dichter“ (... die Worte der Weisen), *ibid.* „*profligatorum hominum ... impetus*“ „Übergriffe der Schlägertrupps“ (Verworfenener), §20 „*a quo sua virtus optime praedicaretur*“ „Dessen, wessen Kunst am meisten gepriesen werde“ (von dem seine [!]Tüchtigkeit am besten gepriesen werde), §21 „*totius belli ore ac faucibus ereptam*“ („für den Rest des Krieges entzogen“ statt „dem gefräßigen Rachen des Krieges entzogen“)?



Auf knapp 40 irritierenden Seiten (46 - 84) rechnet Schmieder in den Kapiteln „Cicero als ‚Problem des Übersetzers‘“ und „Der ‚*summus orator*‘“ vor allem mit Cicero und der bisherigen Cicero-Forschung ab – irritierend deshalb, weil seine Kritik pauschal und mitunter aggressiv formuliert ist. Er reiht sich somit in die Cicero-Kritik ein, die in der Tradition der pseudosallustischen „*Invectiva in Ciceronem*“ steht (zu dieser Rezeption s. G. M. MÜLLER, in: Der Neue Pauly, Supplemente, Bd. 8, 2013, 277 - 296). Schmieders Verdikte sind wenig hilfreich, zumal sie meist affirmativ gehalten sind. Zwar legt er im lesenswerten übersetzungstheoretischen Kapitel (49 - 57) genau Rechenschaft über den Transfer in die Zielsprache anhand der Begriffe *virtus* und *humanitas* ab, deren Bedeutungsspektrum im Deutschen bekanntermaßen kaum adäquat wiedergegeben werden kann. Andererseits konstatiert Schmieder am Beispiel der ‚*Archiana*‘, dass „das auf uns gekommene Cicero-Bild ... Resultat seiner Medienstrategie“ ist, und plädiert dafür, „Ciceros gesamtes hinterlassenes Oeuvre erneut zu examinieren“ (46 - 47). QUINTILIANS positive Einschätzung Ciceros führt Schmieder übrigens auch darauf zurück, dass „Latein nicht seine Muttersprache war“ (47). Unverzagt meint Schmieder, dass „Cicero für den heutigen Leser kaum zu ertragen ist“ (ibid.), bescheinigt der wissenschaftlichen Cicero-Rezeption „intellektuellen Inzest“ und „Blindheit“ (48) und ermittelt den „blinden Fleck“ bzw. „den toten Winkel der Reflexion bisheriger Philologie, die (Geistes)Wissenschaft sein will“ (57). Folgerichtig zeichnet sich das Kapitel über Ciceros Selbstverständnis als *summus orator* (58 - 84) durch ein hochfrequentes, ironiefreies Cicero-Bashing aus, z. B. „Denken in superlativischer Dimension“ (60), „dramaturgisch-rhetorisches Brimborium“, „Ciceros *summus orator* erfüllt ... weder ein Ideal, noch taugt er als Begriff“ (62), „Ruhm- wie Nachruhmgefasel“, „Unsterblichkeitsgerede im *Somnium Scipionis*“ (66). Allenthalben finden sich charakterologische Aussagen wie „selbstsüchtig, zwanghaft, larmoyant, ängstlich, sentimental und nach übergroßer Anerkennung strebend ... steigert sich um der Anerkennung willen in einen fast krankhaften Altruismus“ (z. B. S. 71). Ferner plädiert Schmieder (82 - 83) für eine „Reevaluie-

rung“ des Bildes von Cicero und das „Aufzeigen tieferliegender verborgener Schichten in Ciceros Schriften“ und decouvriert ihn als „eine hochgradig pathologische Persönlichkeit“, dem er schließlich „Größenwahn“ (84) attestiert.

Angesichts des aerobatischen Duktus des Essays sind einige Versehen gering zu veranschlagen: „Tyro“ (statt Tiro, S. 46), „pulchiora“ (statt pulchriora, S. 77), „fateo“ (statt fateor, S. 78) und „*sermonium*“ (statt *sermonum*, ibid.) sowie „Meines“ (statt Meinens, S. 50 und S. 51), „Sternkopf“ (statt Sternkopf, S. 88) und „Ilias“ (statt Ilias, S. 90). Der KUNERT-Freund wäre übrigens für die Quelle des Zitats (59) dankbar gewesen.

Am Ende des Bandes findet sich ein Literaturverzeichnis (86 - 88), eine Prosopographie der historischen Namen (90 - 95) sowie ein Namensverzeichnis (96 - 98).

Für die von Schmieder so heftig inkriminierte Cicero-Forschung ist der Band letztlich ein Gewinn, weil sie sich mit der scharfen Ablehnung einer modernen Ciceromastix künftig im Widerspruch auseinandersetzen muss.

WOLFGANG MAAZ, Berlin

Wiebke Friese: *Die Kunst vom Wahn- und Wahrsagen – Orakelheiligtümer in der antiken Welt*. Darmstadt/Mainz: Verlag Philipp von Zabern 2012, 150 Seiten, EUR 24,99 (ISBN 978-3-8053-4597-2).

Das Buch der Hamburger Klassischen Archäologin, Kunsthistorikerin und Religionswissenschaftlerin WIEBKE FRIESE ist die verkürzte, für Laien ausgelegte Fassung ihrer bereits 2010 im Franz-Steiner-Verlag publizierten Dissertation „Den Göttern so nah. Architektur und Topographie griechischer Orakelheiligtümer“,<sup>1</sup> die KATJA SPORN 2012 ausführlich besprochen hatte.<sup>2</sup> Der Band (im Zabern-Verlag) soll nun im Hinblick auf die anvisierte Zielgruppe seine Tauglichkeit erweisen. Positiv hervorzuheben ist der Versuch, Fachliteratur einer interessierten Öffentlichkeit zugänglich zu machen. Jedoch scheint das Ergebnis keineswegs gelungen. Zunächst seien die falschen oder wechselnden Schreibweisen von Namen erwähnt, vor allem solcher, die aus dem Griechischen transkribiert wurden. Diese sind so zahlreich, dass sie hier nicht einzeln

Erwähnung finden können. Bereits die Originalfassung der Dissertation wurde wegen vieler Schreibfehler kritisiert.<sup>3</sup> Ganz unverständlich ist also die Nichtberücksichtigung dieser Kritik. Gerade uneinheitliche Schreibweise erschwert das Lesen (Bspw.: „Saqquara“ – „Saqqara“, S. 16f.; „Krösus“, S. 40 & 114 – „Kroisos“, S. 54; ebenso wechselnde C/K-Schreibung transkribierter Begriffe durch das ganze Buch hindurch). Die Verwendung schlichtweg falscher Begriffe wie „Schaffungslegende“ (statt „Schöpfungslegende“, S. 9) oder „Ottomanen“ (statt „Osmanen“, S. 23) oder falsche Schreibweise allgemein bekannter Namen (wie „Jaweh“ statt Jahwe, ab S. 12 im gesamten Buch) sind höchst ärgerlich, die Lust am Lesen vergeht einem schnell. Während diese Fehler durch ein gutes Lektorat hätten vermieden werden können – die promovierte Lektorin hat all das übersehen –, finden sich zusätzlich solche, die auf Verwendung veralteter Fachliteratur beruhen, eine Tatsache, die auch Sporn bereits bemängelte.<sup>4</sup> Ein Beispiel ist „Gothenkönig“ (S. 90). Die Bezeichnung „Gote“ oder „Goten“ wurde im 19. Jahrhundert regulär mit „th“ geschrieben, seit dem Jahrhundertwechsel jedoch ohne „h“. Unklar – und damit vor allem für Laien irreführend – drückt sich die Autorin aus, wenn sie mit Orakelsprüchen beschriebene Kalksteinplättchen als „Ostraka“ bezeichnet (S. 16), ohne darauf hinzuweisen, dass eigentlich alle sekundär beschriebenen Gefäßfragmente so bezeichnet werden und der Begriff sich nicht ausschließlich auf diese spezielle Periode, diesen speziellen Ort und diese sehr spezielle Verwendung bezieht. Die Autorin traut dem Laienleser viel Vorwissen zu, weshalb sie geeignete Erklärungen weglässt. Doch scheint sie sich an anderer Stelle kaum mit dem aktuellen Stand der von ihr angerissenen Forschungsbereiche beschäftigt zu haben. Das zeigt sich z. B. daran, dass sie Schamasch (im Buch „Shamash“, d. h. in der englischen Schreibweise, was wiederum Verwirrung stiften kann, S. 9, in der Dissertation sogar nur „Samas“<sup>5</sup>) lediglich als „Gott der Justiz“ bezeichnet und seine Haupteigenschaft als Sonnengott außer Acht lässt (die bereits aus dem Namen hervorgeht, da š/s-m-š/s in zahlreichen semitischen Sprachen „Sonne“ bedeutet). Erst hieraus resultiert Schamaschs Aufgabe als Gott der

Gerechtigkeit und Justiz.<sup>6</sup> Auch gibt es Hinweise auf Eingeweihteschau nicht erst seit dem zweiten (S. 9), sondern bereits seit dem dritten Jahrtausend v. Chr.<sup>7</sup> Besonders peinlich ist die in der Bildunterschrift sich selbst widersprechende Angabe einer mesopotamischen Tonleber als „Bronzeleber aus Ton“ (S. 11 – Abb.1) – ein kurzer Blick auf die Internetseite des British Museum hätte das verhindern können, wo nicht nur dieses Objekt beschrieben wird, sondern sogar exakt dasselbe Foto zu sehen ist.<sup>8</sup> Komplette Unwissendheit scheint die Autorin, wenn sie von „Pharao AMENHOTEP I. und sein[em] Architekt IMHOTEP“ (S. 13) spricht, die gemeinsam posthum Vergöttlichung erfahren haben sollen. Dass Pharao Amenhotep I. (besser bekannt als AMENOPHIS I., 18. Dynastie, 1525 - 1504) vielleicht der erste war, der ein Grab im Tal der Könige einrichten ließ (so auf S. 13 angemerkt),<sup>9</sup> ist aber auch schon das einzige, was an den Ausführungen stimmt. Imhotep lebte nicht zur Zeit der 18. Dynastie, sondern war der Baumeister der Stufenpyramide des Pharaos DJOSER zur Zeit der 3. Dynastie in Sakkara (um 2600 v. Chr.). Er wurde – erst nach dem Ende des Neuen Reichs – zusammen mit dem Beamten Amenhotep, „Sohn des Hapu“, der zur Zeit Amenhoteps III. (18. Dynastie, um 1400 v. Chr.) lebte, in der Volksreligion als „Brüderpaar“ verehrt, obwohl Imhotep über 1000 Jahre zuvor gelebt hatte.<sup>10</sup> Der Sachverhalt wird von der Autorin komplett falsch dargelegt. Den Schein der angestrebten Interdisziplinarität kann die Autorin auch an weiteren Stellen nicht wahren. So führt sie kurzerhand den Begriff des „Schamanismus“ ein (S. 30) und beruft sich hierbei allein auf die Theorie von MIRCEA ELIADE. Ihr scheint nicht nur die Problematik des Begriffs, sondern auch die wissenschaftliche Kontroverse seit dessen Schamanismusbuch<sup>11</sup> – seit immerhin gut 60 Jahren – unbekannt zu sein. Kurzerhand erklärt sie Schamanen zu „Medizinmännern“ und beschränkt das Phänomen auf die Besessenheit eines Mediums, ohne darauf hinzuweisen, dass selbst nach Eliade gerade die „Seelenreise“ – die für antike Orakel auch nach Eliade unbekannt ist<sup>12</sup> – zu den bestimmenden Faktoren des Schamanismus gehört.<sup>13</sup> Dem Ganzen setzt die Autorin die Krone auf, indem sie zwei Neoschamaninnen quasi als Autoritäten zu

Wort kommen lässt. Sie schließt schließlich von diesem recht jungen und von Esoterik, christlicher Mystik und östlicher Philosophie durchdrungenen (mit dem ursprünglichen Schamanismus kaum mehr etwas gemein habenden) Phänomen auf die Antike und macht bei der delphischen Pythia „ähnliche Erfahrungen“ aus (S. 30) – ein Vergleich, der nicht nur aufgrund der zeitlichen Distanz hoch problematisch ist. Des Weiteren lernen wir von der Autorin auf S. 127, dass bereits „im 1. Jh. v. Chr.“ – also vor Christi Geburt! – sich „erste christliche Glaubensgemeinschaften“ gebildet haben sollen, und auf S. 128, dass bereits Kaiser KONSTANTIN auf dem Konzil von Nicäa 325 n. Chr. das Christentum zur Staatsreligion erklärt habe (was erst unter THEODOSIUS 381 n. Chr. geschah). Eine wirkliche Unverschämtheit gegenüber dem Leser ist jedoch der letzte Absatz auf Seite 124f. Dieser fand sich bereits 2009 mit leichten Abweichungen in der deutschsprachigen Wikipedia<sup>14</sup> und wurde dort im Laufe der Zeit geringfügig verändert. So wurde 2012 aus „hellenistischer Kultur“ „griechischer Kultur“<sup>15</sup> (wobei die Änderung von einem sich als IT-Spezialist und „in keinsten Weise als Kunsthistoriker“ outenden Wikipedia-Autor stammt).<sup>16</sup> Dieser jüngeren Version entspricht der hier vorliegende Absatz fast wortwörtlich. Es ist nicht einzusehen, welchen Sinn ein populärwissenschaftliches Werk haben soll, wenn man die Informationen fast wortwörtlich und kostenlos im Internet finden kann. Noch dazu hat Wikipedia den Vorzug, dass hier die Quelle angegeben wird.<sup>17</sup> Ist also das vorliegende Buch für populäre Wissensvermittlung geeignet? Nein! Leser mit Vorwissen werden sich schon über falsche Schreibweisen aufregen und über falsch dargestellte Sachverhalte ärgern. Leser ohne Vorwissen hingegen werden desinformiert und durch uneinheitliche Schreibweisen verwirrt. Verlag, Lektorin und Autorin haben sich mit diesem Buch keinen Gefallen getan.

#### Anmerkungen:

- 1) Friese, Wiebke: Den Göttern so nah. Architektur und Topographie griechischer Orakelheiligtümer. Stuttgart: Steiner 2010.
- 2) Sporn, Katja: Rezension zu: Wiebke Friese, Den Göttern so nah. Architektur und Topographie

griechischer Orakelheiligtümer, Stuttgart: Steiner 2010, in: Göttinger Forum für Altertumswissenschaft (GFA), 15, 2012, S. 1025 - 1033.

- 3) Sporn 2012, S. 1031 - 1033.
- 4) Sporn 2012, S. 1026 u. 1029.
- 5) Friese 2010, S. 224.
- 6) Krebernik, Manfred: „Sonnengott. A. I.“ In: Reallexikon der Assyriologie, 12, 2011, S. 599 - 611. S. 605.
- 7) Maul, Stefan M.: Die Wahrsagekunst im Alten Orient. München: C. H. Beck 2013, S. 185f.
- 8) [http://www.britishmuseum.org/explore/highlights/highlight\\_objects/me/c/clay\\_model\\_of\\_a\\_sheeps\\_liver.aspx](http://www.britishmuseum.org/explore/highlights/highlight_objects/me/c/clay_model_of_a_sheeps_liver.aspx) (07.01.2014).
- 9) Es wird angenommen, dass vielleicht sein Vorgänger Ahmose I. (Begründer der 18. Dynastie) ein Grab im Tal der Könige errichten ließ (Dodson, Aidan: After the Pyramids – The Valley of the Kings and Beyond. London: The Rubicon Press 2000. S. 23 weist ihm das Grab KV 32 zu). Jedoch ist auch die Zuordnung des Grabes KV39 zu Amenophis I. noch unsicher (s. Reeves, Nicholas & Wilkinson, Richard H.: The Complete Valley of the Kings. London: Thames and Hudson 1996, S. 88f.).
- 10) Wildung, Dietrich: Imhotep und Amenhotep. Gottwerdung im alten Ägypten (= Münchner ägyptologische Studien, Bd. 36). Berlin/München: Deutscher Kunstverlag 1977.
- 11) Eliade, Mircea: Schamanismus und archaische Ekstasetechnik. Frankfurt a. M.: Suhrkamp 1975 (Original: Le chamanisme et les techniques archaïques de l'extase. Paris: Editions Payot 1951).
- 12) Eliade selbst beschäftigt sich nur kurz mit dem antiken Griechenland (Eliade 1975, S. 369 - 375): gerade die griechischen Orakelheiligtümer haben aus seiner Sicht „nichts ‚Schamanisches‘“ (S. 369 – Anm. 21). Das verschweigt die Autorin dem Leser.
- 13) „[...] der Schamane ist der Spezialist einer Trance, in der seine Seele den Körper zu Himmel- und Unterweltfahrten verläßt.“ Eliade 1975, S. 15.
- 14) Sibylle (Prophetin)“ → „Die jüdische Sibylle“ ([http://de.wikipedia.org/wiki/Sibylle\\_%28Prophetin%29#Die\\_j.C3.BCdische\\_Sibylle](http://de.wikipedia.org/wiki/Sibylle_%28Prophetin%29#Die_j.C3.BCdische_Sibylle) 07.01.2014). Der Absatz erschien zuerst in der Version vom 16. Januar 2009 um 18:11 Uhr. ([http://de.wikipedia.org/w/index.php?title=Sibylle\\_%28Prophetin%29&direction=next&oldid=55407842#Die\\_J.C3.BCdische\\_Sibylle](http://de.wikipedia.org/w/index.php?title=Sibylle_%28Prophetin%29&direction=next&oldid=55407842#Die_J.C3.BCdische_Sibylle) Abgerufen: 07.01.2014). Dies ist mithilfe der „Versionsgeschichte“ bei Wikipedia einfach nachzuprüfen.

- 15) [http://de.wikipedia.org/w/index.php?title=Sibylle\\_%28Prophetin%29&oldid=82659028#Die\\_j.C3.BCdische\\_Sibylle](http://de.wikipedia.org/w/index.php?title=Sibylle_%28Prophetin%29&oldid=82659028#Die_j.C3.BCdische_Sibylle) (Abgerufen: 07.01.2014).
- 16) Wikipedianutzer „Beatus61“ (<http://de.wikipedia.org/wiki/Benutzer:Beatus61>) Abgerufen: 07.01.2014).
- 17) „vgl. Artikel Sibyllen; in: Meyers Großes Konversations-Lexikon, Band 18. Leipzig 1909, S. 419“ ([http://de.wikipedia.org/wiki/Sibylle\\_%28Prophetin%29#cite\\_note-4](http://de.wikipedia.org/wiki/Sibylle_%28Prophetin%29#cite_note-4)) Abgerufen: 07.01.2014).

LÁSZLÓ M. SIMON-NANKO, Berlin

*Kürschners Deutscher Gelehrten-Kalender 2014. Bio-bibliographisches Verzeichnis deutschsprachiger Wissenschaftler der Gegenwart. 26. Ausgabe. 4 Bände. Berlin, Boston: De Gruyter. XIII, 4689 S. Zus. EUR 399,- (ISBN 978-3-11-030257-8).*

Der Kürschner erscheint wieder jährlich. (Zur 25. Ausgabe s. FC 1/2013, 80.) Er beruht „größtenteils auf den Auskünften der verzeichneten Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftler sowie auf umfangreichen Recherchen der Redaktion“. Neu aufgenommen sind 1200 Personen, darunter der georgische Gräzist RISMAG GORDESIANI (Universität Tbilisi, Mitglied der Sächsischen und der Georgischen Akademie der Wissenschaften), der regelmäßig auch in deutscher Sprache publiziert, und – vorerst nur mit einigen von der Redaktion ermittelten Daten – der FU-Neogräzist PECHLIVANOS sowie (wie schon in der 25. Ausgabe) der Berliner Philosoph und Semiotiker Prof. MICHAEL FRANZ, unter anderem Verfasser des Buches „Von Gorgias bis Lukrez“. Man vermisst den Latinisten OLEG (HELGUS) NIKITINSKI. Er lehrt an den Universitäten Moskau und Münster; zu seiner Publikation „*De laudibus Monasterii Westphaliae metropolis*“, Neapel 2012, s. ANDREAS FRITSCH, FC 3/2012, 221f. Von ERNST VOGT erschien zuletzt „Literatur der Antike und Philologie der Neuzeit. Ausgewählte Schriften“, s. FC 4/2013. Bei WOLFGANG MIEDER fehlt „Wie anders wirkt dies Zitat auf mich ein! Johann Wolfgang von Goethes entflügelte Worte...“ (2011; wird in „Proverbium“ [Vermont] besprochen) und „Neues von Sisyphus. Sprichwörtliche Mythen der Antike...“ (2013; wird hier besprochen).

Alle im vorliegenden Kürschner-Band nicht oder verkürzt wiedergegebenen Eintragungen sind online verfügbar. Einmal mehr muss auch hier festgestellt werden: Dass heute nicht mehr komplette Publikationslisten gedruckt werden, ist verständlich, aber wenn es z. B. Bd. 4, S. 4018 heißt: „250 Aufsätze, zuletzt...“ und dann nur Veröffentlichungen der Jahre 2008 - 10 folgen, der Verfasser jedoch zuletzt 2011 Gelegenheit hatte, seine Bibliographie zu aktualisieren – (Redaktionsschluss der Ausgabe 2014 war September 2013) –, so ist das keine „Auswahlbibliographie der aktuellsten und wichtigsten Publikationen“; dieser in der Homepage formulierte Anspruch muss für die Zeit bis zum Redaktionsschluss auch für die Buchausgabe gelten, wenn dort ein „möglichst vollständiger Überblick über die Entwicklung des wissenschaftlichen Lebens“ (S. VII) versprochen wird. Mit dieser Hochstapelei muss Schluss sein. An Auszeichnungen ist im nächsten Band das Verdienstkreuz I. Klasse des Verdienstordens der Bundesrepublik für unseren Schriftleiter ANDREAS FRITSCH zu erwähnen. Der Nekrolog verzeichnet u. a. den Klassischen Philologen, Literaturwissenschaftler, Rhetoriker WALTER JENS (zu ihm zuletzt FC 2/2013, 152ff.), den Literatur- und Bibliothekswissenschaftler PAUL RAABE und die Historikerin INGRID MITTENZWEI (sie hat sich besonders mit FRIEDRICH DEM GROSSEN beschäftigt, s. Weimarer Beiträge 57, 2011, 454ff.). Im Register der Wissenschaftler nach Fachgebieten vermisst man den Islamologen und Arabisten ANDREAS CHRISTMANN (Bd. 1, 528); allerdings existieren im Register beide Fächer nicht. Die Arabisten sind unter „Altorientalistik Semitistik, Ägyptologie“ (4, 4646) erfasst, aber auch dort fehlt Christmann; immerhin ist er bei „Islamwissenschaften“ (4, 4478) angeführt. – Man ist dem Verlag De Gruyter für viele wertvolle Veröffentlichungen, nicht zuletzt auf dem Gebiet der Altertumswissenschaft dankbar (s. FC 2/2006, 152) und hofft nun weiterhin auf einen „Kürschner“, der den von ihm selbst geweckten und durchaus berechtigten Erwartungen entspricht.

JÜRGEN WERNER, Berlin

### Angebot einer Studienfahrt nach Sizilien in den Herbstferien 2014

Sizilien ist eine Reise wert – vor allem aus Sicht des klassischen Philologen und Althistorikers! Klingende Namen wie Agrigent mit den vielleicht eindrucksvollsten archäologischen Ausgrabungen auf Sizilien, – Syrakus, die kulturelle Heimatstadt namhafter Dichter und Denker wie SIMONIDES VON KEOS, PINDAR und AISCHYLOS, oder die griechische Gründungskolonie Selinunt mit weitläufiger Akropolis und imposanten Tempelanlagen in strategisch günstiger Lage direkt am Mittelmeer. Charakteristisch für sie ist das bedeutende Heiligtum der Demeter geworden – wohl nicht zuletzt wegen des umfangreichen Weizenanbaus in dieser fruchtbaren Region. Insbesondere CICERO dürfte wohl mit seinen Reden gegen VERRES Sizilien ein Vermächtnis hinterlassen haben, von dem die beiden Kontrahenten wohl nichts geahnt hätten. Soll doch Verres aus dem Tempel der Diana von Segesta eine Götterstatue geraubt haben; Segesta war jene griechische Pflanzstadt, die im Peloponnesischen Krieg Athen zur Hilfe gegen Selinunt gerufen hat. Im kollektiven Gedächtnis bleibt die geradezu bukolisch anmutende Idylle der Gegend um Henna, jenes Hochplateaus, auf dem sich das berühmte Ceresheiligtum befindet und der schöne Mythos von Dispater, dem Gott der Unterwelt, verortet wird, der auf seinem Gespann aus der Erde hervorbrach, um Proserpina, die Tochter der Ceres, zu rauben. Der sagenumwobene Ort geht als „Nabel Siziliens“ (*umbilicus Siciliae*) in die Kultur- und Menschheitsgeschichte ein (Cic. *in Verrem* IV 105f.); hier lässt sich die Bedeutung des berühmten Reliefs von Triptolemos begreifen, der aus den Händen der Demeter eine Ähre als Symbol erhält mit dem Auftrag, durch Vermittlung der Kunst des Ackerbaus die Versorgung und Ernährung der Menschheit sicherzustellen. –

Zu jeder eindrucksvollen Reise gehören natürlich auch die Annehmlichkeiten landestypischer Spezialitäten, menschliche Begegnungen und nicht zuletzt bequeme Unterkünfte und eine

kompetente Begleitung. Auf Wunsch können auch Hospitationen an Gymnasien in Sizilien arrangiert werden.

Im Folgenden finden Sie das Programm für zwei Angebote:

1. Studienrundreise durch Sizilien,
2. Studienreise in Kombination mit Hospitationen an sizilischen Gymnasien.

Anmeldungen zur Studienreise im Herbst nimmt als Kontaktperson Frau Dr. ANGELIKA MORYSON-ZANNINI aus Modena/Italien entgegen. Frau Dr. Moryson-Zannini ist Dozentin für Literatur an der Universität Bologna und Modena und kommt ursprünglich aus Deutschland. Sie wird die Studiengruppe begleiten und für eine archäologisch geschulte, deutschsprachige Reiseleitung sorgen. Sie verfügt vor Ort in Sizilien über nützliche Kontakte. Die Anreise erfolgt von privat; günstige Hin- und Rückflüge (Catania – Hannover) gibt es bereits ab ca. 200,- Euro pro Person. Die Studienreise im Herbst 2014 ist vom 25. Oktober - 1. November vorgesehen. Eine weitere Studienfahrt ist in den Osterferien 2015 geplant. Die Leistungen und Preise entnehmen Sie bitte dem Anhang (s. u.). Kontakt und Anmeldung: [angelika.moryson@gmail.com](mailto:angelika.moryson@gmail.com) oder Mobil: 333-3313670

#### I. Vorgesehenes Programm – Studienreise nach Sizilien

1. Tag: Am Vormittag Ankunft auf dem Flughafen Fontanarossa Catania. Weiterreise im Reisebus nach Himera, Besichtigung der Ruinen und Weiterfahrt nach Solunt. Weiterreise nach Palermo und eventuell Besichtigung des Archäologischen Museums. Unterkunft in einem 4-Sterne-Hotel. Abendessen und Übernachtung.
2. Tag: Frühstück und Abfahrt nach Erice, Segesta und Mozia. Weiterfahrt nach Selinunte. Unterkunft in einem 4-Sterne-Hotel. Abendessen und Übernachtung.
3. Tag: Nach dem Frühstück Besichtigung von Selinunte. Weiterfahrt nach Eraclea Minoa und Besichtigung. Unterkunft in einem 4-

Sterne-Hotel in Agrigent. Abendessen und Übernachtung.

4. Tag: Frühstück und Besichtigung der Valle dei Templi. Weiterfahrt nach Gela mit Besichtigung; Weiterfahrt nach Piazza Armerina und Besichtigung der Villa Romana. Weiterfahrt nach Syrakus zum Hotel Panorama, einem Hotel, in dessen Garten sich das Grab des Tyrannen Agathokles befindet. Abendessen und Übernachtung.
5. Tag: Frühstück und anschließende Besichtigung des archäologischen Parks von Syrakus. Mittagessen im Hotel. Besuch des Museums Bellomo und der Insel Ortigia. Abendessen im Hotel und Spaziergang durch Ortigia (*Ortigia by night*).
6. Tag: Frühstück und Abfahrt nach Palazzolo Acreide, Besichtigung des griechischen Theaters und der Barockstadt. Mittagessen frei in der Rostbraterei-Konditorei Corsino. Rückfahrt zum Hotel und Nachmittag frei. Abendessen und Musikabend.
7. Tag: Frühstück und Abfahrt nach Noto, Weltkulturerbe der UNESCO. Weiterfahrt nach Avola, Besichtigung der Stadt und Kostprobe der lokalen Spezialitäten.
8. Tag: Frühstück und Abfahrt zu dem griechischen Theater von Taormina und den Ausgrabungen von Catania, abhängig von den Abflugzeiten.

## II. Alternativ auf Anfrage:

### Studienreise nach Sizilien mit dem Angebot von Schul – und Unterrichtshospitationen

1. Tag: Am Vormittag Ankunft auf dem Flughafen Fontanarossa Catania. Weiterreise im Reisebus nach Himera, Besichtigung der Ruinen und Weiterfahrt nach Solunt. Weiterreise nach Palermo und eventuell Besichtigung des Archäologischen Museums. Unterkunft in einem 4-Sterne-Hotel. Abendessen und Übernachtung.
2. Tag: Frühstück und Abfahrt nach Erice, Segesta und Mozia. Weiterfahrt nach Selinunte. Unterkunft in einem 4-Sterne-Hotel. Abendessen und Übernachtung.
3. Tag: Frühstück und Besichtigung von Selinunte. Weiterfahrt nach Eraclea Minoa und

Besichtigung. Unterkunft in einem 4-Sterne-Hotel in Agrigent. Abendessen und Übernachtung.

4. Tag: Frühstück und Besichtigung der Valle dei Templi (Tal der Tempel). Weiterfahrt nach Gela, einem der antiken Orte Siziliens. Weiterfahrt nach Piazza Armerina und Besichtigung der Villa Romana. Weiterfahrt nach Syrakus zum Hotel Panorama, einem Hotel, in dessen kleinem Garten sich das Grab des Tyrannen Agatocle befindet. Abendessen und Übernachtung.
5. Tag: Frühstück und Hospitation in den Unterrichtsstunden an Gymnasien in Syrakus. Mittagessen im Hotel Panorama und anschließende Besichtigung des Archäologischen Parks von Syrakus sowie des Museums Bellomo. Abendessen im Hotel und Spaziergang durch Ortigia (*Ortigia by night*)
6. Tag: Frühstück und Hospitation in den Unterrichtsstunden an Gymnasien in Syrakus. Am Nachmittag Besichtigung des griechischen Theaters in Palazzolo Acreide. Abendessen im Hotel und Übernachtung.
7. Tag: Frühstück im Hotel. Zusammenkunft mit Persönlichkeiten der Stadt in einem historischen Gebäude. Mittagessen im Hotel und Reise nach Noto, Weltkulturerbe der UNESCO. Rückfahrt nach Syrakus über Avola und Kostprobe von lokalen Spezialitäten.
8. Frühstück und, abhängig von den Abflugzeiten, Besichtigung des griechischen Theaters von Taormina und der Ausgrabungen in Catania.

### Studienreise Sizilien

#### Preise für November 2014 - März 2015

Unterkunft in folgenden Hotels:

- 1 Nacht in Palermo:  
Hotel Magaggiari 4 Sterne
- 1 Nacht in Selinunte:  
Hotel Admento 4 Sterne
- 1 Nacht in Agrigento:  
Hotel Baia di Ulisse 4 Sterne
- 4 Nächte in Syrakus:  
Hotel Panorama 4 Sterne

Der Preis enthält folgende Leistungen:

- Reisebus entsprechend der Gruppenstärke
- Übernachtung und Verpflegung des Fahrers
- Parkplatz, Autobahngebühren und Versicherungen
- Deutschsprachiger Begleiter mit amtl. Zulassung für die gesamte Reise
- Übernachtung und Verpflegung des Begleiters, soweit erforderlich
- Lokale Touristenführer in Palermo, Monreale, Selinunte, Agrigent, Piazza Armerina und Syrakus
- 7 Übernachtungen in 4-Sterne-Hotels
- Kurtaxe wo vorgesehen
- Unterkunft in Doppelzimmern mit Bad, Fernseher und Kühlschrank
- Halbpension im Hotel oder in Palermo in Restaurants
- Versicherung Europ Assistanz Polizza N° 8401639
- 1 DZ frei für Ihren Gruppenleiter bei 30 zahlenden Gästen

Nicht enthalten sind:

- Eintrittskarten für Museen und archäologische Parks
- Gepäckbeförderung und Extras
- Alles, was nicht ausdrücklich als enthalten vereinbart gilt

Bus:

35 Plätze bei 25 – 30 Teilnehmern

€ 558,- pro Person

50 Plätze bei 31 – 34 Teilnehmern

€ 538,- pro Person

50 Plätze bei mehr als 35 Teilnehmern

€ 518,- pro Person

Einzelzimmer: + € 140,-

Bezahlung: 30% bei Buchung, Restbetrag vor Ankunft der Gruppe

FRIEDGAR LÖBKER, Aurich

### **Lateintagung zu Andreas Vesalius (1514 - 1564)**

Anlässlich des 500. Geburtstags des bedeutenden Arztes und Anatomen ANDREAS VESALIUS veranstaltet die *Academia Latinitati Fovendae* im Rahmen ihrer Jahrestagung in Rom (vom 30. bis 31. Mai 2014) ein *Conventiculum Vesalianum* mit

einer Reihe lateinischer Vorträge. Der flämische Mediziner Vesal gilt als Begründer der neuzeitlichen Anatomie und des morphologischen Denkens in der Medizin. Er war Leibarzt KARLS V. und PHILIPPS II. von Spanien. Bahnbrechend und bis heute berühmt ist sein 1543 in Basel gedrucktes Werk *De humani corporis fabrica libri septem*. Es erschien übrigens im selben Jahr wie das revolutionäre Werk von NICOLAUS COPERNICUS *De revolutionibus orbium coelestium*. Vesals mit rund 200 Abbildungen (VON JAN STEPHAN KALKAR) „in phantastischer Qualität illustriertes Buch setzte einen neuen Standard in der Anatomie. Hinzu kam die anschauliche und ausführliche Beschreibung der gesamten Anatomie in klassischem Latein; hierbei bezeichnete Vesal als erster die Strukturen in den Abbildungen mit kleinen Buchstaben, Leitsystem für den nebenstehenden Text – eine bis heute übliche Verweisform.“ (KARL-HEINZ LEVEN: *Geschichte der Medizin. Von der Antike bis zur Gegenwart*. München: Beck 2008, S. 38.) Darauf, dass die Geschichte der Medizin einen (wenn auch bescheidenen) Platz im heutigen Lateinunterricht beanspruchen darf, haben in der jüngeren Vergangenheit mehrere fachdidaktische Publikationen hingewiesen. Exemplarisch seien genannt:

WOLFGANG ZAPPE: *Forschen, Helfen, Verdienen. Der Arzt in der Antike. Ein Kurs für den Lateinunterricht der 10.-12. Jahrgangsstufe. Texte mit Erläuterungen. Arbeitsaufträge und Begleittexte*. Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht, 2. Aufl. 1994. (In der Reihe EXEMPLA – Lateinische Texte, hrsg. v. HANS-JOACHIM GLÜCKLICH, Heft 4. Dazu erschien ein Lehrerkommentar von W. Zapfe in der Reihe CONSILIA: *Antike Medizin im Unterricht*.) – DIETMAR SCHMITZ: *Lektüre Latein. Antike Medizin. Texte mit Anmerkungen und Zusatzmaterial*. Freising: Stark 2003. – Vgl. hierzu D. Schmitz: *Plädoyer für die Lektüre von römischen Fachschriftstellern. Illustriert am Beispiel des Themas: Kunst und Ethos des Arztes. Texte zur antiken Medizin unter besonderer Berücksichtigung von CELSUS: De Medicina*. *Forum Classicum* 45, 3/2002, 186-192. – Der von einem Zeitgenossen Vesals, dem Arzt und Humanisten JANUS CORNARIUS (1500-1558), ins Lateinische übersetzte „Eid des Hippokra-

tes“ wurde schon 1956 von ALFONS FITZEK zur Lektüre im Lateinunterricht empfohlen (Geistige Grundlagen Europas. Lateinisches Lesebuch für die Oberstufe, 4. Aufl. Frankfurt/M. u. a. 1968), ebenso von W. ZAPFE, D. SCHMITZ (s.o.), FRIEDRICH MAIER (Grundtexte Europas, Bamberg. Buchner 1995) u. a. –

Die eingangs erwähnte internationale Tagung befasst sich jedoch nicht nur mit Andreas Vesalius. Das (vorläufige) Programm mit dem Arbeitsthema *De Andrea Vesalio, de re medica, de medicis Latinarum litterarum auctoribus* enthält, wie man sieht, auch angrenzende Themen:

ANDREAS FRITSCH: *De locutionibus ac proverbiiis Latinis, quae ad valetudinem pertinent.*

LAETITIA BROGANELLI: *Morbos imperii tractare. De medicina in carminibus Claudianeis.*

NICOLAUS DE MICO: *Medicus empiricus, vulgus pium.*

TERENTIUS TUNBERG: *De Erasmo artis medicae laudatore.*

GAIUS LICOPPE: *De Vesalii pondere in historia medicinae.*

CHRISTIANUS LAES: *De corporibus cadaveribusque inveniendis necnon perscrutandis. Comparantur Galenus et Vesalius.*

VIDO GIGLIONE: *De Campanellae opere, c.t. Medicinalia.*

HORATIUS ANTONIUS BOLOGNA: *De Iulio Caesare Baricello medico.*

THEODERICUS SACRÉ: *De Eduardo Jennero in carminibus Latinis obvio (nondum constat).*

IOHANNES CAROLUS ROSSI: *Vocabula de re medica novata.*

Genauere Auskunft über Ort und Ablauf der Tagung erteilt Prof. Dr. DIRK SACRÉ (Universität Leuven): [Dirk.Sacre@arts.kuleuven.be](mailto:Dirk.Sacre@arts.kuleuven.be).

ANDREAS FRITSCH

## Aus den Lateinischen Nachrichten des Finnischen Rundfunks vom 7.3.2014

*Occidentales res a Russia gestas damnant*  
*Moderatores occidentales vim militarem damnant,*  
*qua Russia Ucrainae minitatur. Barack Obama,*  
*praesidens Americanorum, monuit legibus interna-*  
*tionalibus a Russia violatis effectum iri, ut Russia*  
*et politice et oeconomice secluderetur. John Kerry,*

*minister a rebus exteris Americanorum, dixit Rus-*  
*siam agere, velut si adhuc duodevicesimo saeculo*  
*viveremus. Praesidens Finniae Sauli Niinistö cense-*  
*bat Russiam, cum bellum Ucrainae ostentaret, res*  
*contra ius gentium gerere. Urgebat maximi esse, ut*  
*colloquia inter Unionem Europaeam et Russiam*  
*continuarentur. Finnis quidem nullam esse causam*  
*sollicitudinis, sed omnes partes ad temperantiam*  
*hortandas esse.*

### **Putin: „Bellum contra Ucrainam gerere nolumus“**

*Die Martis (4.3.) praesidens Vladimir Putin*  
*diurnariis convocatis affirmabat Russiam contra*  
*populum Ucrainae bellum gerere nolle neque pro-*  
*positum habere, ut Paeninsulam Tauricam Russiae*  
*adiungeret. Res militares esse tamen possibles sed*  
*interim non necessarias. Censebat conversionem*  
*rerum in Ucraina contra legem fundamentalem*  
*factam esse. Concedebat quidem corruptionem in*  
*Ucraina culmen periculosum attigisse et Victorem*  
*Janukovits in politica posthac nihil valere. Sed*  
*monuit praesidentem suffragiis electum ex munere*  
*remove legibus contrarium esse. Interrogatus*  
*Putin respondit nullum in Ucraina hoc tempore*  
*esse praesidentem, unde patet Alexandrum Turtsi-*  
*nov, praesidentem ad interim, ab eo non agnosci.*

(TUOMO PEKKANEN)

### **Dank an Frau Christina Martinet**

Seit Heft 1/2004 hat unsere Kollegin Frau Oberstudienrätin CHRISTINA MARTINET (Karlsruhe) die Anzeigenverwaltung unserer Zeitschrift mit großem Erfolg betreut. Aus persönlichen Gründen musste sie diese Funktion nach nunmehr zehn Jahren niederlegen. Der Deutsche Altphilologenverband und die Redaktion seiner Zeitschrift ist Frau Martinet zu großem Dank verpflichtet. Durch ihre Tätigkeit wurden nicht nur viele wichtige Neuerscheinungen der Verlage, soweit sie Themen des altsprachlichen Unterrichts berühren, frühzeitig angezeigt; durch die Einwerbung der Anzeigen wurde auch der Haushalt des Verbandes spürbar entlastet. Ihr sei an dieser Stelle für ihre ehrenamtliche Mühe und Arbeit ganz herzlich gedankt. Der Vorstand wird demnächst einen Vorschlag für ihre Nachfolge beschließen.

ANDREAS FRITSCH



**Autoren dieses Heftes** (siehe Impressum, ferner):

Dr. Sandra D o n n e r , Kulturstadt Wolfenbüttel e.V., Geschäftsführerin, Geschäftsstelle Rathaus,  
Stadtmarkt 7, 38300 Wolfenbüttel, *s.donner@versus-wf.de*

Friedgar L ö b k e r , Fachleiter für Latein und Griechisch, Studienseminar Leer, 26789 Leer,  
*friedgar@loebker-online.de*

Dr. Wolfgang M a a z , Wundtstraße 46, 14057 Berlin

Dr. Wolfgang S c h i b e l , Heidelberg, *wolfgang.schibel@gmail.com*

Dr. Michael P. S c h m u d e , Schillerstraße 7, 56154 Boppard-Buchholz, *m.p.schmude@web.de*

Lászlo M. S i m o n - N a n k o , Student der Vorderasiatischen Archäologie, Altorientalischen  
Philologie und Religionswissenschaft an der Universität Tübingen,  
Wustrower Straße 3, 13051 Berlin, *laszlosimon@web.de*

Heinz-Jürgen S c h u l z - K o p p e , 50735 Köln, Schriftleiter des Mittbl. des DAV-Landesverbandes  
NRW, *schulz-koppe@t-online.de*

Hermann S c h u l z e - B e r n d t , OstR, Am Ritterstein 3,48455 Bad Bentheim,  
*hermann.schulze-berndt@t-online.de*

Prof. Dr. Jürgen W e r n e r , Peter-Huchel-Str. 40, 12619 Berlin, *Juergen@werner-berlin.net*

Christoph W u r m , OstR, Humboldtstr. 25, 44137 Dortmund, *ChrWurm@aol.com*

Dr. Lothar Z i e s k e , Nerzweg 1 a, 22159 Hamburg, *lotharzieske@gmx.net*

**FORUM CLASSICUM im Internet**

Das FORUM CLASSICUM sowie sein Vorgänger, das Mitteilungsblatt des Deutschen Altphilologenverbandes, finden Sie von Heft 1/1994 an auf der Homepage des DAV ([www.altphilologenverband.de](http://www.altphilologenverband.de)) unter dem Link „Veröffentlichungen“ / „Forum Classicum“ als PDF-Dateien bereitgestellt. Ein Inhaltsverzeichnis sämtlicher Hefte seit 1958 finden Sie auf der Homepage der Humboldt-Universität zu Berlin (<http://www.klassphil.hu-berlin.de/fachgebiete/didaktik/indices/zeitschriften-und-reihen/forum-classicum>).

**Bitte an die Verfasser von Rezensionen**

Besprechungen für das Forum Classicum sollen den Umfang von zwei (bis höchstens drei) DIN-A-4-Seiten nicht überschreiten und auf Fußnoten möglichst verzichten. Anmerkungen sollen nach Möglichkeit in den Text eingearbeitet werden. Zur besprochenen Publikation sind genaue Angaben erforderlich: Vor- und Nachname des Autors bzw. der Autoren oder Herausgeber, Titel des Werks, Erscheinungsort, Verlag, Erscheinungsjahr, Seitenzahl, Preis, ISBN-Nummer. Zum Verfasser der Rezension erbitten wir folgende Angaben (soweit möglich und sinnvoll): Vorname, Name, Titel, Funktion / Dienstbezeichnung, dienstliche und/oder private Postanschrift, Telefonnummer, E-Mail-Adresse.

**Wichtiger Hinweis:** Mit allen Fragen, die die Mitgliedschaft im DAV oder das Abonnement dieser Zeitschrift betreffen, wende man sich bitte nicht an den Bundesvorsitzenden. Für Fragen der Mitgliedschaft sind die Vorsitzenden der 15 Landesverbände zuständig, deren Anschriften am Ende dieses Heftes abgedruckt sind. Für Institute und Abonnenten ohne Mitgliedschaft im DAV ist der Buchners Verlag zuständig (siehe Impressum).

## DEUTSCHER ALTPHILOLOGENVERBAND

### Adressen der Landesvorsitzenden

- 1. Baden-Württemberg**  
StD Dr. Helmut Meißner  
Hubstraße 16  
69190 Walldorf  
*hmeissner@gmx.de*
- 2. Bayern**  
StD Harald Kloiber  
Pfalzgrafenstr. 1e  
93128 Regenstauf (Oberpfalz)  
Tel.: (0 94 02) 76 52  
*harald.kloiber@t-online.de*
- 3. Berlin und Brandenburg**  
StD Dr. Josef Rabl  
Kühler Weg 6a  
14055 Berlin  
Tel.: (0 30) 3 01 98 97  
*Josef.Rabl@t-online.de*
- 4. Bremen**  
Imke Tschöpe  
Rackelskamp 12  
28777 Bremen  
*tschoepe@nord-com.net*
- 5. Hamburg**  
OStRin Ellen Pfohl  
Baron-Voght-Str. 187  
22607 Hamburg  
Tel.: (0 40) 82 01 32  
*pfohl.rudolf@freenet.de*
- 6. Hessen**  
StDin Christa Palmié  
Hünsteinstr. 16  
34225 Baunatal  
Tel.: (0 56 01) 96 50 66  
*chr.palmie@t-online.de*
- 7. Mecklenburg-Vorpommern**  
Christoph Roettig  
Slüterufer. 15  
19053 Schwerin  
Tel.: (03 85) 73 45 78  
*ac.roettig@arcor.de*
- 8. Niedersachsen**  
StD Burghard Gieseler  
Elritzenweg 35  
26127 Oldenburg  
Tel.: (04 41) 60 01 736  
*www.NAVonline.de*
- 9. Nordrhein-Westfalen**  
StD Dr. Nikolaus Mantel  
Graf-Spee-Str. 22  
45133 Essen  
Tel. (0201) 42 09 68  
*nikolausmantel@web.de*
- 10. Rheinland-Pfalz**  
OStD Horst Dieter Meurer  
Schloßwiesenstraße 42  
56457 Westerburg  
*HDMeurer@web.de*
- 11. Saarland**  
StR'in Christiane Siewert  
Sulzbachtalstr. 194  
66280 Sulzbach  
Tel. (0 68 97) 6 45 51  
*christianesiewert@gmx.de*
- 12. Sachsen**  
Dieter Meyer  
Arltstr. 8  
01189 Dresden  
Tel.: (03 51) 3 10 27 61  
*ud-mey-dd@t-online.de*
- 13. Sachsen-Anhalt**  
Jörg Macke  
Wülperoder Straße 31  
38690 Vienenburg  
Tel.: (0 53 24) 78 75 81  
*jrgmacke@aol.com*
- 14. Schleswig-Holstein**  
OStD Rainer Schöneich  
Kieler Gelehrtenschule  
Feldstr. 19  
24105 Kiel  
Tel. priv.: (04 31) 31 16 72  
*r.i.schoeneich@t-online.de*
- 15. Thüringen**  
Gerlinde Gillmeister  
Humboldtstraße 7  
07743 Jena  
Tel. priv. (0 36 41) 55 12 90  
*g.gillmeister@web.de*

(Stand: Dezember 2013)

# Der Mensch auf der Suche ...

Texte von Platon, Xenophon, Homer und Herodot

## Lesebuch Griechisch für die Jahrgangsstufe 10

Herausgeber:

Volker Berchtold und Benedikt van Vugt

Autoren:

Volker Berchtold, Michael Körber, Benedikt van Vugt  
und Sybille Wendl

Unter Mitarbeit von Josef Kuske

248 S., vierfarb., zahlr. Abb., geb.

€ 21,95 ISBN 978-3-14-012150-7

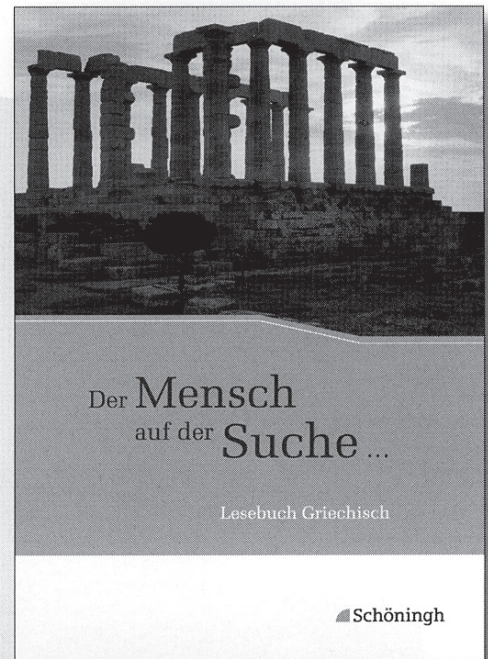
Der Lektüreband besteht aus drei großen Texteinheiten, die in der Jahrgangsstufe 10 verpflichtend oder fakultativ zu unterrichten sind:

- Der Mensch auf der Suche nach Wahrheit – Die Person des Sokrates
- Der Mensch auf der Suche nach geschichtsbestimmenden Kräften – Herodot, Historien
- Der Mensch auf der Suche nach Identität – Homer, Odyssee

Der Lektüreband möchte einerseits der Tatsache Rechnung tragen, dass der griechische Grammatikunterricht im achtjährigen Gymnasium in der Praxis oft unter Zeitdruck steht, so dass nicht alle Phänomene der Morphologie und der Syntax nachhaltig gesichert werden können. Andererseits soll in der 10. Klasse eine zügige Lektüre möglich sein, um wertvolle Texte, die die Substanz des Griechischunterrichts bilden, in ihren Inhalten und ihrem Zusammenhang zu erfassen. Gezielte Wiederholungen, hilfreiche Vorbereitungen auf die Texterschließung und verknüpfende Sicherung der Ergebnisse sind daher die Charakteristika dieser Lektüreausgabe.

Um diese Ziele zu erreichen, enthält der Band folgende Elemente:

- Vorentlastung durch gezielte Wiederholung relevanter grammatischer Phänomene sowie durch Vokabelwiederholung
- Kompetenzorientierte Arbeitsaufträge zur Textreflexion und zur Sicherung des Wissens sowie zur eigenständigen Erarbeitung der Grundkenntnisse
- Kurze Zusammenfassung wichtiger Begriffe der literarischen Gattung
- Aufbau eines statistisch gesicherten Lektürewortschatzes
- Gezielte Wiederholung des Grundwortschatzes aus dem Grammatikunterricht



Preisänderungen vorbehalten. Stand 01.01.2014

Schöningh Verlag | Postfach 2540 | 33055 Paderborn

Telefon 0800 / 18 18 787 (freecall)

info@schoeningh-schulbuch.de

www.schoeningh-schulbuch.de

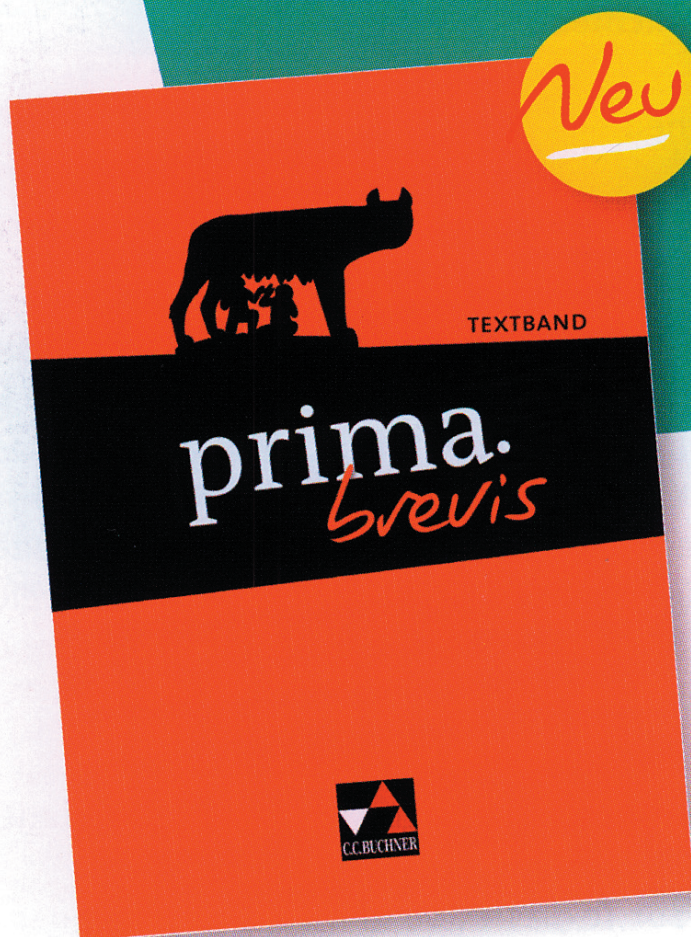
 **Schöningh**

**B 4044**

Deutsche Post AG

Postvertriebsstück  
Gebühr bezahlt

C. C. Buchners Ve  
Postfach 1269  
96003 Bamberg



Für die Bedingungen von  
**Latein als dritter und  
vierter Fremdsprache**  
wurde die erfolgreiche  
prima.nova-Konzeption  
gezielt weiterentwickelt.

**prima.**  
*brevis*

**Unterrichtswerk für Latein  
als dritte und spätbeginnende  
Fremdsprache**

Herausgegeben von  
Clement Utz und  
Andrea Kammerer

**Textband**

ISBN 978-3-661-**41000-5**,  
175 Seiten, € 22,40

**Begleitband**

ISBN 978-3-661-**41001-2**,  
159 Seiten, € 18,40

Begleitmaterial befindet sich  
in Vorbereitung.



C. C. Buchner Verlag GmbH & Co. KG  
Laubanger 8, 96052 Bamberg  
Tel.: +49 951 16098-200  
Fax: +49 951 16098-270  
E-Mail: [service@ccbuchner.de](mailto:service@ccbuchner.de)  
Web: [www.ccbuchner.de](http://www.ccbuchner.de)